

# PSYCHOLOGIE MIT

# PSI!

**JULE EISENBUD**

Die Bedeutung der Psi-Kräfte  
für die Analyse und Therapie  
der menschlichen Psyche –  
ein neuer Weg der Wissenschaft  
vom Unbewußten in der Seele.

**SCHERZ**

«Auch in der sorgfältigsten Analyse einer Psyche gibt es Dunkelstellen, deren Ursachen unerklärlich bleiben», musste Sigmund Freud, der Vater der Psychoanalyse, vor siebzig Jahren zugeben. Jetzt zeigt sich, dass die Quelle solcher dunklen Äusserungen des Unterbewusstseins, wie wir sie alle aus Träumen, Ahnungen und plötzlichen Eingebungen kennen, oft aussersinnliche Wahrnehmungen sind. Unser sechster Sinn arbeitet, ohne dass wir uns dessen bewusst werden.

Daraus ergibt sich:  
Die herkömmliche Art der Psychoanalyse und Psychotherapie ist zwar keineswegs überholt, aber sie ist auch nicht die einzig mögliche.

Der angesehene amerikanische Psychiater und Psychologe

Fortsetzung hintere Klappe

beza.

**Psychologie  
mit PSI**

Jule Eisenbud

# **Psychologie mit PSI**

Die Bedeutung der PSI-Kräfte  
für die Analyse und Therapie  
der menschlichen Psyche –  
ein neuer Weg der Wissenschaft  
vom Unbewußten in der Seele.

Scherz  
Bern München Wien



1985. 2593

(63083)

Einzig autorisierte wissenschaftliche Teamwork-Übersetzung  
aus dem Amerikanischen.

Titel des Originals: »Psi and Psychoanalysis«.

Schutzumschlag: Typobild Becker.

Erste Auflage 1974.

Copyright © by Grune & Stratton, Inc., New York.

Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag Bern und München.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,  
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und  
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

*Für meine Frau Molly und unsere  
Kinder Joanna, John und Eric*

# Inhalt

1	Die analytische Situation	9
2	Die geschlossene Entsprechung	23
3	Die offene Entsprechung	33
4	Die Hypothese der gemeinsamen Ursache und die Kommunikationshypothese	39
5	Die Psi-Hypothese	47
6	Probleme der Validierung	71
7	Anwendungsmöglichkeiten der Psi-Hypothese	111
8	Psi-Symbole in Träumen	159
9	Die Stimmen des Schweigens	183
10	Psi in der Analyse	221
11	Psi und Soma	255
12	Vorbereitungs- und Pufferreaktionen	269
13	Zur Para-Psychopathologie des Alltagslebens	279
14	Die Aufgabe alter Gewohnheiten	313
15	Der therapeutische Wert der Psi-Hypothese	321
16	Psi – eine Dimension des menschlichen Geistes	337
	Dank	349
	Bibliographie	351
	Personen- und Sachregister	371

Die Psychoanalyse beschäftigt sich mit Entsprechungen zwischen Ereignissen verschiedener Art: Gedanken, Träumen, Gefühlen und vielen anderen Verhaltensäußerungen, zum Beispiel mit dem, was jemand sagt und tut oder den physiologischen Veränderungen, die auftreten, wenn jemand mit anderen Menschen in bestimmten Situationen in Beziehung tritt. Der Hauptbeitrag der Psychoanalyse bestand in einer Reihe zusammenhängender Hypothesen, die auf der Annahme sogenannter unbewußter psychischer Funktionen beruhen. Diese Hypothesen helfen einem Beobachter menschlichen Denkens und Verhaltens, verschiedene Ereignisse sinnvoll aufeinander zu beziehen, die sonst leicht als zusammenhanglos und rein zufällig angesehen werden könnten.

Es gibt inzwischen viele Arten von Entsprechungen, die die Psychoanalyse mit mehr oder weniger großem Erfolg in das Netz von Determinanten einbezogen hat, das durch ihre Haupthypothesen geschaffen wurde. Gelegentlich jedoch können Entsprechungen beobachtet werden, die in keines der üblichen Bezugssysteme zu passen scheinen, hauptsächlich deswegen, weil einem nicht ohne weiteres vernünftige Erklärungen einfallen, mit deren Hilfe die beobachteten Daten »eingeordnet« werden könnten. Solche Entsprechungen werden meist ohne weitere Überlegung einer vage definierten Kategorie von »zufälligem Zusammentreffen« subsumiert, und es wird kaum ein Versuch unternommen, zu verstehen, warum solche manchmal verblüffenden Koinzidenzen auftreten.

Hier einige Beispiele für derartige Entsprechungen. Das erste Beispiel gehört zu der Kategorie von Entsprechungen, die sich aus dem Vergleich von Träumen verschiedener Personen ergeben.

Eine Patientin träumt: Ich stand an einem Strand. Auf einer der Sanddünen vor mir lagen zwei blaue Teller, die in zwei Teile zerbrochen waren. Der eine war ein blauweißer Eßsteller, der andere ein verzierter Dessertteller. Ich sah eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von Leuten den Strand entlangkommen und überlegte, ob es Landstreicher wären und ob sie die Teller zerbrochen hätten. Als sie jedoch näher kamen, sagten sie, daß sie Schauspieler seien, und fragten, ob ich nicht ihre Vorstellung in einem Theater hier am Ort besuchen wolle. Ich fühlte mich erleichtert.

° In der gleichen Nacht träumte eine andere Patientin: Ich stand an einem Strand und schaute auf riesige, haushohe Wellen, die mich zu verschlingen drohten. Ich war erschrocken, aber fasziniert. Dann spürte ich den Drang, mich in die Wellen zu werfen, aber um dorthin zu gelangen, mußte ich über eine Art Mauer klettern, auf der Geschirr und Nippsachen standen. Ich stieß einen großen blauen Eßsteller herunter, der in zwei Teile zerbrach. Dann hob meine Mutter, die von irgendwoher auftauchte, die beiden Stücke auf und sagte: »Sieh nur, was du getan hast.«

Im manifesten Inhalt dieser Träume gibt es Punkte von auffällender Ähnlichkeit, aber auch eine Reihe von Details, die völlig ohne Zusammenhang zu sein scheinen, wenn man die Träume zueinander in Beziehung setzt. Die Übereinstimmungen sind spezifisch, wenn auch nicht zahlreich: Beide Träume spielen am Strand; Eßsteller sind zerbrochen, und zwar ausdrücklich in zwei Teile; in dem einen Traum ist der Teller blauweiß, im anderen blau.

Wären beide Träume von ein und demselben Patienten geträumt worden, so wäre die Entsprechung von Elementen in diesen Träumen wohl kaum besonders erwähnenswert. Die Tatsache jedoch, daß die Träume von verschiedenen Patienten stammen, wirft die Frage auf, wie so etwas geschehen kann...

Das folgende Beispiel ist etwas komplizierter, da die Entsprechung nicht so klar auf der Hand liegt.

Drei Analyse-Patienten berichten Träume, in denen jeweils ein Element auftaucht, das man zu Elementen in den Träumen der beiden anderen in Beziehung setzen könnte. Ein Patient träumt: Ich schaue auf endlose Reihen von Aspirin-Tabletten, die ganz regelmäßig angeordnet sind, vielleicht ein modernes grafisches Muster. Ich bin aber nicht sicher, ob es nicht doch andere Tabletten sind, irgendein anderes Medikament, vielleicht X. In der nächsten Nacht träumt der zweite Patient: Ich stelle ein Rezept aus über Terpenhydrat mit Kodein und überlege, wieviel Kodein hineingehört.

In der folgenden Nacht träumt ein dritter Patient: Ich finde zwei kleine Pillen in der Tasche meines Morgenmantels. Irgendwie werden die Pillen zu zwei kleinen, einen Tag alten Säuglingen. Ich gerate in Panik. Was soll aus diesen hilflosen Kindern werden?!

In dem einen Traum taucht das Element »Aspirin-Tabletten« oder »ein anderes Medikament« auf, im zweiten »Terpenhydrat mit Kodein«, im dritten »Pillen«. Als gemeinsamen Nenner erkennen wir die Vorstellung eines oral einzunehmenden Medikaments. Indem wir diese Elemente nun miteinander in Beziehung setzen, nehmen wir eine intuitive, aber dennoch wohlüberlegte Abstraktion vor; *wir stellen eine Entsprechung her*. Was haben wir uns darunter vorzustellen? Übereinstimmungen sind nichts »Naturnotwendiges«, sie werden nicht geboren, sie werden »gemacht«.

Wenn zwei Ereignisse aus verschiedenen Bereichen – symbolischen, verhaltensmäßigen, psychosomatischen usw. – als einander entsprechend bezeichnet werden, so hängt die Entscheidung, ob man das akzeptiert oder ablehnt, nicht von strengen Methoden der Beweisführung ab, die von gegebenen Postulaten ausgehen, auf die man sich beziehen könnte, sollte es Zweifel oder Widerspruch geben. Auch kann man nicht immer – wie oft vorgeschlagen wird – Beobachtung und Experiment zu Hilfe rufen, um so eine geeignete Urteilsgrundlage herzustellen. Praktisch muß jede einzelne angenommene Entsprechung nach allen Richtungen hin überprüft werden, sobald von irgendeiner Seite Einwände kommen.

Trotzdem sollten wir versuchen, eine gewisse Übereinstimmung in Punkten von allgemeiner Bedeutung herzustellen, auch



wenn sich diese Übereinstimmung nicht auf jedes einzelne der folgenden Beispiele erstrecken kann. Ich möchte hier keine Definition dessen geben, was eine Entsprechung *ist*, sondern darlegen, wie ich vorgehe, wenn ich Beziehungen zwischen Ereignissen entdecke, die ich dann interpretiere, um irgendeine Entsprechung zwischen ihnen herzustellen.

Zunächst: Was verstehe ich unter »Ereignis«? Ich betrachte als Ereignis alles, was in irgendeiner Form wahrgenommen oder gedacht wird, und das benannt oder beschrieben werden kann: Worte, Gedanken, Gefühle, Träume, Symbole, Gegenstände, Handlungen, Gedrucktes usw. In einzelnen müssen diese »Ereignisse« natürlich genauer bestimmt werden, denn faktisch stellt diese Definition von »Ereignis« eine allumfassende Kategorie dar – ich unterscheide nicht zwischen Dingen und Geschehnissen, die »wirklich« in der physikalischen Welt vorkommen, und Ideen und Symbolen, die nur in Gedanken existieren.

Ich stelle eine Entsprechung zwischen Ereignissen her, indem ich sie vergleiche und Zusammenhänge sehe, die mir von Bedeutung scheinen. Ich kann zum Beispiel eine Perle und einen Planeten nach Form und Glanz vergleichen; ich kann ebenso eine Perle und eine bestimmte Dame aus meiner Bekanntschaft miteinander vergleichen. Ich behaupte, daß sich auf diese Weise eine Entsprechung zwischen diesen »Ereignissen« herstellen läßt. Was für einen Nutzen mir diese Entsprechungen bringen – was ich damit anfangen kann, wenn ich sie einmal aufgestellt habe –, ist eine andere Sache.

Es lassen sich so viele Arten von Entsprechungen denken, wie es Individuen gibt, die in der Lage sind, Ereignisse in einer bestimmten, ihrer Erfahrung gemäßen Hinsicht zu vergleichen. Dabei wird der Grad der allgemeinen Zustimmung zu einer postulierten Entsprechung abhängen von der Zahl der Menschen, die einen bestimmten Erfahrungsbereich teilen. So wird zum Beispiel die rein formale Entsprechung zwischen den C-Dur-Dreiklängen, die auf zwei verschiedenen Instrumenten in derselben Tonlage gespielt werden, wahrscheinlich von den meisten Menschen akzeptiert werden. Der Zusammenhang jedoch, der mit Hilfe der Begriffe der Harmonielehre zwischen einem C-Dur-Dreiklang und dem dazugehörenden Dominantseptakkord hergestellt werden kann,

wäre wohl nicht für jeden einsichtig. Ein unmusikalischer Mensch oder einer, der nur mit klassischer indischer oder japanischer Musik vertraut ist, könnte diese spezifisch »westliche Entsprechung« nicht entdecken.

Bedeutung existiert also nicht als vorgegebener Bezugsrahmen, sie ist kein Raster, in das wir jede Situation oder Beobachtung einordnen können. Eine Bedeutung kann sowohl ausschließlich privat als auch mehr oder weniger allgemeingültig sein. Aber in keinem Fall (ausgenommen bei einem axiomatischen System) können wir etwas Endgültiges über die Richtigkeit einer bestimmten Art, Beziehungen herzustellen, aussagen. Alles was wir sagen können ist, daß diese Art, die Dinge zu sehen, für ein Individuum oder eine bestimmte Anzahl von Personen Bedeutung oder Gültigkeit besitzt. Ist die Anzahl groß, läßt sich im allgemeinen erklären, warum; aber die Tatsache, daß wir für den Grad der allgemeinen Zustimmung zu einer bestimmten Aussage den Grund kennen, sollte nicht verwechselt werden mit einem Nachweis, daß diese Aussage wahr oder falsch ist, auch dann nicht, wenn es sich um sogenannte wissenschaftliche Feststellungen handelt.

Nun zurück zu den Beobachtungsdaten in der analytischen Situation.

Bei den beiden ersten Beispielen haben wir uns mit Träumen verschiedener Personen befaßt, die in bezug auf bestimmte Elemente ihres manifesten Inhalts übereinzustimmen schienen. Wenn ich sage »übereinzustimmen schienen«, meine ich damit, daß wir durch einen von uns vorgenommenen Abstraktionsvorgang etwas aufgestellt haben, was wir »eine Entsprechung zwischen ausgewählten Elementen« nennen wollen. Bei bestimmten Elementen war das nicht allzu schwierig: So schien zum Beispiel der »Strand« des einen Traumes leicht vergleichbar mit dem »Strand« des zweiten Traumes, obwohl wir uns darüber im klaren sein müssen, daß wir eine Entsprechung zwischen zwei verschiedenen Beschreibungen von zwei verschiedenen Plätzen herstellen, von denen jeder mit anderen Details ausgestattet wurde. Dennoch benutzen wir einen einzigen Abstraktionsbegriff: »Strand.«

Der andere Fall – die »Pillengeschichte« – war entschieden

komplexer und verlangte daher ein größeres Abstraktionsvermögen.

Beim nächsten Beispiel sehen wir uns einer noch schwierigeren Situation gegenüber. Wir wollen versuchen, eine Entsprechung nicht zwischen Elementen in zwei verschiedenen Träumen herzustellen, sondern zwischen Elementen eines Traumes und »wirklichen« Ereignissen. Bei der »geschlossenen« Situation der beiden ersten Beispiele, wo es um Querverbindungen zwischen Träumen ging, hatten wir mit gleichartigen Ereignissen zu tun, und der Traum lieferte einen bestimmten Bezugsrahmen, innerhalb dessen wir abstrahieren und vergleichen konnten. Die Situation, die jetzt vorgestellt werden soll, ist nicht so klar umgrenzt. Bei diesem Beispiel für den Typus der »offenen« Form einer Entsprechung handelt es sich um einen meiner eigenen Träume.

Ich streichle und liebe eine dunkelhaarige Frau in einem Negligé. Später komme ich zu einer Art Restaurant. Als ich nach dieser Frau frage, die anscheinend Amanda Stetson heißt, sagt jemand: »Ja, wissen Sie denn nicht? Sie ist gestorben; hat Selbstmord begangen.« Ich bin tief erschüttert.

Ich wachte mit einem wenig angenehmen Gefühl auf. Immer wieder drängte sich der Name »Amanda Stetson« in meine Gedanken, bis ich schließlich begann, mich nach seiner Bedeutung zu fragen. Das erste, was mir in den Sinn kam, war »Amanda Stoughton«, der Name einer Psychoanalytikerin aus Washington, die ich nicht weiter kannte. Auf diesen Namen war ich am Tag zuvor gestoßen, als ich die Mitgliederliste der American Psychoanalytic Association überflog und einen Augenblick wegen des ungewöhnlichen Namens »Amanda« innegehalten hatte.

Als nächstes dachte ich an die dunkelhaarige Frau im Negligé, mit der ich mich im Traum so liebevoll beschäftigt hatte. Ich identifizierte sie sofort als meine Patientin Marian Simpson. Die Verbindung zwischen den Namen ist offensichtlich:

aMAnda	STetSON
MArian	SimpSON
aMAnda	SToughtON

Der erste Teil dieses Traumes schien eine Fortsetzung der erotischen Phantasien zu sein, die während des Tages durch diese Patientin ausgelöst worden waren; in ihrer Analysestunde hatte sie sich betont verführerisch gegeben. Ich beseitige sie offensichtlich in Selbstverteidigung. Das Negligé erinnert mich an eine Episode vor ein paar Monaten, als diese Frau nach einem halbherzigen Selbstmordversuch die Behandlung bei mir gerade angefangen hatte. Kurz darauf rief mich eines Abends eine Freundin der Patientin aus deren Wohnung an, um mich zu warnen: Mrs. Simpson sei schon wieder nahe daran, sich das Leben zu nehmen, und wenn ich eine Katastrophe verhindern wolle, müsse ich so schnell wie möglich herkommen. Ich fuhr sofort hin und stellte gleich fest, daß die Frau angetrunken und in dezidiert erotischer Stimmung war. Sie saß im Negligé aufrecht in ihrem Bett, machte mir eindeutige Avancen und drohte gleichzeitig mit Selbstmord. Die Lösung dieser Situation verlangte allen mir zur Verfügung stehenden Takt.

Offensichtlich hatte ich dieses Ereignis jedoch in bezug auf meine eigenen Gefühle nie richtig bewältigt. Unmittelbar nach diesem Vorfall schlug ich der Patientin vor, zu einer Analytikerin überzuwechseln. Aber ich bestand auf diesen Wechsel nicht mit dem nötigen Nachdruck und hatte es meiner Patientin zu leicht gemacht, mich umzustimmen. In meinem Traum befreie ich mich von weiblichen Analytikern, indem ich Dr. Stoughton töte.

Der Name Amanda erinnert mich jetzt, auf dem Umweg über einige mehr allgemeine Assoziationen, an »Mammi« und an eine Analytikerin (Pederson-Krag), der ich einmal in einer ähnlichen Situation eine junge Frau überwiesen hatte, die in ihr eine liebevolle schwarze Mammi aus dem Süden sah. Ich erinnere mich nun auch, daß diese Patientin Holliman hieß. Der Traum droht, sich als ein wahrer Massenmord zu entpuppen, sowohl an verführerischen Patientinnen als auch an Analytikerinnen, zu denen ich die Patientinnen letztlich doch lieber nicht schicken möchte, denn bezeichnenderweise schneide ich mir diese Rückzugsmöglichkeit ja ab.

An diesem Punkt fiel mir ein anderer Name ein, für den »Amanda Stetson« als ein sehr gutes Substitut betrachtet werden könnte: Der Mann meiner jetzigen Patientin heißt Adam Simp-

son – Adam, Amanda. Es scheint mir jetzt klar, daß neben dem fast zu offensichtlichen Wunsch nach dem Tod meiner hysterischen Versucherin der Wunsch nach dem Tod ihres Mannes besteht, als ein deutliches Wiederaufleben meines ödipalen Wunsches, freie Bahn zu haben. Das vervollständigt ein Muster, das in meinen Träumen wiederholt aufgetaucht ist.

Bald merkte ich, daß die Namensassoziationen zu »Amanda Stetson« noch lange nicht erschöpft waren. Vor einigen Jahren behandelte ich eine depressive Frau mit deutlich schizoiden Zügen, die Brenda Harrison hieß. Die Analyse schien recht gute Fortschritte zu machen, bis eine Reihe äußerer Rückschläge, die alle auf einmal kamen (so die Entwicklung einer ernstesten organischen Erkrankung und die Entdeckung, daß ihr Mann eine Freundin hatte), die Patientin gebrochen und verzweifelt zurückließen. Eines Nachts, nach einer heftigen Szene mit ihrem Mann, beging sie Selbstmord. Ich war schrecklich deprimiert und quälte mich mit Schuldgefühlen, weil ich die analytischen Regeln auch in diesem Fall nicht gebrochen hatte, obwohl eine Liebeserklärung meinerseits die Patientin vielleicht hätte retten können. Rückblickend erkannte ich, daß ich Angst hatte, von den Gefühlen für diese Frau überwältigt zu werden (ähnlich wie in der gegenwärtigen Situation mit Mrs. Simpson).

Einige Monate später beging meine Mutter Selbstmord. Wieder wurde mein Kummer verstärkt durch Schuldgefühle und den (auf einer Verteidigungshaltung beruhenden) quälenden Gedanken, daß ich wegen meines verborgenen Wunsches, sie möge sterben, irgendwie die Bedeutung der Ereignisse, die zu der Tragödie führten, falsch eingeschätzt hatte. Der Mädchename meiner Mutter lautete Abramson, und mir schien nun klar, daß auch er in die endgültige Traumrepräsentation »Amanda Stetson« eingegangen sein mußte. Ich erkannte jetzt ebenfalls, daß das manifeste Element »Restaurant« im Traum – neben dem allgemeinen symbolischen Zusammenhang mit »Mutter« (und gut zahlenden Patientinnen) – überdeterminiert gewesen sein muß, weil es sich von einer spezifischen »Restaurant-Situation« herleiten läßt, in der ich als Kind das letztmal ärgerlich meinen Wunsch nach dem Tod meiner Mutter offen zum Ausdruck brachte.

Ein Jahr danach fand ich mich erneut in der Lage, daß ich eine

Patientin behandelte, deren stärker werdende Depressionen – wiederum in Zusammenhang mit einer Reihe katastrophaler äußerer Ereignisse – durch die Analyse nicht beeinflussbar zu sein schienen. Es ging ihr immer schlechter, und schließlich glaubte sie, Selbstmord sei der einzige Ausweg für sie. An diesem Punkt hatte ich die Wahl, sie entweder gegen ihren Willen in eine Klinik einzuweisen oder ihr die Art von Liebe und Trost zu geben, die eine Mutter ihrem unglücklichen Kind gewährt. Als könnte ich dadurch meine Mutter und Brenda Harrison wieder zum Leben erwecken, wählte ich die zweite Möglichkeit, nachdem ich – als Vorsichtsmaßnahme – meine beabsichtigte Therapie dem damaligen Präsidenten der New Yorker Psychoanalytic Society mitgeteilt hatte. Mit meiner neuen Methode hatte ich Erfolg, doch nun war es schwierig, ja, praktisch unmöglich, zu einem streng analytischen Vorgehen zurückzukehren, so daß ich der Patientin vorschlug, bei einem anderen Analytiker weiterzumachen. Daraufhin verfiel sie natürlich wieder in eine ebenso tiefe Depression wie vorher. Schließlich gelang es mir, sie ohne Gefahr einer Analytikerin zu überweisen. Diese Patientin hieß STOW.

Es schien mir ziemlich klar, daß es in meinem Traum, zusätzlich zu der Situation mit meiner jetzigen Patientin, die der unmittelbare Auslöser meiner Ängste war, Hinweise auf mehrere frühere Situationen gab, in welchen meine ambivalente Gegenübertragungshaltung zu Tragödien oder Beinahe-Tragödien geführt hatte, wobei die Beziehung zu meiner Mutter den Kern der ganzen Problematik bildete. Man kann den Namen »Amanda Stetson« als Sammelbegriff ansehen, der all diese Verbindungen auf anagrammatische Weise enthält. \*

holliMAN

AMANDA

AMANDA

adAM

MARIAN

STOW

STO-TON

STETSON

SimpSON

SimpSON

\* Einige dieser Namen sind natürlich abgewandelte Formen der tatsächlichen, doch wurde dabei die Stellung der entscheidenden Buchstaben oder deren Äquivalente möglichst sorgfältig beibehalten.

AMANDA	STETSON
abrAM	SON
breNDA	harrISON
	pederSON—krag

Das einzige Problem bei diesem Traum: Er ließ mich zurück als einen wahren Massenmörder, auch wenn es sich nur um ein anagrammatisches Massaker handelte, das sich durch die Verdichtung der verschiedenen Namen der Opfer, die beide Seiten der ödipalen Problematik repräsentierten, in den einen Traumnamen »Amanda Stetson« ergeben hatte.

Zweifellos wäre dieser Traum in Vergessenheit geraten, hätte ich nicht zufällig einen Blick auf die Todesanzeigen der Tageszeitung geworfen, wo ich interessiert feststellte, daß ein gewisser Emanuel Sturtz gestorben war. Hier, so ging mir auf, gab es einen angstmildernden Faktor, der ausgezeichnet zu dem mutmaßlichen Schema des Traumes passen würde: ein Name, gefunden in einer »Liste«, genau wie im Fall von »Amanda Stoughton«. Nicht Amanda Stetson (Simpson-Harrison-Stoughton-Stow-Abramson-Pederson-Krag) war also gestorben, sondern jemand, der Emanuel Sturtz hieß, und mit dessen Tod ich nicht das geringste zu tun hatte – abgesehen von der Übereinstimmung der Buchstaben in den beiden Namen

aMANda	STe Tson
eMANuel	STurTz

Die Klangverbindung zwischen beiden scheint mir ins Auge zu springen. Doch wir stellen auch fest, daß wir zwischen diesen Ereignissen Beziehungen herstellen können, die in irgendeiner Weise über die rein strukturelle Beziehung hinausgehen, die zwischen »Amanda Stetson« und »Emanuel Sturtz« besteht. Diese deutliche formale Beziehung, die uns beim ersten Hinsehen auffällt (und die so tatsächlich nur ein Teil des Auswahlvorganges ist), stellt nur den augenscheinlichsten Faden eines komplexen Stranges ineinander verwobener Beziehungen dar, den wir in das Ganze einer entstehenden Gestalt einfügen können.

Durch eine Reihe von Fakten, die wir über den Hintergrund

der Situation kennen, und mit Hilfe mehrerer, sich gegenseitig stützender psychoanalytischer Annahmen, beginnt die zunächst relativ einfache Entsprechung, die wir aufgestellt haben, sich jetzt entlang mehrerer struktureller und dynamischer Ebenen auszuweiten. Wir sehen, daß selbst der strukturelle Aspekt der Beziehung zwischen »Amanda Stetson« und »Emanuel Sturtz« als komplexer determiniert angesehen werden kann, sofern man die beiden Namen nicht aus ihrem Zusammenhang reißt – »Amanda Stetson« kann ja als Zusammensetzung mehrerer Namen betrachtet werden, für welche dieser eine als letzter gemeinsamer Bezugspunkt zu »Emanuel Sturtz« steht. (Wir projizieren natürlich im Augenblick unsere eigenen Abstraktionsversuche in eine Beziehung, von der wir jetzt als äußerlich »determiniert« sprechen.) Wir können noch auf eine andere Entsprechung hinweisen: die Beziehung zwischen »Amanda Stetson« und »Emanuel Sturtz« sowie zwischen »Amanda Stetson« und den verschiedenen Namen, aus denen dieser eine vielleicht abgeleitet ist. Diese Beziehungen sind jeweils anagrammatischer Natur, es wird somit eine Ähnlichkeit des Prozesses oder eine Symmetrie aufgezeigt. Die Entsprechung nimmt zu, wird *mehr* zu einer Entsprechung.

Wenn wir jetzt durch diese »Zwischenphase«, in der Strukturelles und Dynamisches miteinander verbunden sind, zu den dynamischeren latenten Aspekten des entstehenden Gesamt von Entsprechungen fortschreiten, nehmen wir Bezug auf eine wichtige psychoanalytische Erkenntnis, daß nämlich anagrammatische Prozesse in Träumen – das Zerlegen und Wiederausammenfügen von Wörtern und Silben – sich oft als Repräsentanten von Todeswünschen erweisen, vor allem wenn diese Wünsche zugleich unbedingt unterdrückt, »beseitigt« werden müssen, indem man eine Art Wiedergutmachung leistet, eine Wiederherstellung oder »Auferstehung« zu erreichen sucht.

Diese Vorgänge – die ich häufig in Träumen von Patienten und gelegentlich in eigenen Träumen beobachten konnte – haben ihre Entsprechung in den zahlreichen Formen der Magie und Hexerei (z. B. kabbalistische Anagramme), wo eine ähnliche Manipulation von Wörtern und Namen den Ausführenden Macht über die Kräfte von Licht und Finsternis, von Leben und Tod geben soll. In diesem anagrammatischen Zusammenhang könnte der

Name Stetson so konstruiert sein, daß er seinen eigenen Mechanismus des Ungeschehen-Machens enthält, in Beziehung zum latenten Inhalt des Traumes also die Auferstehung. »Stet« ist, wie jeder amerikanische Autor weiß, ein Zeichen für den Setzer, ein bestimmtes Wort bzw. eine Wortfolge so stehenzulassen, wie es vor der Änderung oder Streichung lautete. Das »Stet« könnte daher besagen: »Sei, wie du warst! (Es ist alles nur ein Traum.)«

Einige Psychoanalytiker und vielleicht ein paar Anthropologen werden meiner »Tod-und-Auferstehungs-Bedeutung« zustimmen, die ich der anagrammatischen Magie in der mutmaßlichen Traumarbeit zuschreibe; dabei findet meine ambivalente Haltung gegenüber Leben und Tod massiv Ausdruck in »Amanda Stetson«, die ich im Traum umbringe, zugleich aber mit Hilfe meiner Assoziationen wieder zum Leben zu erwecken versuche.

Wenn das zugestanden wird, lassen sich auch hinsichtlich des nun noch übrigbleibenden Elements »Emanuel Sturtz«, das durch eine ähnliche anagrammatische Methode zu »Amanda Stetson« und den latenten Gedanken hinter diesem Namen in Beziehung gesetzt werden kann, bestimmte Schlußfolgerungen ziehen: Dieses Element erfüllt die Bedingung der Entsprechung mit dem Traum *allein durch die Brauchbarkeit eines solchen Vorgehens*, ganz abgesehen von seinem Wert, was andere dynamische Aspekte anbelangt, wie zum Beispiel seine Bedeutung als »Angstminderer«. Form und Methode bilden hier also eine Einheit wie bei einem Kunstwerk, und man könnte folglich sagen, daß sich die einfache strukturelle Entsprechung, von der wir ausgingen – das bloße Skelett (der »Aufspür-Effekt«, wie Ehrenwald es nennt) –, entsprechend unseren Abstraktionsbemühungen zu einer Entsprechung höherer Valenz entwickelt hat, um eine Analogie aus der Chemie zu gebrauchen.

Aber nicht jeder ist bereit, so weit mit mir zu gehen. Wenn man bedenkt, daß die meisten Menschen nicht in der Lage sind, die Annahme von latenten Gedanken und Gefühlen, die sich in Träumen ausdrücken, zu akzeptieren, oder die Vorstellung von Traumarbeit oder überhaupt von irgendeiner Bedeutung, die hinter dem manifesten Trauminhalt entdeckt werden kann – wo bleibt dann unsere Entsprechung? Gibt es sie, oder gibt es sie nicht?

Faßt man dies als Frage auf, ob von Anfang an eine Entsprechung vorhanden ist, mit der wir beginnen können, so ist deutlich geworden, daß diese Frage nicht durch Verweis auf objektive Kriterien beantwortet werden kann – unter diesem Gesichtspunkt sind die Bedingungen für unsere Arbeit wenig günstig.

Man kann allerdings kaum etwas tun, um die Situation in dieser Hinsicht annehmbarer zu machen. Wir können nicht vorwärts kommen, wenn wir die Schwierigkeiten und Probleme unserer Arbeit beschönigen. Tatsache ist, daß wir bei der Form der Untersuchung, die hier unternommen wird, den entsprechenden erkenntnistheoretischen Begrenzungen unterliegen, und wir sollten das zunächst als unausweichliche Bedingung unseres Vorgehens betrachten.

Wir wollen uns nun der Frage zuwenden, was zu tun ist, wenn wir einmal – unter besseren oder schlechteren Voraussetzungen – entschieden haben, daß bestimmte uns auffallende Ereignisse in Beziehung zueinander gesetzt werden können.

Wir wollen einmal annehmen, daß wir uns über das »Faktum« einer Entsprechung zwischen bestimmten beobachteten Ereignissen einig sind, wobei wir immer berücksichtigen müssen, daß (wie dargelegt) die »Faktizität« einer solchen Entsprechung ganz und gar eine Sache der Übereinkunft zwischen den interessierten Parteien ist und daß wir letztlich zugeben müssen, daß die Regeln, die uns beim Erstellen von Entsprechungen leiten, bestenfalls Notbehelfe sind.

Die Frage ist jetzt nicht »Welche Bedeutung hat diese Entsprechung?«, denn das hieße, daß »Bedeutung« tatsächlich ein Aspekt von Ereignissen wäre, eine Dimension, die selbstverständlicher Teil solcher Ereignisse ist, die uns auf vage Weise miteinander verbunden scheinen, ein Etikett auf einer Beziehung, das nur wahrgenommen und gelesen werden muß. Die Frage ist vielmehr: »Welche mögliche Bedeutung hat die Entsprechung, die wir hergestellt haben für uns?« Mit anderen Worten: Welche weiteren Konsequenzen können wir aus den Abstraktionsvorgängen ziehen, die wir vorgenommen haben? Werden sie uns zu anderen Beziehungen, zu anderen Entsprechungen führen und schließlich zu dem, was wir »Erklärung« nennen? Kurz, werden sie die Einführung neuer und – für uns – bedeutungsvoller Elemente in die Ausgangsdaten erleichtern, von denen die anfängliche Entsprechung abstrahiert und aufgestellt wurde, oder nicht?

Was wir aus unserer Entsprechung herausholen können, hängt ganz davon ab, was wir in sie hineinlegen. Eine Entsprechung besitzt keine Eigenaktivität, sie kann nichts von sich aus unternehmen, und folglich endet sie auch dort, wo sie beginnt – nämlich bei uns. Wenn wir nichts weiter mit der Entsprechung anfangen, als sie aufzuzeigen und einfach als merkwürdigen Zufall anzuse-

hen, dann ist es vorbei mit ihrer Bedeutung. Wir können nicht sagen, daß sie eine Bedeutung besitzt oder besitzen könnte, die wir nur nicht wahrgenommen oder richtig eingeschätzt haben. Die Entsprechung existierte ja gar nicht, bevor sie durch unsere Beobachtung, unseren intuitiven Abstraktionsakt, ins Leben gerufen wurde. Aus dem gleichen Grund hat sie auch keine »Bedeutung an sich«, wenn sie einmal aufgestellt ist. Was wir nicht im Verlauf unserer Maßnahmen und Überlegungen in die Situation einführen, ist – so kann man sagen – einfach nicht vorhanden.

Man kann einwenden, daß die Einführung dieses »psychozentrischen« Aspekts die Grundlagen unseres gesamten Zugangs zur objektiven Realität in Frage stellt. Man könnte argumentieren: Entweder *ist* etwas dran an dieser sogenannten Entsprechung – oder nicht. Wenn etwas da ist, dann existiert es unabhängig davon, ob wir es entdeckt haben oder nicht; wenn *nichts* da ist – wenn das, was wir beobachtet haben, nur ein »rein zufälliges Ereignis« darstellt –, dann können wir auch mit noch so scharfsinnigen Denkleistungen nichts daran ändern.

Was können wir diesem Argument entgegensetzen? Betrachten wir die Fälle von Übereinstimmung, die sich innerhalb einer geschlossenen Situation von vergleichbaren Träumen (oder Träumen mit »Querverbindungen«) zeigen. Wenn wir tatsächlich beim Vergleich zweier Träume einzelne Elemente als einander entsprechend zusammenfassen können, so müssen wir nun nach Hypothesen suchen, die uns helfen könnten, dieses Vorgehen zu begründen.

Es gibt drei Hypothesen, die anscheinend alle Möglichkeiten umfassen: 1. eine bestehende Entsprechung ist rein zufällig; 2. die Träumer waren, unabhängig voneinander oder nicht, den gleichen Einflüssen unterworfen (das setzt bestimmte, zumindest latent vorhandene Archetypen des Denkens, der Symbolik und ähnlichem voraus); 3. es findet eine Art von Kommunikation zwischen den Träumern statt, die für die Entsprechung verantwortlich ist.

Die Zufallshypothese wird im Zusammenhang mit Entsprechungen der hier behandelten Art am häufigsten angeführt, und in diesem Kapitel werden wir uns vor allem mit dieser Hypothese befassen. Natürlich wird dabei angenommen, daß das Auftreten

eines jeden Elements in einem Traum determiniert ist entsprechend den üblichen Gesetzen psychischer Funktionen. Die Frage der Zufälligkeit bezieht sich nur darauf, ob sich Faktoren aufzeigen lassen, durch die das determinierte Auftauchen eines bestimmten Elements in dem einen Traum zu dem gleichfalls determinierten Auftauchen in dem anderen in Beziehung gesetzt werden kann.

Eine Möglichkeit, dies festzustellen, wäre die Konstruktion eines empirisch abgeleiteten Modells, mit dessen Hilfe wir die Beziehung von zwei oder mehr unabhängig voneinander auftretenden Traumereignissen auf einer Wahrscheinlichkeitsbasis abschätzen könnten. Dazu müßten wir einen Katalog all der Elemente (Objekte, Ideen, Handlungen, Eigenschaften) aufstellen, die in einer ausreichend großen Zahl von Träumen einer repräsentativen Zufallsstichprobe von Personen vorkommen. Dann wäre es möglich, durch einfaches Abzählen die relative Häufigkeit des Auftretens einzelner Punkte zu bestimmen, die in den manifesten Inhalten dieser Traumsammlung vorgekommen sind. Durch unser Wissen über das Entstehen von Träumen würden wir – wie schon erwähnt – annehmen, daß das Auftauchen eines jeden Details auf unserer Liste ein determiniertes Ereignis darstellt. Unter den Bedingungen unseres Experiments würden wir dann außerdem annehmen, daß das Auftauchen eines bestimmten Details in zwei oder mehr Träumen eine Zufallsübereinstimmung darstellt (abgesehen von bestimmten ganz normalen Erklärungsmöglichkeiten, die in Betracht gezogen werden müßten). Wenn wir dann angeben wollen, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein bestimmter Inhalt rein zufällig in verschiedenen Träumen von zwei voneinander unabhängigen Personen auftreten kann, so würden wir einfach abzählen, wie oft dieser Punkt in dem Inhaltskatalog unserer Träume erscheint. Es wäre denkbar, daß sich mit einer passenden Formel, die entwickelt werden müßte, diese Wahrscheinlichkeit in recht verlässlichen Grenzen bestimmen ließe.

Doch diese einzige quantitative Methode, die überhaupt durchführbar zu sein scheint, hat ihre Schwierigkeiten. Zunächst sind nur wenige Traumereignisse wiederholter Beobachtung zugänglich, die aber notwendig ist, um der vorgeschlagenen Art der

Wahrscheinlichkeitsbestimmung operationale Validität\* zu geben.

Zweitens wäre auch die Gesamtheit aller manifesten Elemente aller in der Menschheitsgeschichte geträumten Träume nicht mit der Gesamtheit von Ereignissen identisch, zwischen denen die Entsprechungen des Typus, um den es uns geht, aufgestellt werden, nämlich die weitreichenden latenten Gedanken.

Betrachten wir das eine Beispiel aus dem vorigen Kapitel: die Träume zweier Patienten, in denen jeweils blaue Eßteller am Strand in zwei Teile zerbrachen. Hier haben wir einen so »geschlossenen« Typus einer Wahrscheinlichkeitssituation, wie wir ihn uns nur wünschen können; zugleich eignen sich die Elemente »Strand« und »Teller« sehr gut für einen Vergleich. (Dabei bilden die beiden Elemente »blau« und »in zwei Teile zerbrochen« eine Entsprechung für sich.)

Vor einigen Jahren stellte ich einen Katalog von über sechshundert Traum-Items auf, aus verschiedenen Träumen von zweihundert in den verschiedensten Gegenden wohnenden Personen. Dabei zeigte sich, daß man nach vorsichtiger Schätzung (auf die zugrunde liegende statistische Methode möchte ich hier nicht näher eingehen) im Durchschnitt mindestens anderthalb Millionen Träume zufällig zusammentragen müßte, bevor man erwarten kann, einen zu finden, der etwas Passendes zu den Punkten unserer Entsprechung liefern würde – und zwar in Form von einzeln auftauchenden Elementen, nicht unbedingt verbunden wie in unserem Beispiel.

Die Frage ist jedoch: Was können wir daraus schließen? Was sagt diese Information über das Wesen der vorliegenden Entsprechung aus? Daß sie *kein* Zufallsereignis ist?

Die beiden Patienten, um die es ging, kannten sich nicht, und ihre Analysestunden bei mir lagen weit auseinander. Im Zusammenhang mit der Frage, wie es dazu kam, daß sie in derselben Nacht derart ähnliche Träume hatten, war keine der Hypothesen haltbar, die ich aufzustellen versuchte, weil keine durch weitere Hinweise gestützt wurde. Mehr noch, keine meiner Hypothesen (einschließlich der Psi-Hypothese, um deren Erforschung und An-

\* Validität (Gültigkeit) bedeutet im psychologischen Sprachgebrauch: die Genauigkeit, mit der eine empirische Methode tatsächlich das erfäßt, was sie zu erfassen vorgibt.

wendung es in diesem Buch geht, und auf die wir gleich kommen werden), konnte einen Anhaltspunkt liefern, der in bezug auf die mutmaßliche Verhaltensdynamik der betreffenden Patienten in irgendeiner Weise aufschlußreich oder fruchtbar gewesen wäre, nicht einmal auf der Ebene reiner Spekulation.

Geht man deshalb von unserem ursprünglichen Ziel aus, nämlich eine spezifische Hypothese zu finden, mit deren Hilfe verschiedene Gruppen von Daten so aufeinander bezogen werden können, daß sich ein Sinn für uns ergibt, dann bleibt die Entsprechung zwischen den Träumen meiner Patienten reiner Zufall, isoliert und bedeutungslos trotz aller Auffälligkeit.

Nun kann man durchaus den Standpunkt vertreten, daß mein Unvermögen, weitere relevante Informationen aufzudecken, nicht notwendig ein Zeichen für die Zufälligkeit dieser Entsprechung zwischen den Träumen meiner Patienten ist. Andererseits ist auch nicht zu widerlegen, daß das Geschehene möglicherweise Ergebnis rein zufälliger Ursachen ist (auch beim Würfeln etwa ergeben sich oft höchst unwahrscheinliche Kombinationen und Abfolgen), und es läßt sich nicht nachweisen, daß meine Unfähigkeit, mit der Entsprechung etwas anzufangen, nur ein Zeichen dafür ist, daß ich nicht in der Lage bin, auf die potentiell entdeckbaren determinierenden Faktoren zu stoßen, die irgendwo in der Situation verborgen sind.

Wir haben es hier aber nicht mit dem Idealfall zu tun, sondern mit einer spezifischen Ansammlung von historischen Ereignissen; wenn wir die Informationen betrachten, die wir tatsächlich gewinnen konnten, so sind beide Positionen nicht haltbar.

Erstens wurde beobachtet, daß die Entsprechung (so wie sie aufgestellt wurde) besteht, und zweitens kamen wir bei der Überlegung, was eine Zufallsauswahl von Träumen für das Vorkommen dieser Traumelemente ergeben würde, zu dem Schluß, daß ein Analytiker, der jeden Tag mit zehn Träumen zu tun hat, erst nach etwa gut vierhundert Jahren erwarten könnte, zufällig eine ähnliche Kombination anzutreffen.

Aber das, als Summe unserer Informationen, sagt uns noch immer nicht mit Sicherheit, daß Zufall gänzlich auszuschalten ist, und andererseits haben wir noch immer nichts gefunden, das uns irgendwie von Nutzen sein könnte, wenn es darum geht, diese



außergewöhnliche Entsprechung auf irgend etwas im Verhalten des einen Patienten oder beider zu beziehen. Wenn wir deshalb davon reden, wie »aller Wahrscheinlichkeit nach« der Fall bei dieser speziellen Entsprechung liegt, dann geben wir dem Begriff »Wahrscheinlichkeit« eine illusionäre Bedeutung, und währenddessen entschwindet diese Entsprechung in einem immer unerreichbarer werdenden Bereich der Vergangenheit.

Betrachten wir jetzt einen genau entgegengesetzten Situations-typus. Nehmen wir an, daß wir zwischen zwei Träumen eine Entsprechung feststellen, die nach den Informationen unseres Traumkatalogs etwa einmal in fünfzig Träumen zu erwarten ist. Da dies etwas unter der üblicherweise angenommenen Signifikanzgrenze liegt, würden sich viele zu dem Schluß berechtigt fühlen, daß die Suche nach bestimmenden Faktoren dieser speziellen Entsprechung nicht erfolgreich sein wird. Erst wenn wir uns mit einer ganzen Menge von Entsprechungen befassen, deren ermittelte Häufigkeit 1 : 50 wäre, könnte eine Aussage dieser Art eine verifizierbare Bedeutung haben. Wenn wir dann alle unsere Beispiele untersuchen würden, dürften wir erwarten, mutmaßliche kausale Determinanten in etwa x oder y der Fälle zu finden; aber im Fall jeder einzelnen Entsprechung haben wir keine Möglichkeit, im voraus zu bestimmen, ob dieser Fall zu den x Prozent gehört, bei denen wir Erfolg haben, oder zu denen, wo man nichts erreicht, sowenig, wie wir im voraus sagen können, ob beim Münzwurf Zahl oder Wappen herauskommt.

Wenden wir uns nun wieder einem Fall zu. Bei diesem Beispiel geht es um zwei Träume, deren manifester Inhalt vergleichsweise wenige übereinstimmende Elemente aufweist; wir werden hier auf einen zweiten Grund dafür stoßen, warum willkürlich aufgestellte, von herkömmlichen Wahrscheinlichkeitsannahmen abgeleitete Indikatoren bei einem ganz bestimmten einzelnen Fall nicht zu weiterer Untersuchung motivieren.

Eine Patientin träumt: Ich stieg in der Sixth Avenue in einen Bus, in der Erwartung, daß Sie mir folgen. Als der Bus losfuhr, schaute ich mich um und stellte fest, daß Sie nicht da waren. Ich war verwirrt und enttäuscht. Der Bus brachte mich zur Vierzigsten Straße.

In der gleichen Nacht träumte eine andere Patientin: Ich fuhr in einem Bus, der von einem Pferdegespann gezogen wurde.

In der Häufigkeitsliste meines Traumkatalogs wurden Busse in drei verschiedenen Träumen erwähnt, obwohl nur in einem von ihnen der Träumer selbst im Bus war. Zwei Träume von Bussen, in denen sich der Träumer befindet, weisen somit eigentlich mehr als nur einen einzigen Entsprechungs-Punkt auf, denn unsere Sammlung von Traumelementen zeigt, daß in Träumen Busse vorkommen, auch ohne daß sich der Träumer darin befindet. Für unseren augenblicklichen Zweck jedoch wollen wir die Entsprechung zwischen den beiden angeführten Träumen als eine solche einstufen, die etwa dreimal in zweihundert Träumen zu erwarten ist. Dies läge etwas unter dem Ein-Prozent-Niveau (eine der üblichen Signifikanzgrenzen) und kann daher als »zufälliges Zusammentreffen« angesehen werden. Genauer gesagt: Bei der vorliegenden Entsprechung von Elementen könnte man annehmen, daß sich eine nähere Untersuchung nicht lohnt. Im folgenden Bericht zeigt sich jedoch, daß wider Erwarten bedeutungsvolle Beziehungen zwischen den Träumen herzustellen sind, aus Gründen, die leicht hätten übersehen werden können, hätte man aufgrund der – statistisch gesehen – unbedeutenden Art der Entsprechung zwischen den manifesten Elementen die Möglichkeit irgendeiner dynamischen Verbindung außer acht gelassen.

Der Traum der ersten Patientin trat in der Nacht vor dem vierzigsten Geburtstag ihres Mannes auf. Dieser hatte sich die ganze Nacht ruhelos hin- und hergewälzt, gequält von dem Gedanken: »Nun bin ich schon vierzig, und was habe ich erreicht?« Die Patientin glaubte, daß ihr Traum irgendeine Beziehung zu dem Problem ihres Mannes hatte, und brachte als Assoziation, daß auch sie vierzig sei und ihr noch nie etwas im Leben gelungen wäre. Nach einer unglücklichen Liebesaffäre war sie diese – unglückliche – Ehe eingegangen und hatte versucht, das Beste aus der Sache zu machen, indem sie ein Kind bekam. Doch das Kind wurde mit einer Gesichtsdeformation geboren und erinnerte sie jetzt täglich daran, wie verpfuscht ihr Leben war.

Zur Sixth Avenue und der Vierzigsten Straße fiel ihr ein Treffen im dort liegenden Park mit ihrem früheren Geliebten ein,

zu einer Zeit, als die Beziehung am intensivsten war. Er war gekommen, um ihr zu gestehen, daß er unter einer akuten Gonorrhöe leide. Doch ein Arzt stellte fest, daß es sich nur um eine Urethritis infolge zu häufigen Geschlechtsverkehrs handelte, und während der folgenden Wochen der Abstinenz zeigte sich bei ihr auch kein Zeichen einer Infektion.

Im Lichte dieser Assoziationen scheint es nicht sehr schwierig, eine Analyse einiger der hinter dem Traum der Patientin steckenden latenten Gedanken zu geben, die sich vermutlich zum Teil aus der trübsinnigen Beschäftigung ihres Mannes mit der bedrohlichen Zahl vierzig in jener Nacht herleiten lassen. Diese Zahl mag jetzt als Vehikel – oder besser als letzter Rest – des unbewußten Wunsches der Patientin angesehen werden, daß die tragische Situation ihres Kindes auf wunderbare Weise genauso glücklich erlöst werden könnte wie die Urethritis ihres früheren Geliebten, von der sie gerade erfahren hatte, als sie im Traum in den Bus stieg. Hätten ihr Mann und sie ebenfalls streng abstinente gelebt, wie sie und ihr damaliger Geliebter es einige Zeit tun mußten, dann wäre ihr vielleicht das ständige Leid um ihr entstelltes Kind erspart geblieben.

Die zweite Patientin erwähnte, als wir auf den Traum mit dem Pferde-Bus zu sprechen kamen, ihre ständige innere Unruhe, wenn sie am Nachmittag den Bus in der Sixth Avenue nahm, um zu meiner Praxis zu fahren. Dann sprach sie über ihre Angst, einmal zu spät zu kommen, und über ihre zwanghafte Pünktlichkeit im allgemeinen. »Ein Pferde-Bus ist nicht besonders schnell«, bemerkte sie, und dieser Gedanke brachte sie auf ihren Vater und die Zeit, als er noch lebte. Ihr schien es, als gäbe der Traum irgendwie dem Wunsch Ausdruck, zu ihrem Vater zurückzukehren. Sie war deprimiert. Ihr erstes Buch, die Biographie einer interessanten Gestalt aus dem 18. Jahrhundert, sollte in zwei Wochen erscheinen, und sie befürchtete, es würde nicht gut ankommen. Die Vorbesprechungen machten nicht viel Aufhebens davon, und sie selbst war mit ihrer Arbeit nicht zufrieden.

Abgesehen von dem Element »Bus in der Sixth Avenue«, das in den Assoziationen der zweiten Träumerin auftauchte – was recht zufällig zu sein scheint –, fällt uns auf, daß auf dem Wege der Assoziation beide Träume zu einem aktuellen Problem gelan-

gen, das jeweils verbunden ist mit einem Gefühl des Versagens und der Hoffnungslosigkeit. In dem einen Fall handelt es sich um ein Kind, im anderen um ein Buch – ein »geistiges Kind« –, und für beide Personen hat die Zeit eine negative Bedeutung.

Da es so aussah, als handle es sich hier um eine zweifache Entsprechung zwischen den beiden Traumsituationen, eine im manifesten und eine im latenten Trauminhalt, sagte ich der zweiten Patientin, ich sei nicht der Meinung, daß wir den Hintergrund des Traumes bereits genügend erforscht hätten, vor allem seien wir noch nicht auf die spezifischen Umstände gestoßen, die einen Traum dieser Art ausgelöst haben könnten.

Daraufhin erzählte mir die Patientin, daß sie und ihr Mann am vorhergehenden Abend Freunde in einem Vorort der Stadt besucht hätten. Ihr Gastgeber war gerade vierzig Jahre alt geworden und schien völlig zufrieden mit sich selbst, mit dem, was er erreicht hatte, und mit seinem rundum angenehmen Leben überhaupt. Er und seine Frau, eine Freundin der Patientin aus der Schulzeit, sprachen nur über ihr Heim und ihre Kinder und schienen sich um Themen jenseits dieses engen Horizonts gar nicht zu kümmern. Die Patientin war gelangweilt und abgestoßen von dieser »bürgerlichen Selbstzufriedenheit« und fühlte sich ihren Freunden weit überlegen. Aber als sie nach Hause zurückkehrte, überkam sie ein Gefühl der Leere, und sie konnte sich des Ein-drucks nicht erwehren, daß ihre Freunde vielleicht recht hatten und daß sie – auch vierzig, aber kinderlos – weniger aus ihrem Leben gemacht hatte als jenes Ehepaar. Jetzt kam ihr der Gedanke, daß ihr Traum irgendwie die Sehnsucht nach den Tagen der Pferde-kutschen ausdrückte, als die Frauen noch zu Hause blieben, Kinder bekamen und nicht versuchten, in Beruf und Karriere mit den Männern zu konkurrieren. Dies brachte sie auch auf ihren frühkindlichen Wunsch, ihrem Vater die Kinder zu schenken, die ihre Mutter ihm nicht geben wollte. Diese Vorstellung war schon vorher in der Analyse berührt worden, jedoch bei den ersten Assoziationen der Patientin zu ihrem Traum nicht aufgetaucht. Jedenfalls haben wir hier eine Hintergrund-situation, die derjenigen des Traums der ersten Patientin sehr ähnlich ist: Bestandsaufnahme des eigenen Lebens mit der spezifischen Ausrichtung auf das Problem Buch bzw. Kind.

Jeder erfahrene Statistiker und Experimentator weiß: Wahrscheinlichkeitszahlen, wie die meisten Handlungsanweisungen, müssen mit Überlegung und Urteilskraft angewandt werden. Sie sagen uns nicht automatisch, was wir vielleicht wissen möchten, noch berechtigen sie zu einer Entweder-oder-Haltung einem bestimmten Problem gegenüber. Nur bei Situationen, die sich (spontan oder experimentell) wiederholen, kann man annehmen, daß Wahrscheinlichkeitszahlen einen verläßlichen Hinweis dafür liefern, ob es sich lohnen wird, einen bestimmten Vorgang weiter zu untersuchen, und ob man erwarten kann, andere Daten zu beobachten, die in einen Zusammenhang mit diesem Vorgang gebracht werden können.

Man kann daher sagen: In jedem einzelnen Fall von Träumen mit Querverbindungen ist es ungerechtfertigt, lediglich aufgrund eines Urteils über die relative Häufigkeit der enthaltenen Elemente zu schließen, daß es sich um bloßen Zufall handelt. Bei den Schlüssen, die wir aus unserem Vorgehen ziehen können, geht es nicht darum, was der Zufall tut oder nicht tut, bewirkt hat oder nicht bewirkt hat; wir können nur feststellen, ob Zeit und Mühe, die wir in einen bestimmten Teil der Untersuchung einer spezifischen Entsprechung investiert haben, sich im Hinblick auf das gewünschte Verständnis der Situation lohnen.

## Die offene Entsprechung

Was für den geschlossenen Fall gilt, trifft offenbar auch auf die Untersuchung »offener« Wahrscheinlichkeitssituationen zu, das heißt auf Entsprechungen zwischen Ereignissen, die grundsätzlich nicht auf die Basis mathematischer Wahrscheinlichkeitsaussagen gebracht werden können. Trotzdem sind wir gerade hier um so mehr geneigt, bedeutsame Dinge unbeachtet zu lassen, da meist die Zufallshypothese für die verläßlichste gehalten wird, wenn es keine mathematischen Hilfsmittel gibt, die bei der Abschätzung der Rolle des Zufalls in einer bestimmten Situation helfen könnten.

Es folgt ein Beispiel einer latenten Entsprechung, die gerade deshalb aufgedeckt wurde, weil bestimmte Ereignisse in einer offenen Wahrscheinlichkeitssituation nicht einfach als beziehungslos verstanden wurden, sondern statt dessen als Ausgangspunkt für eine Untersuchung dienten, bei der verschiedene herkömmliche Annahmen absichtlich nicht beachtet wurden.

Eines Tages erzählte eine gewisse Mrs. Dalton folgenden Traum, den sie in der Nacht zuvor gehabt hatte:

Der Bruder von Mabel B. liegt auf einem Bett, um das viele Ärzte herumstehen. Es scheint, daß er eine Infektion am großen Zeh hat, und keiner der Ärzte weiß, wie er sie behandeln soll. Schließlich behaupte ich, die infektiöse Substanz herauszuholen zu können, und beginne, den Zeh zu massieren. Während ich das tue, rinnt eine dünne eiterartige Flüssigkeit heraus, und das Zentrum der Entzündung gleicht drei, vier oder fünf kleinen Bohnen oder Maiskörnern, die ich herausnehme und in meinen Mund stecke. Dann spucke ich alles aus und eile ins Badezimmer, wo ich meinen Vater um ein Mundwasser bitte.

Am Tag vor diesem Traum, das heißt, einen Tag bevor er mir erzählt wurde, hatte eine andere Patientin, die wir Mrs. Hill nennen wollen, während der Analysestunde über ihre Jugendzeit gesprochen. Ihr Vater litt damals an einer peripheren Gefäßverengung. Die Symptome zeigten sich am schlimmsten an seinen Füßen, und eine der Zehen hatte angefangen, brandig zu werden. Mrs. Hill erinnerte sich, daß sie während dieser Zeit oft mitansah, wie ihr Vater von einem oder mehreren Ärzten untersucht und sein Zeh behandelt wurde. Am folgenden Tag (jenem Tag, an dem Mrs. Dalton ihren Traum erzählte) wurde Mrs. Hill auch eine bisher verdrängte Erinnerung wieder bewußt: Mehrere Ärzte, die den Zeh ihres Vaters begutachteten, wußten nicht, wie man die fortschreitende Infektion stoppen könnte. Plötzlich glaubte sie, irgendwie helfen zu können, obwohl die Ärzte mit ihrem Latein am Ende waren. Einer der Ärzte gab ihr gönnerhaft Verband und Schere zu halten, aber als sie die Schere in die Hand nahm, überkam sie der unwiderstehliche Drang, den Zeh abzuschneiden. Das erschreckte sie so sehr, daß sie alles fallen ließ und aus dem Zimmer rannte.

Die Entsprechung zwischen dem Traum der ersten Patientin und den Erinnerungen der zweiten ist wohl offensichtlich, nicht aber, wie eine Entsprechung zustande kommt. Da wir nun nicht den Inhalt zweier Träume miteinander vergleichen, sondern einen Trauminhalt mit einem fast unendlichen Universum von Ereignissen, kann uns die damit gegebene Unbestimmtheit der Wahrscheinlichkeitssituation leicht verwirren. Das Bequeme an dem Begriff des Zufalls, so wie er gewöhnlich verwendet wird, ist seine faktisch unbegrenzte Dehnbarkeit. Er kann auf fast jede Koinzidenz angewendet werden, egal wie auffallend sie auch ist. In einer Situation wie dieser müssen wir annehmen, daß verschiedene denkbare Hypothesen von direkter oder indirekter »normaler« Kommunikation zwischen den Patienten nicht zutreffen, denn soweit ich in der Lage war, das festzustellen, konnte eine solche Kommunikation nicht stattgefunden haben; wenn wir dann überlegen, auf welche Weise diese Entsprechung entstehen konnte, ist der Zufallsbegriff rasch zur Hand, um diese momentane Verwirrung zu lösen.

Diese »Lösung« des Problems von Zufall und Notwendigkeit

nimmt uns jedoch all die Vorteile eines Zugangs, der versucht, jetzt noch verborgene Entsprechungen aus der Situation herauszuholen, so daß die Ereignisse in einem anderen Licht erscheinen könnten. Das Folgende soll das veranschaulichen.

Mrs. Dalton hatte keine Verbindung zu dem Mann, der in ihrem Traum auf dem Bett lag; sie wußte kaum mehr, als daß er »Bud« hieß. Sie erkannte aber sofort die phallische Bedeutung des großen Zehs und ihres Versuchs, ihn zu massieren. Das erinnerte sie daran, daß ihr Mann impotent gewesen war, als sie die letzten beiden Male miteinander schlafen wollten, und daß sie versucht hatte, eine Erektion bei ihm herbeizuführen. Diese Versuche waren fehlgeschlagen, und sie war ziemlich traurig über diese neue Entwicklung in ihrer Ehe, die auch sonst nicht allzu glücklich war.

Als Assoziation zu den Maiskörnern, die sie im Traum in ihrem Mund gesteckt hatte, fiel ihr ein, daß vor einigen Monaten bei einer Fahrt aufs Land ihr Mann vorgeschlagen hatte, einige Maiskolben von einem Feld mitzunehmen, an dem sie gerade vorbeigefahren waren – niemand würde etwas merken. Sie wendeten, und während ihr Mann die Maiskolben holte, saß die Patientin im Wagen und hielt schuldbewußt Ausschau, ob andere Autos kämen. Nach diesem Diebstahl fuhren sie schnell weg und beschloßen, den Mais zu probieren, sobald sie ein ruhiges Plätzchen gefunden hatten, wo sie abseits der Straße halten konnten. Es stellte sich heraus, daß der Mais überreif war und vielleicht sogar – wie meine Patientin glaubte – verdorben, da sie den ersten Bissen angeekelt wieder ausspuckten.

Obwohl es keinerlei Verbindung zwischen Mrs. Dalton und Mrs. Hill gab, schien mir die Entsprechung zwischen ihren Träumen nun zu eng, als daß man sie als bedeutungslos hätte abtun können, und nach kurzem Zögern nahm ich mir die Freiheit, den Traum der einen Patientin der anderen mitzuteilen sowie auch ein oder zwei Assoziationen dazu. Als ich Mrs. Hill von Mrs. Daltons Assoziationen zu den Maiskörnern berichtete, fing sie an zu lachen und erzählte mir folgendes: Sie war schon einmal verheiratet gewesen, mit einem sehr viel älteren Mann, aber die Ehe überdauerte kaum die sommerlichen Flitterwochen. Die Patientin verbrachte die Hochzeitsnacht damit, verzweifelt im Hotelzimmer

auf und ab zu gehen, während ihr völlig impotenter Mann aus Scham im Badezimmer blieb. Sehr bald wurde klar, daß die Ehe vom Gesichtspunkt der Sexualität aus hoffnungslos war, aber die Jungvermählten versuchten sich gegenseitig durch Scherze darüber hinwegzutrusten und malten sich aus, wie herrlich der reife Mais zur Erntezeit schmecken würde. Sie dachten nämlich voller Verlangen (mit unbewußt richtiger Einschätzung ihres Scherzes) an die Maiskolben eines ganz bestimmten Feldes, an dem sie während eines ihrer täglichen Spaziergänge vorbeigekommen waren. Es würde schon niemand merken, wenn ein oder zwei davon plötzlich fehlten. Gegen Ende des Sommers, als sie dachten, die Zeit sei gekommen, stahlen sie sich durch den Zaun und pflückten, als niemand sie beobachtete, die Belohnung für ihr Warten und die andauernde Frustration. Als sie ins Gasthaus zurückkehrten, stellten sie zu ihrer Enttäuschung fest, daß der Mais ungenießbar war.

Das Interessante ist nun nicht allein die *Ähnlichkeit* der beiden Episoden, sondern auch ein bedeutsamer *Unterschied*: Anders als bei Mrs. Daltons Erlebnis mit dem Maiskolben, das sich einige Monate vor dem Auftreten der Impotenz ihres Mannes zugetragen hatte und deshalb keine spezifische Verbindung zu dem Problem zu haben scheint, mit dem sie sich in ihrem Traum beschäftigte, ereignete sich Mrs. Hills Erlebnis zu einem Zeitpunkt, als die Impotenz ihres Mannes die entscheidendste Tatsache ihres Lebens war, und die Episode mit dem Mais wurde in direkter Beziehung zu dieser bedrückenden Situation verstanden.

Geht man ganz von den formalen Strukturen aus, so könnte man sagen, daß die zentrale Situation in Mrs. Daltons manifestem Traum (der entzündete Zeh) enger zu Mrs. Hills Hintergrund-Information in Beziehung zu setzen ist (nämlich der Erkrankung ihres Vaters) als zu dem Material, das sie selbst lieferte, mehr noch: Die Elemente, die aus der Traumszenerie herausfallen (die Maiskörner), stehen in engerem Zusammenhang mit Mrs. Hills Erlebnis als mit ihrem eigenen.

Würden wir nun eine Gruppe von Psychoanalytikern bitten, eine blinde Zuordnung aller bisher zusammengetragenen Daten vorzunehmen, das heißt, ohne darauf zu achten, welches Material von welchem Patienten geliefert wurde, mit dem Ziel, die bedeu-

tungsvollste Zusammenstellung von Erinnerungen und Traumelementen zu erhalten, so würde wahrscheinlich der tatsächliche Träumer im Dunkeln bleiben.

Mrs. Daltons Traum beschäftigt sich mit der unmittelbaren Situation der Impotenz ihres Mannes; Mrs. Hills Traum jedoch umfaßt sowohl diese prekäre Situation als auch den Wunsch, »etwas dagegen zu tun«, sowie die direkte Beziehung zwischen sexueller Frustration (wegen der Impotenz ihres Mannes) und Schuldbewußtsein (wegen des Mais-Diebstahls), wobei sich dieser Diebstahl noch als Tarnung einer wohlbekannten ödipalen Kindheitsphantasie entpuppt.

Von Mrs. Hill haben wir schließlich noch ein weiteres Element: Die Erinnerung an den Wunsch, das Organ zu verstümmeln und zu zerstören, das für all die Frustration verantwortlich ist. Es gibt zu denken, daß dieses Element in Mrs. Daltons Traum und Assoziation fehlt, vielleicht verdeckt durch die Andeutung von Leidenschaft im manifesten Traum. Wenn wir Mrs. Hills Erinnerung, in der ja dieser Wunsch auf dramatische Weise gegenwärtig ist, mit Mrs. Daltons Material verknüpfen, würden der Mann und der Vater zu einer Person und die versteckte Aggression, von der wir annehmen können, daß sie verdrängt worden ist, würde wieder ins Blickfeld geraten.

Es liegen somit Ereignisreihen vor, die wir »hinter« der Ausgangsentsprechung gefunden haben und die man von der Konfiguration und Dynamik her miteinander in Beziehung setzen kann; dennoch möchte ich nicht sagen, daß man in einem präzise bestimmbareren Sinn einen Fehler begeht, wenn man den Ursprung dieser Reihen dem reinen Zufall zuschreibt. Eine Entsprechung verspricht zwar die Aufdeckung weiterer Zusammenhänge, aber es kommt eben vor, daß uns die Umstände nicht gestatten, mit absoluter Gewißheit zu ermitteln, was »tatsächlich« hinter den betreffenden Ereignissen liegt.

Ich möchte nur folgendes zeigen: Wenn wir weder genau sagen können, daß eine aufgezeigte Entsprechung zufällig ist, noch andererseits in der Lage sind, den Zufall auszuschließen, dann müssen wir eine andere Grundlage für die Entscheidung finden, ob ein solcher Vorgang weiter untersucht werden soll oder nicht.

Welche Schlußfolgerung läßt sich nun daraus ziehen? Da bei

der Untersuchung von Entsprechungen unser eigentliches Ziel ist, möglichst viele Informationen zu erhalten, die eventuell zu den dazugehörigen Ereignissen in Beziehung gesetzt werden können, scheint die vertretbarste Position die zu sein, tatsächlich nach solchen Informationen zu suchen, ohne Rücksicht auf irgendwelche Spekulationen über die mutmaßliche Rolle des Zufalls, die uns nur voreingenommen machen. Das gilt sowohl für die anscheinend klar umrissene Situation von zwei oder mehr Träumen, die hinsichtlich bestimmter Details miteinander verglichen werden können, wie auch für den Typus der eben beschriebenen offenen Situation.

## Die Hypothese der gemeinsamen Ursache und die Kommunikationshypothese

Ich möchte nun nicht behaupten, daß es so etwas wie Zufall überhaupt nicht gibt, doch unser unmittelbares Interesse gilt nicht derart allgemeinen Fragen, sondern allein unserem ganz speziellen Problem. Und wenn das Zufallskonzept die erwähnte Art kontrollierter Beobachtung nicht gestattet, ist es für uns als Arbeitshypothese wenig brauchbar. Unser Zugang sollte etwa folgendermaßen lauten: Wenn wir auf irgendeiner Grundlage eine Entsprechung zwischen bestimmten beobachteten Ereignissen entdecken, können wir die Entscheidung über eine eventuelle weitere Untersuchung nicht von dem Urteil über den Zufalls- oder Nicht-Zufallscharakter dieser Entsprechung abhängig machen, denn dieser kann im Einzelfall nie genau bestimmt werden – schon gar nicht im voraus.

Wollen wir eine bestimmte Entsprechung jedoch nicht näher untersuchen, so ist die Angelegenheit damit erledigt; wir sind also nicht verpflichtet, irgend etwas über die Situation auszusagen, außer der einfachen Tatsache, daß eine Entsprechung aufgezeigt, ihr aber nicht weiter nachgegangen wurde. Entscheiden wir uns andererseits dafür, eine Entsprechung zu untersuchen, so finden wir entweder weitere Daten bzw. bedeutungsvolle Hypothesen heraus – oder nicht. Da Bedeutung jedoch eine sehr subjektive Angelegenheit ist und keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben kann, bleibt die Frage nach dem praktischen Wert dessen, was man im positiven Fall erreicht, offen.

Überlegen wir nun, welche Nicht-Zufallshypothesen man angemessen auf die Arten von Entsprechungen anwenden kann, die wir bis jetzt vorgestellt haben und die als repräsentativ für die uns interessierenden ungewöhnlichen Entsprechungen gelten können. Wir beobachten zwei oder mehrere unabhängig voneinander auftretende Ereignisse, die wir aus diesen oder jenen Gründen

miteinander in Beziehung setzen (beispielsweise die Träume zweier oder mehrerer Patienten oder den Traum bzw. die Gedanken einer Person und äußere Ereignisse). Da wir gesehen haben, daß es zu nichts führt, die Zufallshypothese zur Erklärung der aufgezeigten Entsprechung heranzuziehen, bleiben nur noch zwei annehmbare Hypothesen übrig: 1. Die Entsprechung zwischen zwei Ereignissen,  $E_1$  und  $E_2$ , ist Folge eines dritten, vorausgehenden Ereignisses von  $E_0$ , das zwei Ereignisketten auslöst, die von da an voneinander unabhängig sein können und in dem getrennten Auftreten von  $E_1$  und  $E_2$  gipfeln; 2. es existiert ein Informationskanal, über den eine Kommunikation stattfindet zwischen all den Ursachen, die am Entstehen von  $E_1$  und  $E_2$  beteiligt sind.

Nun ist offensichtlich, daß diese beiden Hypothesen (wir wollen sie die Hypothese der gemeinsamen Ursache und die Kommunikationshypothese nennen) kaum die außergewöhnlichen Entsprechungen zu erklären vermögen, mit denen wir uns beschäftigen wollen.

Wir wollen ein Beispiel aus dem zweiten Bereich betrachten. Ich kündige eines Tages meinen Patienten an, daß ich vom Ersten des nächsten Monats an für zwei Wochen nicht dasein werde. Am nächsten Tag erzählen drei meiner Patienten Träume, die symbolische Anspielungen auf das angedrohte Verlassenwerden enthalten sowie Hinweise auf bestimmte Mittel, mit dieser Situation fertig zu werden. Man kann leicht eine dynamische und auch formale Entsprechung zwischen den Träumen herstellen, dennoch habe ich nicht den Eindruck, daß es sich um eine irgendwie außergewöhnliche Entsprechung handelt, denn die Erklärung liegt auf der Hand, daß mein eigenes Verhalten gemeinsame Ursache ist. Genausowenig wäre ich in Verlegenheit, die beobachtete Entsprechung zwischen den Träumen der Patienten zu erklären, wenn ich mein »Verschwinden« nur einem mitgeteilt hätte, dann aber feststellte, daß dieser die beiden anderen auf einer Party getroffen hat; man könnte dann als plausibel annehmen, daß er ihnen diese Neuigkeit im Verlauf des Abends mitgeteilt hat. In beiden Fällen würde ich jedenfalls einräumen, daß die Stärke des Stimulus – die Androhung des Verlassens – ausreichend sein mag, um Priorität vor den anderen ungelösten Problemen des Tages zu haben und so zu Ähnlichkeiten zwischen den Träumen zu führen.

Bei der Reichweite der Hypothese der gemeinsamen Ursache sollte man diese immer als das Selbstverständlichste betrachten, wenn man sich irgendwie vorstellen kann, daß sie auf beobachtete Entsprechungen zwischen den verschiedenen Verhaltensweisen von Patienten (Träume, Assoziationen, Symptome usw.) anwendbar ist. Man muß sich jedoch auch bestimmter Schwierigkeiten bei der Anwendung dieser Hypothese bewußt sein, wie auch der Grenzen und Konsequenzen ihrer Anwendung.

Eine Hauptschwierigkeit ergibt sich aus unserer Unfähigkeit, ein definitives Urteil darüber zu fällen, ob ein bestimmter Stimulus von sich aus stark oder bedeutungsvoll genug ist, um jene Reaktionen bei Patienten hervorzurufen, die man als einander entsprechend beobachtet hat. Betrachten wir zum Beispiel den Fall im ersten Kapitel: Drei Patienten erzählen Träume, in denen jeweils ein Element auftaucht, das auf den gemeinsamen Nenner eines oral eingenommenen Medikaments gebracht werden kann. Nehmen wir einmal an, ich erinnere mich daran, daß ich am Tag bevor der erste Traum dieser Art auftauchte, genau im Blickfeld meiner Patienten eine Arzneiflasche auf meinem Schreibtisch habe stehenlassen. Ohne weitere Umstände anzunehmen, daß dies allein das Auftauchen sich entsprechender Elemente in den Träumen meiner Patienten ausgelöst habe, hieße die Frage vernachlässigen oder umgehen, warum dieser doch wohl recht alltägliche Stimulus über viele andere, möglicherweise gleichstarke oder stärkere Stimuli dieses Tages derart Priorität gewinnen sollte, daß er eine zentrale Stellung im Traum meiner Patienten einnimmt. Wenn wir andererseits glauben, die Frage der Stimulusstärke nicht mit gutem Gewissen umgehen zu können, und wenn wir zur Suche nach zusätzlichen Faktoren Zuflucht nehmen müssen, die möglicherweise zum Auftreten der Entsprechung beigetragen haben, dann stehen wir vor einer ebenso unbestimmten Wahrscheinlichkeitssituation, wie wir sie ohne diese angeblich gemeinsame Ursache hätten.

Im Endeffekt läuft die Sache darauf hinaus: Wenn wir die Hypothese einer gemeinsamen Ursache auf eine bestimmte Entsprechung anwenden (wie in dem Beispiel, wo die Arzneiflasche als einzig wichtiger Faktor galt), dann aber bezweifeln, ob sie relevant genug ist oder sie sogar für inadäquat halten, dann können

wir genausogut so verfahren, als gäbe es überhaupt keine gemeinsame Ursache, und sollten entweder nach einer plausibleren, das heißt bedeutungsvolleren gemeinsamen Ursache suchen oder nach völlig anderen Hypothesen. Wenn andererseits die Hypothese der gemeinsamen Ursache als ausreichend angesehen wird, wie bei dem Beispiel des angedrohten Verlassens, dann brauchen wir uns nicht weiter um diesen Fall zu kümmern. Die beobachtete Entsprechung scheint uns dann in keiner Weise mehr außergewöhnlich zu sein und verliert als Entsprechung tatsächlich ihren Anspruch auf Aufmerksamkeit; sie wird zu einem zufälligen und dynamisch bedeutungslosen Aspekt zweier oder mehrerer unabhängig voneinander entstandener Verhaltensmanifestationen.

Jetzt bleibt uns nur noch die Kommunikationshypothese als letztes Mittel für den Versuch, unsere Entsprechungen in einen deterministischen Bezugsrahmen zu bringen und damit aus dem Auftreten einer Entsprechung für die Psychoanalyse Nutzen ziehen zu können. Denn das ist und bleibt ja unser Hauptinteresse. Unser Ziel ist es vor allem, einen Weg zu finden, der uns in die Lage versetzt, psychoanalytische Untersuchungsmethoden auf eine Gruppe von Ereignissen anzuwenden, von denen man normalerweise nicht annähme, daß sie sich für ein solches Verfahren eignen.

Bei den meisten Entsprechungen, mit denen man sich im Laufe einer psychoanalytischen Behandlung befaßt, kommt die Frage, wie diese Verbindung oder jener Austausch von Informationen vor sich geht, gar nicht auf, da *irgendein* »normaler« Kommunikationsweg als selbstverständlich vorausgesetzt wird, auch wenn im speziellen Fall keiner nachweisbar ist. Alltägliche psychoanalytische Erfahrungen wie auch viele Experimente zur Wahrnehmung weisen darauf hin, daß von einer riesigen Zahl aufgenommener Eindrücke lediglich einem kleinen Bruchteil auch nur für einen Augenblick bewußte Aufmerksamkeit zuteil wird. Mehr noch: Die Schwellenwerte dieser Art von unbewußter Wahrnehmung sind ausgesprochen schwer festzustellen, da die Prozesse der Aufnahme von Hinweisreizen, die bei unserer gewöhnlichen Art, etwas zu registrieren und einzuordnen, äußerst subtil sein können. Ein oder zwei Beispiele aus diesem Grenzbereich werden genügen, um klarzumachen, in welchen Fällen ich die Hypothese

einer normalen Kommunikation für akzeptabel, wenn nicht gar für wahrscheinlich halte.

Ich kritzele manchmal gedankenlos in ein Notizbuch, das während der Analysestunden vor mir liegt. Einmal ging ich vom ziellosen Gekrakel zum Notenschreiben über; es entstand eine Melodie. Meine Komposition war so weit gediehen:



als die Patientin, die grade von ihrem Briefwechsel mit einem jungen Armeestellen sprach, den sie vor einigen Wochen kennengelernt hatte, plötzlich folgende Zeile eines Liedes zu singen begann:

»Sie sagt' ihm, sie liebt' ihn, doch ach, wie sie log!«



Damit wollte die Patientin zum Ausdruck bringen, daß sie nur deshalb einen so liebevollen Ton in ihren Briefen angeschlagen hatte, weil sie sich seines Interesses und Verantwortungsgefühls weiter versichern wollte. Sie sei aber nicht so dumm, sich eine wirkliche emotionale Beteiligung zu gestatten.

Wenn wir versuchen, diese recht eindeutige Entsprechung zwischen der von mir notierten Melodie und dem Lied, das meine Patientin gesungen hatte, psychoanalytisch sinnvoll zu interpretieren, so können wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß sogar etwas so Subtiles wie eine Veränderung von Rhythmus und Ton meines Atems (soviel ich weiß, habe ich weder gesummt noch gepfiffen) jene normalerweise unterhalb der Wahrnehmungsschwelle liegenden Hinweise geliefert hat, die es der Patientin ermöglichten, vorbewußt zu erkennen, daß ich mit etwas anderem als ihrer Person beschäftigt war – nämlich mit einer Melodie –, und sogar die Melodie selbst in ihren wesentlichen Zügen zu erfassen. Es ist nicht schwierig, sich vorzustellen, daß sie sich



ärgerte, als ich mich ihr für kurze Zeit entzog, und daß sie nur deshalb meine Melodie erhaschte, um sie – unter dem Vorwand eines Kommentars über ihre Beziehung zum letzten der vielen Menschen, die sie verlassen hatten – in eine Mahnung an mich umzumünzen, daß ich wie alle Männer treulos sei und daß sie mir keine tieferen Gefühle entgegenbringen könne.

Aber die Kommunikationshypothese – bei weitem das effektivste Mittel, eine Entsprechung psychoanalytisch sinnvoll auszuwerten – muß nicht auf visuelle und auditive Kommunikation beschränkt bleiben; sie kann sich auf alle möglichen Mittel erstrecken, mit deren Hilfe Kommunikation im weitesten Sinne hergestellt werden kann. Ich erinnere mich, daß eine Patientin von einem Traum berichtete, in dem sie eine graue Katze zusammengerollt mitten auf der Analyse-couch liegen sah. Am Tag zuvor hatte eine andere Patientin, deren Termin einige Stunden früher lag, tatsächlich ein graues Kätzchen mitgebracht und zum Spielen auf den Boden gesetzt, während sie selbst sich auf die Couch legte.

Wenn bei diesem Beispiel jemand die Hypothese vorbrächte, die Patientin, die später kam, sei irgendwie fähig gewesen, den Geruch (oder irgendeine andere Ausstrahlung) der Katze wahrzunehmen, und das sei dann aus irgendeinem Grund als Tagesrest im Traum verarbeitet worden, so hätte ich dagegen nichts Prinzipielles einzuwenden. Es wäre schwierig zu beweisen, daß eine derart verfeinerte Wahrnehmung menschliche Fähigkeiten übersteigt. Ich erinnere mich, daß während meiner Internistenzeit ein Kollege, lange bevor sich die üblichen Krankheitssymptome zeigten, Masern diagnostizieren konnte, aufgrund eines spezifischen Geruchs, der – so behauptete er – zu dieser Krankheit gehöre. Wie er sagte, erfüllte der Geruch jeden Raum, den der Träger dieser Krankheit auch nur für einen Augenblick betreten hatte.

Auf jeden Fall eröffnet eine Kommunikationshypothese, die von der Annahme unterschwelliger Wahrnehmung ausgeht, eindeutig Möglichkeiten, die noch nicht vollständig erforscht sind. Dennoch muß es zwangsläufig einen Punkt geben, von dem ab sich diese Hypothese immer weniger eignet, Ereignisse zu verknüpfen, die wir gerne miteinander in Zusammenhang bringen würden.

Wenden wir uns nun einem Beispiel zu, das typisch ist für viele Vorfälle in der Analyse, bei denen die Hypothese sensorischer Hinweise nicht sinnvoll erscheint.

Gegen Ende einer Sitzung kam die Patientin, die meine Melodie »aufgegriffen« hatte, auf ihre Bemühungen zu sprechen, irgend etwas aus der musikalischen Begabung zu machen, die sie zu haben glaubte. Als sie dann schwieg und für etwa ein, zwei Minuten zu dösen schien, erinnerte ich mich daran, daß ich eine Verabredung zum Frühstück absagen mußte, die ich für den nächsten Tag mit einem befreundeten Musiker getroffen hatte; ich nahm mir vor, ihn nach dieser Stunde anzurufen. Dann dachte ich an dessen Frau und malte mir aus, mit ihr zu tanzen und sie schließlich zu verführen. Irgendwie amüsiert über meine Phantasien begann ich zu überlegen, wieso ich gerade aufs Tanzen verfallen bin, das weder meine bevorzugte Freizeitbeschäftigung ist noch mich in erotischer Hinsicht interessiert. Ich erinnerte mich, daß meine in dieser Hinsicht etwas langweiligen Gewohnheiten tatsächlich neulich von meinem Freund zur Sprache gebracht worden waren. Er hatte erwähnt, daß eine gemeinsame Bekannte versuchte, mich zu »verhexen«, weil sie mich – so dachte er – möglicherweise ihrem Mann vorzog, der stark hinkte. Ich hatte lachend erwidert, daß diese Frau sich sehr täusche, wenn sie annähme, sie könne jeden Abend zum Tanzen gehen, wäre sie mit mir verheiratet, einfach weil ich gesunde Gliedmaßen habe. Dann dachte ich an einige interessante Gesichtspunkte, die mein Freund zum Thema Hexerei und Verhexen im Alltag vorgebracht hatte.

An diesem Punkt brach meine Patientin ihr Schweigen und sagte, sie habe herausgefunden, daß ihr früherer Geliebter und professioneller Tanzpartner in wenigen Tagen eine Frau heiraten werde, deretwegen er sie vor einiger Zeit ziemlich plötzlich sitzengelassen hatte. »Ich nehme an, es wäre normaler, wenn ich mich mehr über ihn ärgerte«, fuhr sie fort. »Wenn ich an Telepathie glaubte, würde ich ihn verhexen und so an mich binden.«

Bei dieser Art von Beispielen unterschwellige Signale, sensorische Kommunikation verantwortlich zu machen für die frappierende Entsprechung unserer Denkinhalte, scheint mir wenig plausibel; ganz abgesehen davon, daß wir der Entsprechung viel von ihrer potentiellen Bedeutung nehmen, wenn wir uns auf eine

derart enge Kommunikationshypothese beschränken. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß die geringen Bewegungen der Stimmbänder während des Denkvorganges eine sehr viel stärkere Wirkung haben, als je demonstriert werden konnte, geben wir besser die Vorstellung auf, daß meine Gedanken auf dem Weg über irgendwelche Luftbewegungen oder Ausstrahlungen der Patientin übermittelt wurden. Soweit ich sehe, sind damit auch schon nahezu alle sensorischen Möglichkeiten dieses Falles erschöpft, eines Falles, der typisch ist für die große Zahl »korrespondierender Assoziationen«, denen man bei der analytischen Arbeit begegnet. Wir haben nun die Wahl, diesen Fall einer denkbaren Wechselbeziehung zwischen Patient und Therapeut aufzugeben oder eine Kommunikationshypothese zu finden, die uns Aufklärung gibt.

In diesem Kapitel ging es vor allem um die Möglichkeiten, die Hypothese normaler Kommunikation auf Entsprechungen anzuwenden. Ich möchte jedoch aufzeigen, daß es bei den vielen Fällen, in denen die Hypothese normaler Kommunikation zwar wenig plausibel, aber auch nicht von vornherein auszuschließen ist, kaum Sinn hat, in dieser Richtung weiterzuforschen. Ich werde dies im nächsten Kapitel anhand einer Hypothese zeigen, deren Anwendung ausreichend gerechtfertigt ist, wenn die Hypothese der gemeinsamen Ursache und die einer normalen Kommunikation nicht wirklich einleuchtend sind.

## Die Psi-Hypothese

In diesem und in den folgenden Kapiteln möchte ich zu zeigen versuchen, daß Hypothesen der bisher betrachteten Art zwar in einigen Fällen durchaus anwendbar sind, insgesamt aber in ihren Möglichkeiten begrenzt bleiben. Zweifellos wird es bei einer ganzen Reihe von Entsprechungen, die dem Psychoanalytiker als außergewöhnlich auffallen (bei denen also die Verbindungsglieder nicht sofort ins Auge springen), möglich sein, »normalpsychologische« Hypothesen eindeutig auszuschließen. Bezieht man sich in solchen Fällen auf die eine oder andere dieser Hypothesen (etwa die der gemeinsamen Ursache oder eine bestimmte Kommunikationshypothese, die auf der Annahme unterschwelliger Wahrnehmung gewöhnlich unbewußt bleibender Hinweise beruht), so wird das fast unvermeidlich in einer abstrakten Form geschehen, das heißt in Form einer allgemeinen Vermutung, die durch keinen konkreten, spezifischen Anhaltspunkt gestützt wird. Ein Beobachter, der zur Erklärung des Vorgefallenen auf eine dieser Hypothesen zurückgreift, wird sich meist auf die fast nicht verifizierbare Annahme beschränken müssen, daß es *durchaus möglich ist*, daß eine versteckte gemeinsame Ursache im Spiel war oder daß ein okkultes (im Sinne von »verborgen«, das heißt »nicht sofort erkennbar«), aber normaler Kommunikationsweg *vielleicht* eine Rolle gespielt *haben könnte*.

Wenn es kein Mittel gibt, festzustellen, inwieweit die Annahme eines solchen Faktors berechtigt ist, kann man tatsächlich mit dieser letzten Möglichkeit einer »normalen« Erklärung ebensowenig anfangen wie mit der Zufallshypothese. Wir wollen uns deshalb einer ganz anderen Hypothese zuwenden, die psychoanalytisch besonders ergiebig ist und die man vor allem nicht nur abstrakt erwägen, sondern auch ganz konkret anwenden kann.

Gemeint ist die »Psi-Hypothese«, wie man heute allgemein

sagt. Der von R. H. Thouless und B. P. Wiesner 1946 eingeführte Begriff »Psi« bezeichnet die Gesamtheit paranormalen Phänomene<sup>313</sup>, zum Beispiel Telepathie, Hellsehen, Präkognition sowie Spuk und andere okkulte physikalische Erscheinungen, heute meist »Psychokinese« genannt.

Die einzelnen Begriffe wurden von einer mehr oder weniger systematischen phänomenologischen Differenzierung der verschiedenen »okkulten« (mit herkömmlichen kausalen Vorstellungen nicht erklärbaren) Geschehnisse abgeleitet. Telepathie wird dabei gewöhnlich definiert als Übertragung gedanklicher Inhalte oder Vorgänge von einer Psyche auf eine andere, unabhängig von den bekannten Sinneswegen; unter Hellsehen wird die Möglichkeit verstanden, Sachverhalte mit anderen als den sensorischen Mitteln zu erkennen, jedoch ohne Vermittlung eines anderen menschlichen Geistes, das heißt eine Art direkter Wahrnehmung der Materie durch den Geist. Zusammen mit der Präkognition (Vorherwissen eines zukünftigen Ereignisses oder Sachverhaltes) werden diese »Modalitäten« paranormalen Erfahrung mit einem von J. B. Rhine eingeführten Begriff als »Außersinnliche Wahrnehmung« (ASW) zusammengefaßt.

Auch für die Wissenschaft, die sich mit der Untersuchung der verschiedenen paranormalen Phänomene beschäftigt, gibt es eine Reihe von Bezeichnungen (in Deutschland etwa »Okkultismus«, im angloamerikanischen Bereich »Psychical Research«), doch beginnt sich heute international der von Max Dessoir vorgeschlagene Begriff »Parapsychologie« durchzusetzen.

Es soll hier darauf verzichtet werden, detaillierter auf die Ergebnisse parapsychologischer Forschung einzugehen\*; die weni-

\* Kapitel 5 des Originals, das sich mit diesem Gebiet befaßt, wurde vom Übersetzer-Team in gekürzter Form hier eingearbeitet. Als erster Überblick sei empfohlen: Hans Bender, *Unser sechster Sinn*, Stuttgart 1971 (auch als Taschenbuch, rororo Sachbuch 6796). Eine Fülle von Originalarbeiten maßgeblicher Autoren bietet die von Hans Bender herausgegebene Anthologie: *Parapsychologie. Entwicklung, Ergebnisse, Probleme*, Darmstadt 1974. Weitere grundlegende Literatur findet man in: Heinz C. Berendt, *Parapsychologie. Eine Einführung*, Stuttgart 1972 (Urban-Taschenbücher 143). Da die wichtigste Literatur nach wie vor in englischer Sprache erscheint, sei hier auf eine kritische Bibliographie der parapsychologischen Standardwerke hingewiesen: Rhea A. White / Laura A. Dale, *Parapsychology. Sources of Information*, Metuchen, N. J., 1973.

gen Hinweise sollten jedoch zeigen, daß die Psi-Hypothese keineswegs eine bloße Annahme ist, die möglicherweise sogar in Widerspruch zu irgendwelchen fundamentalen Erkenntnissen oder logischen Überlegungen steht, sondern daß eine Fülle empirischer Daten vorliegt, die nicht nur sicher beweisen, daß es paranormale Fähigkeiten und Phänomene gibt, sondern uns auch Aufschluß über die Bedingungen geben, unter denen Psi bevorzugt – oder erschwert – auftritt.

Als Beginn der wissenschaftlichen Parapsychologie wird vielfach das Gründungsjahr der englischen Society for Psychical Research, 1882, genannt. Schwerpunkt der Arbeit dieser heute noch tätigen Gesellschaft waren sowohl die Sammlung und kritische Prüfung von Spontanfällen\*, als auch die Untersuchung von »Medien«, das heißt von Personen, die – meist im Trance-Zustand – über außergewöhnliche paranormale Fähigkeiten zu verfügen scheinen. Der Streit über die Ursache der mediumistischen Phänomene – ob durch Einwirken Verstorbener oder unbewußt normale bzw. paranormale Fähigkeiten des Mediums selbst –, zwischen »Animismus und Spiritismus\*\* also, stand dabei eine Zeitlang im Mittelpunkt des Interesses; der »Spiritismus« wurde zu einer allseits beliebten Mode. Aber auch die wissenschaftliche Welt begann, sich immer mehr für dieses neue Forschungsgebiet zu interessieren; so wurde bald nach der englischen Gesellschaft eine ähnliche in Amerika gegründet – die American Society for Psychical Research. Auch in Deutschland setzten sich bedeutende Wissenschaftler (so zum Beispiel die Philosophen T. K. Oesterreich und Hans Driesch\*\*\*) für die Parapsychologie ein.

Die allmähliche akademische Anerkennung der Parapsychologie – die allerdings bis heute noch nicht wirklich vollzogen ist –

\* Gemeint sind »spontan« (also unkontrolliert bzw. nicht bewußt provoziert) auftretende Erlebnisse mit paranormalem Gehalt, so etwa Wahrträume, Ahnungen, Erscheinungen Sterbender usw. 141, 245.

\*\* So lautet der Titel eines bedeutenden Werks zu diesem Thema: Alexander Aksakow, *Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Halluzination und des Unterbewußten*, Leipzig 1890; s. a. Fanny Moser, *Das große Buch des Okkultismus*, Olten/Freibg. i. Br. 1974 (Standardwerk zur gesamten Forschung bis zu den dreißiger Jahren).

\*\*\* Hans Driesch, *Parapsychologie. Die Wissenschaft von den »okkulten« Erscheinungen*, München 1967 (»Geist und Psyche« Bd. 2030).

ergab sich dann in der zweiten Phase der parapsychologischen Wissenschaft, als sie sich mehr und mehr der kontrollierten experimentellen Forschung zuwandte, die dem üblichen wissenschaftlichen Standard entspricht und mit fundierten statistischen Auswertungsmethoden arbeitet; Pionier auf diesem Gebiet war J. B. Rhine, seit 1934 Leiter eines parapsychologischen Laboratoriums an der amerikanischen Duke-Universität.\*

Heute gibt es in einer Reihe von Ländern (außer in den USA z. B. in Deutschland, Holland, aber auch in einigen Ländern des Ostblocks\*\*) parapsychologische Institute; die moderne Forschung auf diesem Gebiet umfaßt eine Fülle von Methoden und Richtungen, wobei sich insgesamt eine immer stärkere Verflechtung mit Nachbardisziplinen (Medizin, Physik, Biologie usw.) abzeichnet.

Für unsere Zwecke sind jedoch die meisten Ergebnisse der parapsychologischen Forschung nicht von unmittelbarer Bedeutung. Wichtig ist für uns vor allem eine grundlegende Hypothese: Es ist offenbar möglich, daß ein Individuum Informationen über Ereignisse erhält, die nicht direkt oder indirekt durch die normalen Sinneskanäle erfaßt werden können und die auch nicht irgendwie erschließbar sind.

Wir haben uns bisher mit dem Problem befaßt, ob wir etwas, das wir beobachtet haben, eine Entsprechung nennen, und wenn ja, was wir damit anfangen können. Es zeigte sich dabei, daß für eine volle Anwendung der psychoanalytischen Methode Kommunikationshypothesen besonders geeignet sind; wir sahen aber auch, daß es oft Schwierigkeiten bei der Anwendung der konventionellen Kommunikationshypothesen auf bestimmte Arten von Entsprechungen gab und daß zudem ungewöhnliche Entsprechungen vorkommen, bei denen solche »normalen« Kommunikationshypothesen überhaupt nicht passen.

Ich will deshalb versuchen, die gerade vorgestellte Psi-Hypo-

\* Einen wichtigen Anstoß für die Gründung des Instituts gaben die Versuche zur telepathischen Übertragung von Zeichnungen, die der berühmte Schriftsteller Upton Sinclair mit seiner Frau durchführte (Upton Sinclair, *Radar der Psyche*, Bern / München 1973).

\*\* Siehe dazu: Sheila Ostrander / Lynn Schroeder, *Psi. Die wissenschaftliche Erforschung und praktische Nutzung übersinnlicher Kräfte des Geistes und der Seele im Ostblock*, Bern / München 1971.

these und ihre Anwendungsmöglichkeiten auf bestimmte Arten von Entsprechungen eingehender zu betrachten.

Ich möchte an diesem Punkt jedoch darauf hinweisen, daß der Leser nicht unbedingt völlig von der Psi-Hypothese überzeugt sein muß, um mir folgen zu können. Es gibt Menschen, die eine Fülle von parapsychologischem Material kennen, die aber dennoch aus irgendeinem Grund Zweifel hegen. Dies ist nicht der entscheidende Punkt. Man muß nur anerkennen, daß es genügend Material gibt, um die Psi-Hypothese zu stützen und um ihre Anwendung in all jenen Fällen zu rechtfertigen, wo andere Hypothesen entweder nicht plausibel sind oder sich nicht so gut eignen, bestimmte Entsprechungen psychoanalytisch nutzbar zu machen. Die Psi-Hypothese stellt lediglich eine Hypothese unter anderen dar – nicht besser, aber auch nicht schlechter. Außerdem müssen wir berücksichtigen, daß im folgenden gar nicht die Psi-Hypothese selbst zur Debatte steht – genausowenig wie bei einem bestimmten Fall emotionaler Störungen die Hypothese, daß unbewußte Faktoren das Verhalten beeinflussen können –, sondern daß es nur um ihre Anwendung auf eine Reihe vorgegebener Ereignisse geht.

Die grundlegende Hypothese der außersinnlichen Wahrnehmung hatten wir folgendermaßen formuliert: Es ist möglich, Informationen über Ereignisse zu erhalten, die nicht direkt oder indirekt durch die normalen Sinneskanäle erfaßt werden können.

Eine solche Hypothese sagt nur, was unter bestimmten Bedingungen möglich, aber nichts darüber, was nötig ist, damit eine solche Informationsübermittlung stattfindet, und sie grenzt diesen Vorgang auch in keiner Weise ein – weder räumlich noch zeitlich oder psychologisch. Gegenwärtig wissen wir einfach noch nicht genau, welche Bedingungen unbedingt notwendig für das Auftauchen von außersinnlicher Wahrnehmung sind und welche einschränkenden Faktoren es – wenn überhaupt – gibt.

Nichts hindert mich deshalb, weiterhin davon auszugehen, daß es keinen überzeugenden Grund gibt, sich gegen die Anwendung der Psi-Hypothese auf bestimmte Ereignisse zu wenden, nur weil angeblich diese oder jene willkürliche Bedingung nicht erfüllt ist oder bestimmte angenommene Grenzen überschritten werden. Mit anderen Worten: Es scheint berechtigt, diese Hypothese über-

all dort, wo es die Umstände erlauben, ohne irgendwelche Einschränkungen anzuwenden. Unser einziges Kriterium für die Anwendung wird das der Anordnung der Elemente und der dynamischen Zusammenhänge sein.

Es scheint mir das beste zu sein, zunächst anhand einiger Beispiele den Bereich abzustecken, innerhalb dessen ich es für sinnvoll halte, die Psi-Hypothese anzuwenden, sowie einige logische Probleme dieser Anwendung zu diskutieren.

Ein Mann erzählt in der Analyse folgenden Traum: *Ich las in der Zeitung einen Bericht über den Absturz einer Regenbogen-Maschine, aber ich konnte keine Einzelheiten ausmachen.*

Zwei oder drei Tage vorher hatte ein Freund dieses Patienten ihn um einen Gefallen gebeten, der sich auf eine als »Regenbogen-Linie« bekannte Fluglinie zwischen Rochester, N. Y., und New York City bezog. Der Freund, der bei dieser Fluglinie für die Werbung zuständig war, fragte den Patienten, ob er nicht einer Farbenfabrik in Rochester vorschlagen könne, eine Anzahl von Plätzen dieser Fluglinie für ihre leitenden Angestellten zu reservieren. Er glaubte, daß der Patient da einiges in die Wege leiten könnte, weil er diese Gesellschaft in Forschungsfragen beriet, mit den meisten leitenden Angestellten gut bekannt war und noch dazu erwähnt hatte, daß er in Kürze nach Rochester reisen müsse, um sich über eine neue Entwicklung bei der Farbherstellung zu informieren.

Diese Reise nach Rochester sollte am Tag nach dem Traum stattfinden. Er war irgendwie nervös, denn er wollte der Gesellschaft eine Idee vortragen, die eine grundlegende technische Verbesserung der Farbherstellung bedeutete, und er hatte das Gefühl, daß seine gesamte Zukunft vom Erfolg dieses Besuches abhing.

In dem Traum in der Nacht vor seiner Reise scheint der Patient an die Stelle seiner Sorge um sein Projekt bezüglich der Farbherstellung – dem sein Hauptinteresse gilt und das der eigentliche Grund seiner Reise ist – die kleinere Sorge um das Projekt seines Freundes zu setzen, dessen Mißlingen er schon leichter verkraften konnte. Die Verbindung wird durch das Wort »Regenbogen« hergestellt, das sich scheinbar auf das mit diesem Namen verbundene Projekt des Freundes bezieht, jedoch genauso gut auf das

Farb-Projekt zu beziehen ist, das im Augenblick die größte Sorge des Patienten darstellt. Man könnte auf seiten des Patienten eine gewisse Verstimmung dem Freund gegenüber vermuten, der ihn zu einem Zeitpunkt, wo er sich über die Entwicklung seiner eigenen Angelegenheiten schon genug Sorgen macht, auch noch mit einer zusätzlichen Verpflichtung belastet. Es scheint so, als wolle er über das Projekt seines Freundes sagen: »Zum Teufel damit, soll es doch schiefgehen!«

Im allgemeinen sind wir in der analytischen Praxis zufrieden, wenn wir so viel aus einem Traum herausgeholt haben. Es scheint hier eine ziemlich klare Verbindung zwischen den Hauptelementen des manifesten Traum inhalts und den latenten Gedanken zu bestehen, aus denen dieser Traum vermutlich entstanden ist und die wir aufgrund unseres Wissens um die Sorgen des Patienten relativ leicht erschließen können. Weiter kommen wir gewöhnlich nicht. Betrachten wir jetzt die kurze Nachricht, die am Morgen nach dem Traum in der *New York Times* erschien:

Rochester, N. H., 5. Mai. (U. P.)

Leslie L., seine Frau und ihr Pilot, Robert C., fanden heute den Tod, als ihr Flugzeug während eines Sturms auf den Parker-Berg prallte und ausbrannte.

Das Unglück, auf das sich diese Nachricht bezieht, passierte am Tag des Traumes; Nachforschungen ergaben jedoch, daß in den lokalen Nachrichtensendungen jenes Tages nichts darüber erwähnt worden war. Wir wollen uns jedoch einmal vorstellen, daß der Patient auf irgendeine normale Weise diese Information erhalten habe, bevor er sich an jenem Abend schlafen legte. Dann würden wir einen Zusammenhang zu den anderen Daten herstellen und die mutmaßlichen latenten Traumgedanken etwa so formulieren: »Es ist nicht *mein* Rochester-Farben-Projekt, das zum Scheitern verurteilt ist, auch nicht das lästige Rochester-Regenbogen-Projekt meines Freundes; es war jemand ganz anderes, jemand, den ich nicht kenne und zu dem ich keinerlei emotionale Beziehung habe, der zufällig während eines Sturms in der Gegend von Rochester abstürzte, noch dazu nicht einmal in Rochester im Staate New York, sondern in Rochester, New Hampshire.«

Die Tatsache, daß es wirklich einen Flugzeugabsturz an einem Ort Rochester gegeben hat, scheint sich als hervorragende Lösungsmöglichkeit für den Träumer anzubieten, der nach einem einfachen, ökonomischen Weg sucht, symbolisch mit den Dingen der Außenwelt fertigzuwerden, die in seinen Schlaf eindringen.

Nun wissen wir aber, daß der Träumer keinen »normalen« Zugang zu Informationen über dieses Ereignis hatte. (Dabei lassen wir natürlich die Hypothesen beiseite, die doch noch eine normale Informationsübermittlung aufzeigen wollen; typisch wäre etwa folgende Konstruktion: Der Patient hat trotz seiner gegenteiligen Behauptung in dem Zeitraum zwischen Aufwachen und der Analysestunde diese Zeitungsnotiz gesehen und daraus einen »Traum« fabriziert, den er in der Erinnerung fälschlicherweise für einen Traum der vergangenen Nacht hält.)

Es bieten sich uns somit zwei Alternativen: 1. Wir können die Beziehung zwischen dem tatsächlichen Flugzeugabsturz (oder zumindest der Zeitungsnotiz, die sich darauf bezieht) und dem Traum für rein zufällig halten; dann könnten wir allerdings keinerlei Bezüge zur Traumbedeutung herstellen. 2. Wir halten diese Beziehung nicht für zufällig und lassen damit bestimmte psychodynamische Schlüsse und Konstruktionen zu. Wenn wir von der zweiten Alternative Gebrauch machen, dann müssen wir davon ausgehen, daß der Patient die betreffende Information anders als auf sogenanntem normalem Wege erhielt.

An diesem Punkt können wir auf die Psi-Hypothese zurückgreifen, die wir bereits formuliert haben. Ich möchte noch einmal bemerken, daß wir die beschriebenen Ereignisse nicht als Beweismaterial zur Stützung der Psi-Hypothese heranziehen. Wir gehen einfach davon aus, daß es – ganz unabhängig von dieser Situation – eine Fülle von Beweisen dafür gibt, daß man Informationen erhalten kann, die durch direkte oder indirekte sensorische Mittel nicht zugänglich sind. Deshalb halten wir es für gerechtfertigt, diese Möglichkeit auch im gegenwärtigen Fall zu erwägen. Wir können dann die Hypothese aufstellen, daß mein Patient Informationen, die in Zusammenhang mit seinen augenblicklichen Sorgen standen, erhielt und verwendete, obwohl er offenbar keinen normalen Zugang dazu hatte.

Das ist alles, was mit Anwendung der Psi-Hypothese auf be-

stimmte Daten gemeint ist. Damit ist nicht die Annahme impliziert, daß der Patient diese Information *tatsächlich* mittels Psi bekam, da wir nicht in der Lage sind, mit absoluter Sicherheit die eine oder andere normale Möglichkeit auszuschließen. Die bloße Anwendung der Psi-Hypothese bedeutet auch noch nicht, daß wir ihr ein größeres Maß an Wahrscheinlichkeit zubilligen; es bedeutet nur, daß Psi eine unter mehreren denkbaren Hypothesen ist. Die einzige Hypothese, die wir bisher ausgeschlossen haben, ist die Zufallshypothese, und das nicht, weil wir imstande waren, den Zufall auszuschließen, sondern weil wir uns *entschieden* haben, die Ereignisse so zu behandeln, als habe der Zufall keine Rolle gespielt, und zwar deshalb, weil wir sonst den Angaben die Bedeutung nehmen würden, die wir ihnen mit Hilfe bestimmter psychoanalytischer Annahmen zuschreiben können.

Das erste, was uns auffällt, wenn wir die Psi-Hypothese anwenden wollen, ist, daß wir die mutmaßliche Quelle der Information nicht genau angeben können. Wir dürfen nicht nur den Unfall selbst als mögliche Informationsquelle in Betracht ziehen, wir müssen zum Beispiel auch die Augenzeugen des Unfalls, die Übermittlung dieser Nachricht an die verschiedenen Familienmitglieder, die wahrscheinlich kurz nach dem Unfall verständigt wurden, oder die verschiedenen Stadien des Informationsweges bis zum Erscheinen der Notiz in den Zeitungen berücksichtigen.

Es ist nutzlos, zu fragen, welches von diesen oder vorstellbaren anderen Ereignissen die eigentliche Quelle der mutmaßlichen Information des Patienten war, denn es existiert kein Kriterium, nach dem wir das entscheiden könnten. Auch die wissenschaftlichen Ergebnisse über die Erscheinungsformen paranormaler Erfahrung helfen uns dabei nicht; sicher ergibt sich daraus nur, daß die Entfernung zu der mutmaßlichen Quelle keine Rolle gespielt haben kann. Aber obwohl ein großer Teil des Beweismaterials auf die Bedeutung starker emotionaler Faktoren bei der Entstehung von Psi-Vorgängen hinweist, so können wir doch keinesfalls daraus schließen, daß in unserem Fall die wahrscheinlichere Quelle für die Information eines der Opfer des Unfalls im Augenblick vor seinem Tod war oder ein Verwandter, als er gerade von der Tragödie erfuhr.

Wir sind damit auf eine andere Unsicherheit gestoßen, die

häufig unvermeidbar zu sein scheint, wenn wir die Psi-Hypothese anwenden wollen: Oft können wir weder den Ort noch die Art der Ereignisse näher bestimmen, die als Informationsquelle des Psi-Vorganges in Frage kommen. Im Laboratorium ist das meist möglich; wenn wir jedoch die Psi-Hypothese auf die Ereignisse des täglichen Lebens außerhalb des Laboratoriums anwenden wollen, dann müssen wir in den meisten Fällen auf diese Definition verzichten. Das gesamte Beweismaterial zur Psi-Hypothese deutet darauf hin, daß diese Art von Erkenntnisvermögen unabhängig ist von der Art des Zielobjekts, unabhängig davon, ob das Bezugsereignis von jemandem beachtet wird oder nicht, und auch die Entfernung spielt keine meßbare Rolle. Das einzig Wichtige, das übrigbleibt, sind somit psychodynamische Angemessenheit und Bedeutung.

Bevor wir uns anderen Problemen zuwenden, wollen wir noch ein paar weitere Beispiele zur Illustration des eben Ausgeführten betrachten.

Ein Patient träumt: *Ein stämmiger Strolch dringt in das eheliche Schlafzimmer ein und versucht, sich seiner Frau sexuell zu nähern, die neben ihm schläft. Er greift nach einem Hammer mit der Absicht, den Angreifer zu vertreiben, indem er pausenlos auf dessen Kopf und Gesicht einschlägt, aber er fühlt sich dabei schwach wie ein kleines Baby. Der Kerl lacht nur und kommt drohend auf ihn zu.*

An diesem Punkt wachte der Patient voller Entsetzen auf. Am Abend darauf, innerlich unruhig und nicht recht wissend, was er tun soll, hat er plötzlich den Wunsch, ins Kino zu gehen, aber keiner der Filme in den umliegenden Theatern scheint seiner Stimmung zu entsprechen. Er geht die Kinoanzeigen in der Zeitung durch, stellt fest, daß eine Filmversion von Shaws *Major Barbara* im Stadtteil Greenwich Village, einige Kilometer entfernt, gespielt wird, und rafft sich schließlich auf, um dorthin zu fahren. Nach dem Hauptfilm wird ein Kurzfilm gezeigt: Ausschnitte aus den allerersten Leinwandkomödien. Der erste Ausschnitt, aus einer sehr alten Mack-Sennett-Komödie, zeigt ein Baby, das neben einem riesigen alten Schurken liegt, der eingeschlafen ist. Das Baby bekommt einen Hammer zu fassen und fängt an, damit auf den Kopf des Mannes einzuschlagen; der

Schlafende scheint jedoch ungerührt und macht nur hin und wieder eine Bewegung, als wolle er eine Fliege verscheuchen.

Auf die Entsprechung zwischen dem manifesten Trauminhalt des Patienten und dem Film, den er am folgenden Abend sah, stößt man hier fast von selbst. Wollen wir diese Ereignisse in irgendeine Art deterministischen Zusammenhang bringen, so scheinen hier nur die verschiedenen Arten von Kommunikations-hypothesen in Frage zu kommen; sofern sie aber auf irgendeinem normalen sensorischen Vorgang beruhen, sieht es zunächst schwierig aus, einleuchtende Mittel und Wege anzugeben, über die der Patient vom Inhalt des Kurzfilms erfahren haben könnte, bevor er sich – seiner Meinung nach zufällig – auf den Weg machte, um diesen Film anzusehen.

Aber dadurch wird eine »normale« Erklärung noch nicht automatisch ausgeschaltet; man kann etwa die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß ihm jemand vor seinem Traum etwas über diesen Kurzfilm berichtete oder er darüber gelesen hat, ohne alles genau zu registrieren; oder er hat einfach völlig vergessen, daß darüber gesprochen wurde oder ein Artikel dazu in der Zeitung stand. Vielleicht hat er diesen Kurzfilm auch vor Monaten oder Jahren bereits gesehen und ganz unabhängig von seinem Kinobesuch am folgenden Abend als Trauminhalt benutzt; vielleicht sind aber auch diese beiden Ereignisse durch eine undeutliche Erinnerung miteinander verbunden, ausgelöst durch das Betrachten der Kinoanzeige in der Zeitung, die gelautet haben könnte: »Shaws *Major Barbara*, außerdem ausgewählte Kurzfilme.« (In *Major Barbara* geht es übrigens um die Auflehnung gegen einen mächtigen Vater und die damit verbundenen Gefahren.) Soweit festzustellen war, gaben die damaligen Anzeigen für diesen Film keinen Hinweis auf den Inhalt der Kurzfilme; aber wir können die Möglichkeit nicht ausschließen, daß dieses Programm eine Wiederholung war und vielleicht in einer Besprechung des Hauptfilms auch auf das Beiprogramm eingegangen wurde.

Damit sind die »normalen« Möglichkeiten noch lange nicht erschöpft; sie sind zwar nicht sehr plausibel, aber doch zumindest logisch vorstellbar. Da wir jedoch nicht in der Lage sind, auch nur den kleinsten Beweis zugunsten einer von ihnen anzuführen, bringt uns die rein abstrakte Feststellung ihrer logischen Mög-

lichkeit nicht viel weiter. Hier bietet sich nun die Psi-Hypothese an: Sie liefert ganz von selbst und auf einmal alles, was nötig ist, um die beiden vorliegenden Ereignisse miteinander in Verbindung zu bringen.

Sollten wir uns nun dazu entschließen, die Psi-Hypothese anzuwenden, um die Entsprechung zwischen dem Traum des Patienten und dem Film, den er am Abend darauf sah, psychoanalytisch sinnvoll zu interpretieren, dann ist es müßig, die vielen möglichen Quellen durchzugehen, über die der Inhalt des Films auf paranormale Weise erkannt worden sein könnte. Wir können entweder irgendeine uns geeignet erscheinende Möglichkeit herausgreifen, oder wir können die ganze Frage der spezifischen Differenzierung als völlig irrelevant für unser Problem betrachten, da es für die bloße Anwendung der Psi-Hypothese auf bestimmte Ereignisse völlig belanglos ist, welcher besondere Mechanismus im einzelnen »tatsächlich« eine Rolle gespielt hat. Ob sich der Patient auf paranormale Weise auf den Film selbst bezog oder auf die psychischen Inhalte eines der Zuschauer, die den Film am Abend seines Traumes sahen, oder auf meine latenten psychischen Inhalte, da ich diesen Film zufällig einige Tage vorher gesehen hatte, ist deshalb weder bestimmbar noch wirklich wichtig.

Bestimmbar und gleichzeitig von entscheidender Bedeutung ist jedoch, daß dieses mutmaßlich paranormal aufgenommene Traumelement in hohem Maße einem »Tagesrest« und den Vorstellungen von dessen angstmindernder Funktion entspricht. Wir könnten folgenden Test durchführen: Hätte der Patient den Film vor seinem Traum gesehen, würden Psychoanalytiker diesen Film dann als bedeutsamen Tagesrest einschätzen? Bestimmt; man würde dann annehmen, daß durch die Verwendung dieses Films als Tagesrest die befürchtete Aggression gegen die offenkundige Vaterfigur in einen harmlosen Scherz verwandelt werden konnte, die – wie im Film – nicht ernstgenommen oder bestraft würde.

Ein weiteres Beispiel: Eine junge Patientin träumte eines Morgens davon, daß sie, auf dem Bauch liegend, von einem Mann namens Bell [engl. Glocke] umarmt wurde. Sie konnte sich nicht vorstellen, warum dieser Mann – Direktor eines örtlichen Theater-Ensembles – als Liebhaber in ihrem Traum auftauchte,

außer daß es eine feste Assoziation zwischen seinem Namen und dem eines sehr viel älteren Mannes aus einer anderen Stadt gab; der hatte ihr so etwas Ähnliches wie einen Heiratsantrag gemacht, und sie dachte zu dieser Zeit oft an ihn. Am Abend danach sah sie einen Film, in dem sich ein Paar in einem Ruderboot in genau derselben Stellung umarmte – nur spiegelverkehrt gegenüber der Traumstellung.

Ihre Aufmerksamkeit bei dieser ansonsten mäßig interessanten Entsprechung erregte jedoch, daß im Film das »sündige Paar« entdeckt wurde, als die Glocke – bell – oben auf einem Hausboot (sie sollte klingeln, wenn ein Fisch angebissen hatte und an der daran befestigten Leine zog) zu läuten anfang, weil sich die Leine im dahintreibenden Boot verfangen hatte. Das weckte einen kleinen Jungen an Bord, der so seinen Vater in flagranti mit dem neuen Hausmädchen ertappte. Es war also die Entsprechung zwischen dem Namen Bell und der Glocke, die im Film läutete, beides verbunden mit einer besonderen erotischen Stellung, was zunächst das Interesse der Patientin erregt hatte.

In der Analysestunde am nächsten Tag tauchten in den Assoziationen der Patientin weitere Entsprechungen auf. Es gab eine Lautähnlichkeit zwischen dem wirklichen Namen des Hauptdarstellers im Film und dem Namen jenes älteren Mannes, der um die Patientin warb und der ihr tatsächlich eine zehn Meter lange Jacht vorgeführt hatte. Die Patientin war etwas skeptisch wegen des Altersunterschieds zwischen diesem Mann und ihr, aber genau in diesem Punkt wirkte der Film beruhigend: Er handelte davon, daß und wie die Beziehung zwischen einer jungen Frau und einem Witwer in mittleren Jahren, dessen Haus- und Kindermädchen sie war, schließlich legitimiert wurde.

Aber die unterschwellige Andeutung dieser offenkundig ödipalen Situation wurde noch gesteigert. Die Heldin des Films ist Italienerin; im Zusammenhang damit erwähnte die Patientin, daß die Frau ihres Traumliebhabers Bell die Rolle der Indonesierin Liat bei der Aufführung des Musicals *South Pacific* gespielt hat. In diesem klassischen Werk der Ödipus-Literatur ist Liats unglückliche Romanze mit einem amerikanischen Soldaten das tragische Gegenstück zu dem Hauptthema des Musicals, das im we-



sentlichen mit dem des Films übereinstimmt: Die Konflikte, die durch die Liebe einer jungen Frau zu einem Witwer mittleren Alters und anderer Nationalität entstehen.

Als die Patientin an diesem Punkt ihrer Assoziationen angeht, gab es kaum noch einen Zweifel daran, daß ein schwerer »Fisch« aus dem Unbewußten heftig an der Leine zerrte und daß eine laute Glocke zu läuten begann.

Dieses Verbreitern und Vertiefen des ziemlich unbedeutenden Inhalts, der anfänglich die Aufmerksamkeit der Patientin geweckt hatte, ist ein schönes Beispiel für das Herstellen einer Entsprechung, wie es im ersten Kapitel behandelt wurde. Was mir hier jedoch besonders wichtig erscheint, ist die Irrelevanz des Abwägens einer möglichen Quelle gegen eine andere auf der Suche nach dem »genauen« Ursprung der Traumelemente. Wenn keine normalen Quellen für diesen komplexen Trauminhalt aufgezeigt werden können, sollte sozusagen der Fisch trotzdem geangelt werden, ohne Rücksicht auf eine genaue Bestimmung, wie die Patientin dann auf paranormale Weise zu dieser Information kam, das heißt ob durch Hellsehen, durch *meine* Gedanken, durch die Gedanken anderer oder aufgrund noch anderer Möglichkeiten.

Aber selbst wenn man »normale« Quellen für eine bestimmte Darstellung angeben kann, so ist die automatische Folge davon nicht die Ausschaltung der Psi-Hypothese. Dies würde uns nur zu demselben Zirkelschluß führen wie bei dem Beispiel im vierten Kapitel, als wir untersuchten, wie angemessen die Annahme einer mutmaßlichen gemeinsamen Ursache ist. Betrachten wir folgenden Fall.

Eines Nachts, etwa um 10 Uhr 45, erwachte ein Patient in panischer Angst aus einem Traum, in dem *eine riesige donnernde Lawine aus Schlamm, Dreck und Steinen von einem Berg herab auf ihn zugerollt kam, den er, durch kniehohen Schlamm watend, zu besteigen versuchte. »Ich sah, daß sich diese donnernde Masse über mir wölbte wie ein aufgeblähtes Zelt . . ., ganz plötzlich verschwand das Tageslicht, das vorher ungewöhnlich hell und klar gewirkt hatte, und die ganze Last des Schlammes umschloß und zerquetschte mich. Um mich war es völlig dunkel, aber ich konnte fühlen, wie die sich weiterschiebende Masse meine Arme und Beine verdrehte. Ich hatte das grauenhafte Gefühl zu ersticken.«*

Der Patient wachte, nach Luft schnappend, auf, aber das Gefühl des Erstickens und der Angst, das noch einen Augenblick lang anhielt, verschwand, als er feststellte, daß das entsetzliche Donnern der »Lawine« nichts anderes als das Geräusch der Toilettenspülung war, die seine Frau im angrenzenden Badezimmer bedient hatte. Er stellte fest, daß die beiden Nachttischlampen noch brannten, daß seine Brille auf der Nase saß und daß ein Buch über die nordamerikanischen Seefische, in dem er gelesen hatte, noch immer vor ihm auf der Bettdecke lag. Er schätzte, daß er kaum mehr als eine oder zwei Minuten geschlafen haben konnte.

Es scheint nicht so, als müßte man den Ursprung der Schmutz-Lawine im manifesten Trauminhalt woanders suchen als bei dem Geräusch der Toilettenspülung. Auf die latenten Traumgedanken werde ich gleich zu sprechen kommen. Aber auch andere Gedanken – die auf den ersten Blick nichts mit »Schmutz« zu tun haben – könnten durch die Traumquelle »Toilettenspülung« angeregt worden sein. Das erste, was der Patient zu diesem Traum assoziierte, war tatsächlich die Erinnerung daran, wie er von einer riesigen Brandungswelle, die ihn erfaßt hatte, unter Wasser umhergerollt und -geschleudert worden war. Die Geburtsphantasie, die hier offenbar mit enthalten ist – der erste Gedanke des Patienten war, daß der ganze Traum mit seinem Versuch verbunden sei, in der Analyse wiedergeboren zu werden –, könnte sich aus den »Meerestiefen« entwickelt haben, über die er vor seinem Eindösen gelesen hat.

Ein Element, das ich beim Traumtext weggelassen habe, deutet auf den Grad der Verdichtung bei der Traumarbeit hin: Während sich der Träumer mühsam den Berg hochkämpfte, und noch bevor die Lawine losbrach, winkte ihm ein Mann in einem roten Hemd, der über ihm am Berghang stand, ermutigend mit einer dicken Seilrolle zu, die er um seinen Arm geschlungen hatte. Der Patient assoziierte dazu Garibaldi, den italienischen Befreier und Einiger, der, wie er schnell erkannte, für mich stand, von dem er sich Befreiung und innere Ruhe erhoffte. Dann erinnerte er sich, daß er kurz vor dem Einschlafen etwas über einen scharlachroten Fisch der Pazifischen Küste gelesen hatte, der von den italienischen Fischern in San Franzisko »Der Garibaldi« genannt wird.

Schließlich gestand der Patient jedoch ziemlich verlegen, daß

die Hilfe, die er sich von mir im Augenblick wirklich wünschte, mehr in Richtung Freigebigkeit als Befreiung ging. Am Morgen vor seinem Traum hatte er einen Brief von der Anwaltskanzlei erhalten, die mit der Regelung der Hinterlassenschaft seiner Mutter betraut war; darin wurde ihm eine weitere Verzögerung der Auszahlung, die er erwartet hatte, angedeutet, und er befürchtete, ich würde auf Bezahlung der fälligen Rechnung bestehen. Dies ist vermutlich die Quelle der analen Symbolik in den latenten Gedanken des Patienten, in die der manifeste Trauminhalt eingebettet ist. »Erlaube mir zu verschieben, zurückzuhalten, sonst . . .« Das Ausmaß der darin enthaltenen Aggression, die nur darauf wartet, im Falle meiner Ablehnung loszubrechen, ist enorm, fast ein Weltuntergangserlebnis, dargestellt in analen Begriffen und als etwas, das ihn zu überwältigen droht. Das Spülen der Toilette ist dabei ein geschickt verdichtetes Symbol sowohl für die Geburt als auch für die anale Explosion. ..

Wenden wir uns jetzt folgendem Ereignis zu, über das am nächsten Morgen in der Zeitung berichtet wurde und das sich um 19 Uhr am Abend davor ereignet hatte, also an demselben Abend, als der Patient diesen Traum hatte. (Er stieß am nächsten Morgen wenige Minuten nach dem Aufstehen auf diesen Bericht. Keine frühere Zeitungsausgabe enthielt diese Nachricht, und sie war auch nicht im Radio gesendet worden.)

#### MANN UND JUNGE LEBEND UNTER 20 TONNEN KOHLE BEGRABEN.

Angestellter getötet bei vergeblichem Versuch, Jugendlichen vor dem Sturz in einen Fülltrichter zu retten.

Gestern abend um 7 Uhr verlor Jack Apollo aus Brooklyn, Garfield Place 137, sein Leben bei dem vergeblichen Versuch, zu verhindern, daß ein dreizehnjähriger Junge von einer in einen Trichter der Lionel Fuel Corporation geschütteten Kohlelawine erdrückt wurde. Beide wurden unter 20 Tonnen Kohle begraben, die aus offenen Eisenbahnwaggons, die auf einer Hochbahn liefen, in diesen Trichter fielen. Ein Wagen nach dem anderen schob sich über den Rand des Trichters. Wenn er in der richtigen Stellung war, öffneten sich die Klappen an der Unterseite des Wagens, und die Kohle flog heraus.

Mr. Apollo, ein Angestellter der Gesellschaft, arbeitete gerade an dieser Stelle, als er aufblickte und den dreizehnjährigen Timothy Schempp auf einer Kohleladung sitzen sah, die gerade abgelassen werden sollte. Er schrie und gestikuliert wild mit den Armen [beachten Sie die Übereinstimmung mit einem Element des manifesten Traums des Patienten], aber der Junge sah ihn entweder nicht oder schenkte ihm keine Aufmerksamkeit. Mr. Apollo warf seine Schaufel hin und kletterte auf den Wagen, um den Jungen herunterzuziehen. In diesem Augenblick wurde die Ladung abgelassen. Die Kohle verschwand donnernd im Trichter und mit ihr Mr. Apollo und der Junge. Zwei Trupps der Bereitschaftspolizei gruben drei Stunden lang in der Kohle, bis es ihnen gelang, die Leichen zu bergen.

Hier haben wir ein Ereignis, das sich sehr gut mit dem unmittelbaren Traumauslöser, dem Spülen der Toilette, verbinden läßt, und nicht nur Geburtsphantasien ausdrückt – beachten Sie, wie der Mann und der Junge durch die Klappe ausgeworfen werden –, sondern gleichzeitig die schrecklichen Konsequenzen aufzeigt, sowohl für den Patienten als auch für den »Befreier« von der ungeheuren analen Aggression. Im eigentlichen Traum nun gibt es keinen Hinweis darauf, was mit dem Mann mit dem Seil geschah, als die Lawine losbrach, und allein dieser Punkt, würde er als Repräsentant einer anderen Traumquelle (nämlich des Kohleunglücks) angesehen, enthielte direkt den destruktiven latenten Traumgedanken und gäbe außerdem die Grundlage dafür ab, daß die Lawine im Traum als »schmutzig« dargestellt wird.

Man könnte einwenden, daß diese Überlegungen überflüssig seien, wenn wir schon das Spülen der Toilette als Traumquelle haben, da dieses Ereignis auch allein den manifesten Inhalt des Traums adäquat erklärt und gleichzeitig die notwendigen Verbindungsstücke zu den vermuteten latenten Traumgedanken liefert. Wenn man aber noch andere Traumquellen brauchte, dann könnte man argumentieren, daß es tatsächlich noch ein anderes Ereignis gibt, über das vor dem Traum berichtet wurde und das leicht als Tagesrest aufzufassen ist. Drei Tage vor dem Traum erschien auf der Titelseite der *New York Times* ein Bericht über den Tod eines Mitglieds einer prominenten Familie, das beim Skiurlaub in

Aspen Colorado durch eine Schneelawine ums Leben gekommen war, und am Tag vor dem Traum gab es einen weiteren Bericht darüber, in dem den Verantwortlichen und dem Skilehrer grobe Fahrlässigkeit vorgeworfen wurde. Dieser Bericht (der für mich, nebenbei bemerkt, besondere Bedeutung hatte) könnte alle Elemente geliefert haben, die notwendig wären, um die vermuteten latenten Traumgedanken mit dem unmittelbar auslösenden Stimulus des Toilettespülens zu verbinden. (Es ist im Augenblick nicht wichtig, daß der Patient behauptet, er habe diesen Bericht nicht gelesen.) Wenn wir dieses Ereignis einmal hypothetisch als Tagesrest annehmen und dann die latenten Traumgedanken zu rekonstruieren versuchen, hätten wir eine passende Widerlegung des analen Ursprungs der Lawine und gleichzeitig eine Widerlegung der Aggressionen gegen mich – der Führer des Lawinenopfers hatte keinen Schaden erlitten –, daneben jedoch trotzdem die Anklage, daß ich für diese schrecklichen Dinge verantwortlich sei.

Aber es gibt eben keinen Test, der bei Rekonstruktionen dieser Art über die Angemessenheit eines bestimmten Stimulus entscheiden könnte, und wir sind deshalb nicht in der Lage herauszufinden, wie es »wirklich« war. Diese Frage geht in jedem Fall am Kern der Sache vorbei, egal wie man sie beantwortet, das heißt, ob die Angemessenheit eines bestimmten Bruchstücks als Traumquelle bestätigt oder verneint wird. Dies ist leider eine der Grenzen der psychoanalytischen Rekonstruktionsmethoden ganz allgemein, und wir können hier das Für und Wider ihrer Anwendung nicht erörtern. Betont werden soll nur, daß es mit allen anderen angenommenen Traumquellen bzw. Tagesresten genauso ist; haben wir die Psi-Hypothese erst einmal als legitime Möglichkeit anerkannt, gibt es keine logischen Gründe, ein vielleicht paranormal gewonnenes Traumelement von den übrigen abzusondern und als zusätzliche Möglichkeit zu betrachten, die nur ein Notbehelf ist, wenn alles andere versagt. Bei unseren Bemühungen, ein Maximum an Bedeutung aus dem vorliegenden Material herauszuholen, sehen wir einfach, ob sich ein psi-bedingtes Element eignet, und behandeln es wie jeden anderen mutmaßlichen Faktor.

Wenn die Psi-Hypothese erst einmal akzeptiert wurde, zählen nur noch dynamische Überlegungen, und das Spülen der Toilette im angrenzenden Zimmer, fast gleichzeitig mit dem Traum und

für den Patienten normal wahrnehmbar, ist in bezug auf die Traumentschlüsselung nicht »wirklicher« als das Unglück, das einige Meilen entfernt ein paar Stunden früher geschah und das der Patient auf außersinnliche Weise hätte wahrnehmen müssen. Alle beiden mutmaßlichen Traumquellen (und als dritte vielleicht noch das Lawinenunglück) tragen etwas zum Verständnis und zur Deutung des Traums bei.

Es gibt nun aber auch Fälle, wo denkbare normale Quellen für einen Traum nur als Ablenkungsmanöver dienen und wo allein die Annahme einer psi-erfaßten Quelle wirklich alles einschließt; diese dann über Bord zu werfen, wäre natürlich unsinnig – als ob der Beweis der bloßen Existenz einer denkbaren normalen Quelle schon ausreicht, um alle anderen Überlegungen automatisch irrelevant zu machen.

Bei der nochmaligen Überprüfung der möglichen Quellen des Amanda-Stetson-Traums im ersten Kapitel fand ich zum Beispiel heraus, daß am Tag des Traums in einer der Lokalzeitungen eine kurze Nachricht (keine Todesanzeige) über einen Edward E. Sturtz erschienen war, den man in einem Hotelzimmer in Chicago tot aufgefunden hatte. Wichtig ist jetzt nicht, daß diese Nachricht dem Traum *vorausging*, während die Todesanzeige des Emanuel Sturtz ihm *folgte* (wenngleich letztere damit für viele automatisch als mögliche Quelle ausscheidet). Ähnlich irrelevant ist meine Versicherung, daß ich die erste Notiz aus dem einen oder anderen Grund unmöglich gesehen haben konnte, *allein der psychodynamische Wert* sollte hier in Betracht gezogen werden, und die einfache Tatsache ist, daß Edward E. Sturtz als angenommener Tagesrest uns nicht die Ansatzmöglichkeiten gibt, die wir brauchen, während Emanuel Sturtz das leistet. Einmal wegen des klaren Vorteils von »Emanuel« gegenüber »Edward« vom gestaltmäßigen Gesichtspunkt aus, und dann, weil so die Illusion einer magischen Zeitaufhebung vermittelt wird, die mit allen Annahmen über die latenten Gedanken dieses Traums übereinstimmt. So zögern wir nicht, die »normale« Notiz als wenig brauchbar wegzulassen.

An diesem Punkt mag die Frage aufkommen, ob Raum und Zeit bei unseren Überlegungen eine Rolle spielen sollten, da wir uns ja bei der Anwendung der Psi-Hypothese ausschließlich für die psychodynamischen Kriterien interessieren.

Nach allem, was wir wissen, mag es in der Tat modifizierende Faktoren bei Psi-Prozessen geben, aber nichts aus dem gesamten vorliegenden Material deutet darauf hin, daß diese beeinflussenden Faktoren räumlicher oder zeitlicher Natur sind.

Als Beispiel für die Rolle der Entfernung sei nur auf die Experimente des sowjetischen Forschers Leonid L. Wassiliew hingewiesen.<sup>322</sup> Bei Versuchen, Menschen aus der Distanz in Schlaf zu versetzen, ergab sich, daß Entfernungen bis zu 1700 Kilometer (von Leningrad nach Sewastopol) keinen Einfluß auf die Wirksamkeit der Schlaf- und Wachsignale hatten, die telepathisch übermittelt wurden.

Aber auch die Möglichkeit der Präkognition, also die Vorausschau zukünftiger Ereignisse, ist heute experimentell gesichert. Wenn ich nun auch bestimmte Vorbehalte gegen die weitverbreitete Vorstellung habe, daß die präkognitiven Psi-Phänomene notwendig die Annahme eines Zeitsystems verlangen, das sich radikal von dem der klassischen Physik unterscheidet, so muß ich doch zugeben, daß die üblichen Kategorien zeitgebundener Kausalität überschritten werden. Auf jeden Fall wird die Ansicht gestützt, daß Zeit für die Psi-Phänomene kein begrenzender Faktor ist.

Es gibt somit keinen Grund, die Psi-Hypothese nicht versuchsweise überall dort anzuwenden, wo die psychodynamischen Kriterien es zulassen, unabhängig davon, welche räumlichen oder zeitlichen Entfernungen beim Zusammensetzen eines solchen Mosaiks von Bedeutungen überwunden werden müssen.

Ein weiteres Beispiel: Während des Krieges mit Japan brachten die Zeitungen eines Tages die Nachricht vom Tod eines Mitglieds des japanischen Kabinetts, Yamashita, der an Lungenentzündung gestorben war. Ich zögerte nun nicht, hier die Psi-Hypothese anzuwenden, um herauszufinden, ob diese Nachricht mir beim Verständnis eines Traumes helfen könnte, *in dem ein Patient in einem Wutanfall jemanden erwürgte, den er für den japanischen Admiral Yamashita hielt*. Diese Verbindung herzustellen, scheute ich mich ebensowenig, wie wenn die beiden Ereignisse praktisch in angrenzenden Räumen geschehen wären oder wenn ich genau gewußt hätte, daß der Patient vor dem Traum einen Zeitungsbericht über Yamashitas Tod gelesen hat. Der Traum lag nun je-

doch zwei Tage vor dem Erscheinen dieser Nachricht in amerikanischen Zeitungen und muß, soweit ich das feststellen konnte, zu einem Zeitpunkt geträumt worden sein, als Yamashita buchstäblich in den letzten Zügen lag. Allein logische und psychologische (d. h. psychoanalytische) Überlegungen waren für die Heranziehung der Psi-Hypothese von Bedeutung. Wo diese Gründe stark sind, spielt es keine Rolle, welche Entfernungen dabei überwunden werden müssen, wenn sie schwach sind, wird die Geringfügigkeit der Entfernung sie nicht verstärken.

Man wird sich jetzt sicher fragen, warum bei den verschiedenen vorgestellten Beispielen nie erwähnt wurde, ob das Ereignis, das ich hypothetisch als einen psi-erkannten Stimulus für psychische Verarbeitungsprozesse des Patienten behandelt habe, diesem je zu Bewußtsein kam, entweder spontan, oder weil ich seine Aufmerksamkeit darauf lenkte. Tatsache ist, daß ich aus dem einen oder anderen Grund die Patienten nicht immer auf die Entsprechungen hinweise, die mir als möglich oder sogar wahrscheinlich psi-bedingt auffallen, und ein gewisser Prozentsatz davon wird von den Patienten wahrscheinlich überhaupt nicht bewußt wahrgenommen. Wir wollen einmal annehmen, daß bei dem letzten Beispiel der Patient den Bericht über den Tod von Yamashita nie gelesen hat und daß niemand (mich eingeschlossen) Gelegenheit fand, ihn auf diese Tatsache aufmerksam zu machen. Meine Rechtfertigung dafür, dieses Ereignis für ein angstmilderndes Traumelement zu halten – sogar ein Element, ohne das der Traum so vielleicht gar nicht stattgefunden hätte –, kann sicher mit der Begründung in Frage gestellt werden, daß der Patient niemals in der Lage wäre, auch nicht auf der vorbereiteten Ebene, die Verbindung zwischen dem tatsächlichen Ereignis und dem Traum herzustellen oder irgendein »Aha-Erlebnis« zu haben.

Vergleichen wir diesen Tatbestand aber mit dem, was sich bei einer »normalen« Traumsituation abspielt, so sehen wir, daß kein großer Unterschied besteht. Jeder Analytiker kann bestätigen, daß sich der Träumer der Quelle eines wichtigen Traumelements meist nicht bewußt ist, es sei denn, wir stoßen ihn schmerzhaft darauf (sofern wir selbst den Ursprung identifizieren konnten). Häufig ist die Quelle das, was Freud »indifferent« ge-

nannt hat, das heißt ein Ereignis, das zum Zeitpunkt des Geschehens für unbedeutend gehalten werden konnte, wenn es überhaupt vom Träumer registriert wurde, das jedoch Bedeutung in bezug auf seinen Stellenwert innerhalb der Traumprozesse (Verdichtung, Verschiebung usw.) gewinnt, die sich völlig unbewußt abspielen. Außerdem ist es so, daß sich der Träumer nur ganz selten bewußt ist, welche Wunscherfüllungs-, Angstminderungs- oder sonstige Anpassungs-Funktionen die spezifische Kombination psychischer Inhalte hat, aus denen sein Traum besteht, allenfalls wenn er einmal aufwacht und feststellt, daß der Anlaß seiner Angst *nur* ein Traum war.

Man sollte auch erwähnen, daß weitaus der größte Teil des Gewinns, den eine Person aus den hintergründigen Abläufen auf der Traumbene zieht, von ihr nie bewußt wahrgenommen oder richtig gewürdigt wird, außer vielleicht in Form einer vagen Stimmung oder eines unbestimmten Gefühls, das alles andere als Selbsteinsicht bedeutet. In dieser Hinsicht gibt es eindeutig kaum einen Unterschied zwischen einem Traum, bei dessen Entschlüsselung man die Hypothese aufstellen kann, daß ein paranormal erkanntes Element eine Rolle gespielt hat, und einem Traum, bei dem man annimmt, daß solche Elemente keine Bedeutung haben.

Allerdings wird so die Zahl der möglichen Elemente und Traumquellen praktisch unendlich – wir berühren damit das Problem der Selektion, das schon früher zur Sprache kam. Bei der Anwendung der Psi-Hypothese wählen wir aus einem buchstäblich unbegrenzten Universum von Ereignissen eine bestimmte Gruppe von Daten, die wir auf formale und dynamische Weise miteinander in Beziehung setzen, um Hypothesen über die Determinanten eines spezifischen Verhaltensausschnitts aufstellen zu können. Dies geschieht ohne Berücksichtigung der räumlichen oder zeitlichen Anordnung und ohne die Eigenschaften der Ereignisse selbst besonders zu beachten. Wenn man in einem so großen Bereich mit umfassenden Mitteln eine Suche veranstaltete, wäre es da nicht sehr wahrscheinlich, daß man andere Datengruppen fände, die unseren zugegebenermaßen etwas willkürlichen und dehnbaren Kriterien von Bedeutung und »Passen« genausogut genügen würden wie die ausgewählten Ereignisse?

Von so einer Frage kann man leicht auf das Glatteis der ab-

strakten Probleme von Kausalität und Determination geraten; das läßt sich nur verhindern, wenn wir sagen, daß es eine Sache der historischen Aktualität ist, nur auf bestimmte Ereignisse einzugehen und auf andere nicht. Insofern haftet dem nichts Willkürlicheres an als jeder persönlichen Handlung oder jedem historischen Ereignis, das subjektiv oder retrospektiv so wirken mag, als wäre es aus einer Anzahl von Möglichkeiten »ausgewählt« worden, das aber von einem objektiven Standpunkt aus gesehen das ist, was wir unter notwendig und determiniert verstehen, insofern dieses Ereignis und nur dieses *tatsächlich* stattgefunden hat.<sup>87</sup>

So hätte sich zum Beispiel im Fall des Patiententraums vom Absturz einer Regenbogen-Maschine eine ganz andere Trauminterpretation ergeben, wenn wir (oder zumindest ich) nichts von einem bestimmten Zeitungsartikel gewußt hätten. Die Frage allerdings, ob der Traum des Patienten auch dann noch als *psi*-bedingt betrachtet werden könnte, wenn das Ereignis zwar wirklich geschehen wäre, wir jedoch nie davon erfahren hätten, ist in dieser Form nicht zu beantworten.

Um es noch einmal zusammenzufassen: Bei unserem gesamten Verfahren können wir nicht davon ausgehen, daß ein direkter Kontakt zur »Kausalität« besteht, in dem Sinne, daß wir uns vorstellen, mit einem irgendwie abschätzbaren Grad an Sicherheit Aussagen darüber machen zu können, was bestimmten Ereignissen zugrunde liegt, Aussagen über die »wirklichen« Ereignisse also. Alles was wir tun können ist, bestimmte Schritte zu unternehmen, die langsam, aber sicher den Grad der Bedeutung bestimmter Konstellationen von tatsächlichen Ereignissen für uns erhöhen. Zu Beginn stellen wir eine Entsprechung her und überlegen, ob wir sie untersuchen wollen, und wir behaupten nicht und brauchen auch nicht zu behaupten, daß die Entsprechung unabhängig von dem, was wir unternehmen, existiert.

Bezüglich der Frage des Zufalls stellten wir fest, daß sie während der Dauer unseres Vorgehens keine Rolle spielt. Einzig wichtig ist, was wir mit einer Entsprechung machen wollen, wenn wir sie erst einmal aufgezeigt haben.

Drittens: Bei der Untersuchung der Möglichkeiten, unsere Entsprechung sinnvoll in Beziehung zu einer Gruppe ausgewählter

Daten zu setzen, sehen wir von allen räumlichen und zeitlichen Überlegungen ab und lassen uns nur von psychodynamischen Vorstellungen leiten; dabei werden Informationen, von denen wir annehmen müssen, daß sie unbewußt und durch außersinnliche Wahrnehmung erkannt wurden, genauso bewertet wie Informationen, die wir auf irgendeine andere Art erhalten haben.

Das Problem der Selektion schließlich muß gelöst werden, indem die historische Aktualität eher als die logisch denkbaren Alternativen berücksichtigt wird. In der Praxis kann dieses Problem einfach unbeachtet bleiben, ebenso wie das Problem des Zufalls.

## Probleme der Validierung

Die bisherigen Ausführungen zeigen deutlich, daß wir nicht in der Lage sind, zwischen mehr oder weniger klar umrissenen Alternativen jene eindeutigen Unterscheidungen zu treffen, die es einem gewöhnlich erleichtern, Vertrauen zu einer empfohlenen Vorgehensweise zu gewinnen. Die Anwendung der Psi-Hypothese erscheint so weniger als rationale Notwendigkeit denn als Gewalttour, die uns am Ende keine Möglichkeit gibt, zu beurteilen, ob das, was wir gemacht haben, »wissenschaftlich« gültig (»valid«) ist oder nicht, das heißt, ob unser skizzenhafter Entwurf Abbild von tatsächlich und unabhängig von uns existierenden Dingen ist, oder ob das alles nur in unserer Vorstellung existiert.

Wie wir schon vermutet haben, kann diese Frage nicht mit der eindeutigen Entscheidung für eine der beiden Alternativen beantwortet werden. Sicher ist es richtig, daß auf dieser Ebene die wesentliche Ambiguität zwischen Beobachter und dem, was er zu beobachten glaubt, viel mehr als sonst zum Vorschein kommt; das berechtigt aber wohl kaum dazu, den gesamten Themenbereich (und unseren Zugang) aus dem Gebiet der wissenschaftlichen Auseinandersetzung auszuklammern. Die notwendig aktive Rolle des Beobachters bedeutet auch nicht, daß sich das, was wir tun, gänzlich und kategorisch von dem unterscheidet, was sich in besser kontrollierten Situationen abspielt, oder daß wir überhaupt keine Möglichkeit haben, Vertrauen in die Berechtigung unseres Vorgehens herzustellen.

Wenn wir den Wert der Psi-Hypothese in einer gegebenen Situation abschätzen wollen, tun wir nichts anderes als bei der Prüfung irgendeiner anderen Hypothese: Wir suchen nach Gründen, die den Stellenwert, die Relevanz und die Stimmigkeit unserer Hypothese gegenüber anderen möglichen Hypothesen erhöhen. Leider kann das kein Computer für uns machen, und wir sind

noch weit davon entfernt, die Möglichkeiten einer Situation so systematisch ausschöpfen zu können wie bei einem experimentellen Zugang. Dennoch gibt es eine ganze Reihe von Ansätzen, auch wenn unsere Instrumente noch wenig entwickelt sind.

Das erste, was uns zur Hilfe kommt, ist der Kontext, in den eine ungewöhnliche Entsprechung eingebettet ist. Wo sich durch die Anwendung der Psi-Hypothese ein therapeutischer Nutzen ergibt, können wir gezielter »forschen«, indem wir sorgfältig die vorausgegangenen oder begleitenden Ereignisse auf stützendes Beweismaterial hin untersuchen.

Nehmen wir zum Beispiel den Traum vom Tod des Admiral Yamashita, den ich im vorigen Kapitel anführte, nur weil ich zeigen wollte, daß räumliche und zeitliche Dimensionen keine Rolle spielen, wenn es erst einmal einleuchtende Gründe für die Anwendung der Psi-Hypothese gibt. Ich bin sicher, daß viele Leser die Anwendung der Psi-Hypothese auf diesen Traum für ziemlich weithergeholt halten, und sie mögen sich gefragt haben, warum ich dieses Beispiel überhaupt gebracht habe. Ich verwende jedoch absichtlich so einen scheinbaren Grenzfall, um zu zeigen, daß verschiedene Aspekte einer Situation eine Stütze für die Anwendung der Psi-Hypothese sein können – Aspekte, die vielleicht nicht bemerkt würden, wenn man den Traum aus dem Zusammenhang risse.

In diesem Fall gab es eine Art vorbereitender Entwicklung, die dem Traum vorausging. Zwei Tage vorher hatte die Frau des Patienten erklärt, daß sie wahrscheinlich schwanger sei. In jener Nacht träumte der Patient *von einer Unterhaltung mit einem beliebten Dirigenten aus seinem Freundeskreis, im Traum gleichzeitig ein bekannter, ziemlich beliebter Filmschauspieler, der in Kriminalstücken gewöhnlich die Rolle des psychopathischen Mörders spielte. Diese zusammengesetzte Person war im Traum erstaunlich schlank, und der Patient sagte ihm, wie gut er doch aussähe, nachdem er abgenommen habe.* Zwei Tage später stand in den Zeitungen, daß dieser Schauspieler infolge einer Abmagerungskur, bei der er fast neunzig Pfund verloren hatte, am Tage zuvor (wenige Stunden nach dem Traum) einen Zusammenbruch erlitten hatte und gestorben war.

Auch ohne weitere Informationen würden wir vermuten, daß

ein Traum über Fettleibigkeit etwas mit Schwangerschaft zu tun hat, und wenn wir dann hören, daß die Frau des Träumers tatsächlich gerade schwanger geworden ist, dann scheint die Annahme wohl kaum weithergeholt, daß der Traum irgendwie eine Reaktion auf diese Nachricht war. Jedoch nur durch die Anwendung der Psi-Hypothese können wir beide Träume als Teil dieser Reaktion auffassen und so unter psychoanalytischem Gesichtspunkt diese Situation am besten auswerten.

Im ersten Traum wird ein angsterregendes Ereignis (die Schwangerschaft) einfach verleugnet, was so weit geht, daß sogar die Mutter durch einen Mann ersetzt wird. Eine Schlüsselassoziation des Patienten zu dem Dirigenten (von dem er sich schon immer von oben herab behandelt fühlte) bezog sich auf ein Bonmot, das ein Spaßvogel mal über die Figur dieses Musikers gemacht hatte: »Er verdeckt das Orchester, das ihn ernährt.« Genau wie bei diesem Scherz werden die latent oral-aggressiven Gedanken im manifesten Trauminhalt völlig durch ihr Gegenteil verdeckt: »Wie schlank du aussiehst...« Stellt man jedoch mit der Psi-Hypothese eine Verbindung zwischen dem harmlos wirkenden Traum und der später erscheinenden Nachricht über den Tod des »dicken psychopathischen Mörders« her, kann man ohne weiteres sowohl auf das Ausmaß der versteckten Aggressionen des Patienten schließen, wie auch auf den Projektionscharakter seiner Abwehr dagegen. »In diesem Mordfall bin nicht ich der Mörder, sondern *du* (und die Person, für die du eigentlich stehst).«

Im zweiten Traum, am Tag nach dieser Nachricht, zeigen sich die Mordgelüste des Patienten nicht mehr, aber hier braucht er offensichtlich eine noch stärkere Abwehr gegen eine mögliche Einsicht in den Zusammenhang zwischen dieser Neigung und der auslösenden Quelle, die die Wiederholung einer Kindheitssituation darstellt.

Wenn man jetzt auch diesen Traum mit Hilfe der Psi-Hypothese strukturiert, kann man ohne weiteres erkennen, daß durch die Verwendung des mutmaßlichen Realitätskerns des Traumes (der tatsächliche Tod von Yamashita) drei wirksame Schutzwälle gegen den aufgetauchten störenden Affekt errichtet werden – nicht trotz, sondern viel eher gerade wegen der Zeit und der Entfernung, die dabei anscheinend eine Rolle spielen. Diese dreifache

Abwehr erinnert an den Mann, der einen entliehenen Kessel defekt zurückgibt: Der Patient argumentiert, daß erstens Admiral Yamashita offensichtlich nicht seine Mutter ist (die Traumanalyse zeigt, daß sie es doch ist<sup>98</sup>), daß zweitens nicht er Yamashita erwürgte, sondern die Lungenentzündung, und daß drittens Yamashita sowieso einer Gruppe angehörte, die wir im Augenblick aus Gründen der Selbstverteidigung, also gerechtfertigt, zu vernichten suchen.

Schließlich können wir nur mit Hilfe der Psi-Hypothese die beiden Träume als eine dynamisch zusammenhängende Abfolge sehen, die den Versuch darstellt, eine immer mehr versagende Abwehr gegen mörderische Aggressionen durch einen Prozeß zu ersetzen, der in ungewöhnlicher Beziehung zur Quelle der Aggression steht. Die Verbindung zwischen möglicher Schwangerschaft und dem Wunsch, in die Zukunft zu schauen, ist deutlich – beide Träume vermitteln den Eindruck, daß sie dieses Verlangen befriedigen (wobei allerdings zukünftiger Tod an Stelle von Geburt steht); zugleich wird eine Beziehung hergestellt zwischen der Drohung, verlassen zu werden (von der Mutter, wegen eines anderen Kindes), und der Notwendigkeit, sich dagegen zu verteidigen, indem man alle Schranken einer physischen Trennung überschreitet. (Auf das letztere werden wir im folgenden Fallmaterial wiederholt stoßen, da es einer der stärksten Faktoren zu sein scheint, die das Auftauchen von Psi-Prozessen aus der Latenz in Bewußtseinsinhalte begünstigen.)

Durch das Fehlen von präzisen und logisch zwingenden Regeln für die Anwendung der Psi-Hypothese hängt die Entscheidung über ihre jeweilige Angemessenheit und Berechtigung vor allem von Zahl und Art der Anwendungsmöglichkeiten auf eine bestimmte Situation ab. Wo bei einer Gruppe zusammengehörender Phänomene durch die Psi-Hypothese mehr als eine Entsprechung aufgezeigt werden kann, und vor allem, wenn zugleich eine Art ökonomisches Ineinandergreifen von Bedeutungen erreicht wird (das Äquivalent zur »Überdeterminiertheit«, in Begriffen der Projektionsebene), dann sollte Psi eindeutig der Vorrang vor den anderen Hypothesen gegeben werden, die nicht so vielseitig verwendbar sind, auch wenn wir nicht mit Sicherheit sagen können, daß sich die Dinge wirklich so verhalten.

Der kritische Leser mag jetzt einwenden, daß ich nun doch versuche, mit Wahrscheinlichkeitsbegriffen zu argumentieren, auch wenn ich die Worte »Zufall« und »Wahrscheinlichkeit« nicht gebrauche, und zwar trotz der früheren Entscheidung, bei unserer Behandlung ungewöhnlicher Entsprechungen die Frage des Zufalls unberücksichtigt zu lassen. Er könnte mir vorhalten, daß alles bisher in diesem Kapitel Gesagte in Grundbegriffen der Wahrscheinlichkeitstheorie besser auszudrücken wäre und daß nur auf diese Weise meine Thesen wirkliches Gewicht bekämen.

Es gibt jedoch keinen Grund, unser Vorgehen zu ändern, denn wir haben immer noch keine Möglichkeit, die Begriffe »Zufall« und »Wahrscheinlichkeit« genauso zu verwenden wie ein Mathematiker. Wir gehen eben nicht mit ganz bestimmten Ereignissen in einer genau definierten Situation um, deren sämtliche Möglichkeiten bekannt und nachprüfbar sind; es hat einfach keinen Sinn, den Sprachgebrauch der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu benutzen, so als ob unser Gegenstand objektiv meßbar wäre. Wenn wir Worte wie »Zufall« oder »Wahrscheinlichkeit« in ihrer allgemeinen, alltäglichen Bedeutung verwenden wollen, ist das natürlich etwas anderes; aber wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß sich die so verwendeten Begriffe nicht auf irgendwelche genauen Berechnungen beziehen. Wir nehmen einfach ausgewählte Daten und möglicherweise relevante Überlegungen als Grundlage für nichtmathematische Schlußfolgerungen, deren Grad an subjektiver Überzeugungskraft von Person zu Person verschieden ausfällt. Allerdings ist es so, daß sich die meisten Menschen nach ganz ähnlichen Regeln verhalten, wenn es darum geht, in vergleichbaren Situationen plausible Schlußfolgerungen zu ziehen. Wenn wir erst einmal beim Abwägen von Hypothesen angelangt sind, müssen wir keiner davon absoluten Wert beimessen; es geht nur darum, einer jeden maximales Gewicht zu verleihen, um die Entscheidung dann dem Urteil der anderen zu überlassen.

Noch ein Wort zu einem anderen Aspekt der Einschätzung von Hypothesen in offenen Situationen wie den hier beschriebenen. Wenn wir eine Hypothese anwenden, sollten wir das nicht mit zahlreichen Bedingungen und Vorbehalten tun, weil wir vielleicht noch Zweifel an der Gültigkeit der Hypothese im allgemeinen ha-



ben oder weil wir noch unsicher sind, ob sie unter den gegebenen Umständen die bestmögliche Hypothese ist. Um den größten Nutzen aus einer Hypothese zu ziehen, sollte man sie voll und ganz einsetzen, wenn man sich einmal für sie entschieden hat. Bei der Psi-Hypothese scheinen dazu einiger Mut und einige Phantasie zu gehören, aber die Schwierigkeiten dabei sind mehr psychologischer als logischer Natur.

Das nächste Beispiel zeigt noch einmal die Vorteile, die sich ergeben, wenn man die Psi-Hypothese an mehreren Stellen einer Abfolge von Ereignissen anwenden kann. Es handelt sich hier um eine etwas andere Anordnung von Ereignissen, und auch die Art der Entsprechungen ist neu.

Zu Beginn einer Analysestunde entschuldigte sich ein Patient dafür, daß er ziemlich müde sei, da er bis spät in die Nacht mit seiner Verlobten ausgewesen war. Vielleicht, so sagte er, werde er sogar Schwierigkeiten beim Sprechen haben, und bat mich, ihn zu »wecken«, wenn er am Eindösen sei. Trotz dieser Vorwarnung schien der Patient voll da zu sein, als er anfang, von seiner bevorstehenden Hochzeit und den Vorbereitungen dafür zu sprechen. Alles langweilte ihn – das Problem, die richtigen Hilfskräfte zu finden, die Dekoration der Kirche und des Saales, die vielen Zahlungen, die geleistet werden mußten usw.

Allmählich verlor ich das Interesse an der wiederholten Aufzählung, wer und was ihn irritierte, und gab mich schließlich meinen eigenen Gedanken hin, die immer wieder bei einem Erlebnis des vorigen Abends hängenblieben. Ich hatte ein Seminar für eine Gruppe von Sozialarbeitern gehalten, in dem ich über den allgemeinen Wert der organischen Symptomatik bei der Persönlichkeitsbeurteilung gesprochen hatte; anhand eines Beispiels hatte ich besonders den Zusammenhang von Herz- und Kreislaufstörungen und sexuellen Schwierigkeiten aufgezeigt. Beim Verlassen des Gebäudes überholte ich drei Mädchen aus diesem Seminar und fragte sie, worüber sie sich gerade unterhielten. Die eine wandte sich mir zu und sagte: »Ich erzählte den anderen gerade, daß ich unter kalten Füßen und Kreislaufstörungen leide, und wir überlegten, was man dagegen tun könnte.« Während sie das sagte, schien sie sich einige Schritte lang provozierend an mich zu lehnen.

Als ich diese Erinnerung gerade abgeschlossen hatte, begann der Patient, der die ganze Zeit weiter über die lästigen Details seiner Hochzeit lamentiert hatte, sich kräftig die Hände zu massieren und die Zehen auf und ab zu bewegen. »Ich habe wohl Kreislaufstörungen oder so etwas«, klagte er. »Meine Glieder sind kalt, als wollten sie einschlafen.« Nachdem er mich so wieder zu sich und seinem Problem zurückgeholt hatte, nahm er erneut das Thema auf, wie wenig begeistert er über die bevorstehende Heirat sei. Ich stellte fest, daß der Raum angenehm warm war.

Der Patient litt unter häufigen krampfartigen Anfällen in der Art des Grand mal; er hatte vor etwa fünfzehn Monaten mit der Analyse begonnen, aber nur, wie sich herausstellte, um den Gefahren einer möglichen emotionalen Bindung an eine Frau – seine jetzige Verlobte – zu entgehen, die immer intensiver um ihn warb. Seine geheime Hoffnung war, daß sein Zustand sich im Laufe der Behandlung verschlechtern und nicht bessern würde; er erwartete, daß die Analyse einige Jahre dauern würde und daß während dieser Zeit jeder Gedanke an Heirat völlig ausgeschlossen sei. Er stellte sich auch vor, daß ihn die Analyse so teuer käme, daß er es sich selbst nach ihrer Beendigung nicht leisten könnte zu heiraten. Eines der Ziele der Analyse war, diese unbewußten Wünsche und ihre Hintergründe aufzudecken und den Patienten so gut wie möglich auf seine Rolle als Ehemann und Vater vorzubereiten. Schließlich war er so weit, daß er sich »einfangen« ließ, und es wurde ein Termin für die Hochzeit festgesetzt. Trotzdem war er noch voller Furcht und Zweifel gegenüber diesem Wagnis und zog es weiter vor, in einer passiven, unterwürfigen Haltung gegenüber einer Vaterfigur zu verharren.

Was hat sich nun abgespielt? Der Patient beginnt die Stunde, indem er mir erzählt, daß er müde ist, weil er am Abend vorher bis spät in die Nacht mit seiner Verlobten ausgewesen war. Er droht damit, auf der Couch einzuschlafen, und fordert mich auf, ihn zu »wecken«, wenn das passieren sollte. Was er damit wirklich meint, ist, daß er sich bei seiner Verlobten überhaupt nicht wohl fühlt und sich lieber mir anbieten würde. Ich gehe nicht darauf ein, sondern schweife in Gedanken ab und beschäftigte mich mit dem jüngsten Fall einer angenehmen erotischen Begegnung mit dem anderen Geschlecht. Offensichtlich wehre ich mich gegen

das Ansuchen des Patienten (anstatt mich verständnisvoll und interpretierend damit auseinanderzusetzen) und antwortete eigentlich: »Nein, danke, ich interessiere mich viel mehr für das Mädchen, das sich mir gestern abend angeboten hat.« An diesem Punkt kontert der Patient, als hätte er meine Gedanken gespürt, mit einer physiologischen Reaktion, die zu sagen scheint: »Was hat sie denn, was ich nicht habe? Wenn es Kreislaufstörungen sind, die Sie so aufreizend finden – da sind sie.« Ich sollte vielleicht noch hinzufügen, daß der Patient sich nie zuvor während der Analysestunde über ein solches Symptom beklagt hatte.

Gleich nach dieser Stunde begann ich, die Notizen auszuarbeiten, die ich während der Sitzung gemacht hatte. (Ich wußte, daß es die heimtückischsten Widerstände bei dieser Arbeit sind, die dazu führen, eine derartige Entsprechung als »rein zufälliges Zutreffen« abzutun, ohne sich die Mühe zu machen, sie festzuhalten und ihre dynamischen Möglichkeiten zu untersuchen.) Während ich meine Aufzeichnungen vervollständigte, hörte ich, daß die nächste Patientin ins Wartezimmer kam, und ich bemerkte, daß es schon Zeit für ihre Stunde war. Diese junge Frau hatte regelmäßig Beiträge zu meiner Sammlung mutmaßlich psi-bedingter Beispiele in der Analyse geliefert, und ich überlegte, ob meine augenblickliche Beschäftigung mit einer solchen Episode aus der vorhergehenden Sitzung sie nicht reizen könnte, daraufhin wetteifernd auch etwas zu produzieren, wie sie es einige Male vorher unter ähnlichen Umständen getan hatte.

Die Patientin begann mit der Feststellung, daß sie zum erstenmal die Zwänge der analytischen Situation erlebt habe. Sie hatte gerade eine gutbezahlte Stelle in einer anderen Stadt angeboten bekommen, jedoch abgelehnt, weil sie ja mit mir weitermachen müsse. Sie verbreitete sich noch weiter über die Stelle, auf die sie gerade verzichtet hatte, und ich ließ in meiner Aufmerksamkeit etwas nach und kehrte in Gedanken zu meiner Niederschrift zurück, bei der sie mich durch ihre Ankunft unterbrochen hatte. Ich war in der Rekapitulierung der Details jener Episode aus der vorhergehenden Stunde noch nicht weit fortgeschritten (es war etwa fünf Minuten nach Beginn dieser Stunde), als die Patientin plötzlich abbrach und, indem sie sich heftig Hände und Unterarme massierte, rief: »Ich zittere, obwohl ich nicht finde, daß es hier

kalt ist.« (Das Thermometer auf meinem Tisch zeigte zweiundzwanzig Grad an, was mir, wie gesagt, durchaus angenehm zu sein schien.) »Ich wünschte, ich könnte aufhören zu zittern«, sagte sie, während sie fortfuhr, sich zu massieren. Als sie mit diesen Bewegungen einen Augenblick innehielt, bemerkte ich, daß ihre Unterarme heftig zuckten und daß sich anscheinend auch ihre Bauchmuskulatur krampfhaft zusammzog. Die Patientin war selbst darüber betroffen und wunderte sich, was dieses Zittern und Geschütteltwerden bei ihr ausgelöst haben könnte. Sie äußerte, wenn das irgendeine verschlüsselte Angstäußerung sei, so wäre das bestimmt nicht charakteristisch für sie. Im allgemeinen, fuhr sie fort, leide sie nicht unter kalten Händen oder Füßen.

Wenn wir diese Entwicklung zu der vorhergehenden Episode in Beziehung setzen und jetzt die Psi-Hypothese auf beide Vorgänge anwenden, so ergeben sich dadurch Ausblicke für uns, die uns kein Zugang sonst bieten kann. Alle übrigen Hypothesen laufen auf kaum mehr als die vage Feststellung einer »rein zufälligen Übereinstimmung« hinaus, unter anderem, weil sie weder in der Lage sind, den Zeitpunkt der Patientenreaktionen zu erklären, noch die Art und Weise, wie sie sich in den manifesten und latenten Inhalt des analytischen Prozesses und meiner Gedanken drängten.

Mit Hilfe der Psi-Hypothese jedoch können wir die Reaktion der zweiten Patientin darauf, daß ich mich von ihr abwandte, als ich mich in Gedanken mit dem ersten Patienten und meiner unbewußten Reaktion auf sein implizites Angebot beschäftigte, in genau derselben Weise betrachten wie die gleiche Reaktion des ersten Patienten, als ich abwehrend an die Studentin vom Vorabend dachte. Bei diesem Fall haben wir es anscheinend mit einer doppelten Identifikation dieser Patientin zu tun: sowohl mit der Studentin mit den kalten Händen und Füßen, als auch mit meinem epileptischen Patienten, als wollte sie sagen: »Was haben sie bekommen, was ich nicht erhalte?«

Dies scheint sich vor allem auf einen Vorfall vor zwei Tagen zu beziehen, als mein epileptischer Patient während der Stunde einen so heftigen Anfall erlitten hatte, daß er von der Couch gefallen war und ich ihn aufheben und wieder hinlegen und mich sofort um ihn kümmern mußte. Durch ihre krampfartigen Mus-

kelkontraktionen, schien meine Patientin eine ähnliche Behandlung zu verlangen, das heißt zu fordern, daß auch in ihrem Fall eine Ausnahme von den üblichen analytischen Regeln gemacht würde. Schließlich hatte sie eben erst ein gutes Stellenangebot ausgeschlagen, um bei mir bleiben zu können, und dadurch zum erstenmal die inhärenten Zwänge der Behandlung erfahren.

Weitere Beispiele für die gleichzeitige Anwendung der Psi-Hypothese auf mehrere Fälle folgen in späteren Kapiteln. Ich möchte nun zunächst einige der eindrucksvollsten und anregendsten Quellen anführen, die für eine Anwendung der Psi-Hypothese in der analytischen Situation sprechen.

1933 berichtete István Hollós, daß niemals nebensächliche Dinge aus seinem eigenen Leben zum Inhalt von mutmaßlich telepathisch induzierten Träumen oder Assoziationen wurden, sondern stets nur sehr belastendes Material, das er zu jenem Zeitpunkt zu verdrängen suchte. Noch dazu entsprach es meist auf irgendeine spezifische Art dem Material, das der Patient selbst auf Verdrängungsebene zu behandeln versuchte.

Außerdem stellte er bei einer Patientin fest, daß die auftauchenden Einfälle »nicht meine Gedanken logisch fortsetzen, sondern in einem frei assoziativen Verhältnis zu denselben stehen, wie der Trauminhalt zum latenten Traumgedanken oder ein neurotisches Symptom zu dem realen Wunsche«. Der Prozeß scheint dem analog, der sich bei der Rückkehr des Verdrängten aus der Verdrängung abspielt, genau wie bei Träumen, Symptomen oder Fehlleistungen, mit dem Unterschied, daß in diesem Fall das verdrängte Material über den Patienten zurückzukehren scheint und dabei auch dessen Prozessen von Entstellung und sekundärer Bearbeitung unterliegt. Am Beispiel der Fehlleistung des Versprechens formuliert Hollós pointiert, »daß der Kranke es ist, der mich verspricht«. Die Mitteilung solchen Materials, so klagt er, decke mehr von seinem Seelenleben auf, als »konventionell angenehm« sei. Emilio Servadio machte unabhängig davon ähnliche Entdeckungen und berichtete zwei Jahre später darüber.<sup>206</sup> Er folgte dabei unter anderem, »daß der Inhalt der telepathischen Übertragung im allgemeinen einem Verdrängungsprozeß unterworfen ist, der sich beim Analytiker gerade einstellt und speziellen Komplexen des Analysanden angehört«.

Später wurden die Beobachtungen von Hollós und Servadio zum Phänomen der »gemeinsamen Verdrängung« von anderen Analytikern bestätigt (oder vielmehr wiederentdeckt, da man dieses Phänomen selbst erlebt haben muß, um es richtig einschätzen zu können).\*

1942 schrieb Nandor Fodor in einer ausgezeichneten Studie,<sup>115</sup> daß der telepathische Traum den Inhalt des Unbewußten des Analytikers »wie ein Spiegel reflektiert«. Ich selbst stieß auf diesen seltsamen Spiegel-Effekt, ohne Literatur zu diesem Thema gelesen zu haben, und anderen scheint es ebenso ergangen zu sein.<sup>222</sup>

Ich erwähne dies nicht, um auch nur im geringsten den Wert dieser Schriften herabzusetzen, sondern nur, um einen Eindruck davon zu vermitteln, wie breit die Basis ist, auf der diese wirklich bedeutsame Entdeckung ruht. Alles, was einer grundlegenden Übereinstimmung zwischen unabhängig voneinander arbeitenden Forschern gleicht, ist auf diesem Gebiet von besonderer Bedeutung. Es zeichnet sich ja im allgemeinen dadurch aus, daß man nur mit größter Schwierigkeit gültige Verallgemeinerungen aufstellen kann, einmal wegen der in hohem Maße individuellen Natur der Phänomene und zum anderen, weil jeder seine eigenen Maßstäbe anzulegen scheint.

Für unseren augenblicklichen Zweck – zusätzliche Argumente für die Relevanz und Gewichtigkeit der Psi-Hypothese zu finden – ist der Spiegel-Effekt von beträchtlichem Wert, denn es ergibt sich damit die Basis für eine bis zu einem gewissen Grade unabhängige Bewertung der »latenten Inhalte« einer Entsprechung. Diese Entwicklung zeigte sich schon bei früheren Beispielen (z. B. in der Kind/Buch-Episode des zweiten Kapitels), und ich möchte jetzt ein weiteres Beispiel bringen, das in mancher Beziehung einfacher liegt, aber doch in diesen Zusammenhang gehört.

Gegen Ende einer Stunde berichtet eine Patientin ziemlich beiläufig folgenden Traum, den sie in der vorangegangenen Nacht gehabt hatte. *Ich war in Begleitung eines Kindes von C. Wir waren bei einer Freilichtaufführung. Zwischen der Bühne und den*

\* Siehe dazu in der Bibliographie die Nummern: 47, 69, 115, 132, 171, 194, 221, 223, 321, 328.

Zuschauerplätzen befand sich eine »Wassermasse«. Nach Ende der Vorstellung merkte ich, daß ich meine Geldbörse verloren hatte. Um zum Büro der Verwaltung zu kommen, mußten wir ziemlich lange über schlammigen Untergrund gehen, und der Boden schien bereits von vielen Menschen zertreten worden zu sein. In dem Büro forderte man mich auf, zum Zwecke der Identifizierung den Inhalt der verlorenen Geldbörse ganz genau anzugeben. Mitten in der Beschreibung befahl mir der Verwalter, noch einmal von vorne anzufangen, wobei ich ihm diesmal gerade in die Augen schauen sollte. Ich bekam meine Geldbörse nicht wieder, sie war offensichtlich nicht gefunden worden. Dann wachte ich auf.

Diese Patientin ist eine Frau von Mitte vierzig, die jede Woche zweimal zu mir kommt, wegen einer starken Depression in Zusammenhang mit der Menopause. Der Kernpunkt ihres Problems, der ihr allmählich klar wurde, war ihre große Enttäuschung darüber, daß sie nur ein einziges Kind hatte und ihr tiefer – bis dahin verdrängter – Groll gegen ihren Mann, der nicht mehr Kinder wollte und sie vor einigen Jahren sogar dazu gezwungen hatte, eine Abtreibung machen zu lassen. Im Traum ist sie mit »einem der siebeneinhalb Kinder von Mrs. C.« zusammen, wie sie sich ausdrückt, »die immer gerade eines im Kinderwagen schiebt, während sie ein anderes austrägt.« Im Traum ist sie also auch gerade »mit Kind«, das heißt schwanger.\*

Ich möchte nicht näher auf die vielfältige Überdeterminiertheit des Elements »Wassermasse« [engl. »body of water«] im manifesten Inhalt eingehen, sondern nur anmerken, daß es als Symbol, das mit Geburt zu tun hat, eindeutig auf einer Linie mit dem Hauptkomplex der mutmaßlichen latenten Traumgedanken liegt; dieser latente Trauminhalt läßt sich etwa folgendermaßen interpretieren: »Ich komme zu Ihnen (dem Verwalter), um das Verlorene wiederzubekommen. Ich muß durch eine Menge Schmutz gehen (schlammiges Gebiet) und bin einfach eine Ihrer vielen Patienten (viele Menschen). Sie zwingen mich, das Verlorene zu identifizieren und genau zu beschreiben. Aber wozu soll das gut sein? Wenn ich alles getan habe, was Sie von mir verlan-

\* »Schwanger« heißt im Englischen »with child«, also wörtlich »mit Kind«.

gen, und mein Problem erkenne, so bekomme ich doch meinen Uterus nicht zurück (die Geldbörse konnte nicht gefunden werden) und habe immer noch kein Baby.«

Am selben Abend, als dieser Traum geträumt wurde, waren meine Frau und ich mit Freunden in einem Lokal im Central Park, ganz in der Nähe unserer Wohnung. Als wir gegen Mitternacht nach Hause zurückkehrten, bemerkte meine Frau plötzlich, daß ihre Geldbörse nicht in ihrer Handtasche war, und sie stellte bei der Suche danach die ganze Wohnung auf den Kopf. Da sie sie nicht fand, bestand sie darauf, sofort zu dem Lokal zurückzugehen. Sie ignorierte meinen Vorschlag, dort anzurufen, anstatt uns selbst auf den Weg zu machen, und fühlte sich offensichtlich ziemlich elend, zumal sich noch schreckliche Kopfschmerzen bei ihr eingestellt hatten. Als wir in dem Lokal ankamen, zwang sie den Geschäftsführer und die Hälfte der Kellner, unter Tischen und Stühlen nachzusehen, aber die Geldbörse fand sich nicht. Als wir wieder zu Hause waren, ging meine Frau direkt auf die Stelle zu, wo sie als erstes nach der Börse gesucht hatte, und dort lag sie auch. Offenbar hatte sie etwas ausagiert. Da jedoch das Ausmaß ihrer Reaktion meiner Meinung nach in keinem Verhältnis zum vermeintlichen Verlust von ein paar Dollar, einer Puderdose und einem Schlüssel stand, mußte ich annehmen, daß dieser Zwischenfall für etwas anderes stand. Was das war, fand ich schnell heraus, als ich mich an eine Bemerkung erinnerte, die meine Frau früher am Abend zu einer anderen Frau in unserer Runde gemacht hatte, während sie annahm, daß ich ganz in die Unterhaltung mit deren Mann vertieft sei. Diese Frau hatte von ihrer Entscheidung gesprochen, nach fünf Jahren kinderloser Ehe ein Kind zu adoptieren, und sie fragte meine Frau, ob wir die Absicht hätten, noch ein drittes Kind zu haben. Meine Frau äußerte sehr bestimmt und, wie mir schien, etwas bitter, wir hätten das nicht vor, wir fänden, zwei Kinder seien genug – was ganz und gar nicht der Wahrheit entsprach, zumindest aus meiner Sicht der Dinge. Wir hatten vor kurzem erwogen, was für und was gegen ein drittes Kind sprechen würde, das sich meine Frau sehr wünschte, und richtig war, daß ich vorgeschlagen hatte, noch einige Monate zu warten, damit seine Ankunft nicht in die Zeit der Sommerferien fiel, wenn die Kinder zu Hause wären und sie be-

anspruchten. Ich hatte auch das Problem des Unterhalts einer größeren Familie angesprochen. Diese Besorgnis meinerseits, war jetzt mein Eindruck, muß von meiner Frau dahingehend ausgelegt worden sein, daß ich einem dritten Kind irgendwie ambivalent gegenüberstand und daß ich noch vor dieser Wartezeit von einigen Monaten einen völligen Rückzieher machen würde.

Dies mußte der Schlüssel sowohl zu der verwirrenden Bemerkung sein, die ich zufällig gehört hatte, als auch zu der übertriebenen Reaktion auf die Befürchtung, ihre Geldbörse verloren zu haben. Ich hatte den Eindruck, daß der ganze Zwischenfall unbekannt von ihr herbeigeführt worden war, um mir zu zeigen, wie wenig sie sich aus Geld mache, und daß es sich zugleich um eine symbolische Geste handelte, mit der sie sich anderen Männern anbot, wofür das Verlieren einer Geldbörse in der Öffentlichkeit (oder zumindest die Phantasie einer solchen »Fehlleistung«) sehr wohl stehen könnte. Mit anderen Worten: Wenn ich ihr kein Kind schenkte, dann würde sie schon jemanden finden, der das täte.

Ich möchte hier nicht weiter auf andere Aspekte dieses komplexen Traumes eingehen; es ließen sich sicherlich noch mehrere »überdeterminierte« Verbindungslinien aufzeigen. Sie alle laufen letztlich auf ein zentrales Problem hinaus, das zu diesem Zeitpunkt offensichtlich sowohl für mich, als auch für die Träumerin akut war; man könnte annehmen, daß diese die Gelegenheit wahrgenommen hatte, um über die Identifizierung mit meiner Frau einen alten Vorwurf erneut zu erheben.

Ich wollte mit diesem Beispiel veranschaulichen, daß sich die Anwendbarkeit der Psi-Hypothese auf einen bestimmten Fall offensichtlich leichter beurteilen läßt, wenn die manifesten und latenten Entsprechungen durch die »Widerspiegelung« der Erlebnisse des Analytikers mit denen des Patienten verbunden sind. Der Wert einer solchen Verbindung wird noch erhöht, wenn mehr als eine Entsprechung aus der »latenten« Vielzahl solcher Möglichkeiten aufgestellt werden kann.

Eine Art mehrfacher Spiegelung, also ein wechselseitiger Bezug (ich nenne das »Effekt der zweifachen Quelle«), tritt dann auf, wenn eine »innere« Entsprechung (wie oben beschrieben) genau zu einer »äußeren« Entsprechung paßt (d. h. zu realen äußeren

Ereignissen, die man dann auch als Tagesrest auf Psi-Basis bezeichnen kann). Dieses Phänomen scheint mir bei bestimmten Fällen die wichtigste Stütze für die Anwendung der Psi-Hypothese zu sein.

Es folgt ein Beispiel für das »serienweise« Auftreten dieses Effekts. Es setzt ein mit dem Traum eines uns schon bekannten Patienten, fünf Monate nach dessen Lawinen-Traum, der im vorigen Kapitel besprochen wurde und der mit dem jetzigen einiges gemeinsam hat. Der Patient erwachte durch diesen Traum, etwa gegen acht Uhr morgens. Er schreibt über seinen Traum:

Ich war in einem großen Raum, der an ein physiologisches Laboratorium erinnerte. Ich gehörte zu einer Gruppe Studenten, die gerade der Demonstration eines chemischen Tests zusahen, der von einer uneleganten, altjüngferlichen und wenig anziehend aussehenden älteren Frau durchgeführt wurde; in der Hand hielt sie einen Zeigestock. Sie stand neben einem etwa einen Meter hohen Glaszylinder, der auf einem ringförmigen Gestell stand. Der Zylinder war mit einer Flüssigkeit gefüllt, deren Farbe sich ständig änderte, und die Frau erklärte, daß unter gewissen experimentellen Bedingungen durch diesen Farbwechsel der Alkoholgehalt irgendeiner nicht bekannten Lösung bestimmt werden könne. Sie äußerte dabei einen Satz wie »Wenn die Lösung rot wird...« Plötzlich verwandelte sich der Glaszylinder in ein riesiges, über drei Meter hohes, würfelförmiges Gefäß, das auf dem Boden stand. Die Frau befand sich jetzt neben einer der Wände dieses Behälters und schaute neugierig hinein, obwohl die Sicht wegen der verzerrenden Fehler im Glas gestört war... Ganz plötzlich zersprang dieser große Behälter, der Boden brach heraus (er schwebte jetzt etwas über dem Fußboden), eine riesige Flut quoll hervor und schwemmte die Vorführende und alle Studenten (außer mir selbst) mit sich. Die Frau wurde von der Wassermasse umgeworfen und kopfüber den Fußboden entlang- und aus der Tür hinausgespült, wobei sie immer noch ihren Zeigestock schwang. Das wirkte reichlich komisch auf mich, und in meiner Freude darüber kam eine ziemlich unangenehme Genugtuung und Befriedigung über ihr Mißgeschick zum Ausdruck.

An diesem Punkt erwachte der Patient, ziemlich erschrocken darüber, sich wirklich selbst laut lachen zu hören. Seine Frau, die schon wach war, saß im Bett und las gerade die Zeitung. Sie fragte ihn sofort, was er denn so Lustiges geträumt habe, daß er im Schlaf laut darüber lache. Er erzählte ihr, daß er von einem mißglückten chemischen Experiment geträumt habe, die Apparatur sei zersprungen und alles sei weggeschwemmt worden; er könne jetzt jedoch nicht ganz verstehen, was an dieser Situation eigentlich so lustig gewesen sei. Erstaunt meinte seine Frau, das sei aber sehr seltsam, sie habe gerade als er aufwachte einen Artikel in der Zeitung gelesen, in dem von einem Unfall im chemischen Labor eines College berichtet wurde; eine explodierende Apparatur hatte mehrere Studenten verletzt, einer würde wahrscheinlich sein Augenlicht verlieren.

Es würde uns jetzt sicher weiterhelfen, wenn wir den Traum des Patienten irgendwie mit dem Zeitungsartikel in Verbindung bringen könnten, den seine Frau gerade gelesen hatte, doch das ist zu diesem Zeitpunkt ganz gleichgültig. Ob man die Annahme vorzieht, die Frau habe laut gelesen oder zumindest laut genug, daß der Patient es im Traum hören konnte, oder daß der Patient beim Aufwachen einen Blick auf diesen Zeitungsartikel warf (obwohl seine Frau und er in getrennten Betten schliefen) und aufgrund dieses Lese-Fragments schnell einen Traum entworfen hat, das alles steht hier nicht zur Debatte. Wichtig ist vor allem, eine vernünftige Hypothese zu finden, die es uns möglich macht, den Inhalt des Zeitungsartikels als Kernpunkt zu behandeln, um den sich der Traum des Patienten bildete und der somit für bestimmte latente Inhalte steht, die der entstellenden Wirkung der Traumarbeit ausgesetzt waren. Bezüglich der Psi-Hypothese wollen wir nur festhalten, daß sie unter den gegebenen Umständen nicht weniger anwendbar ist als andere Hypothesen, und daß sie nicht nur deshalb als weniger angemessen eingeschätzt werden sollte, weil die Entfernung, die dabei eine Rolle spielt, zufällig sehr gering ist.

Um zu einem Verständnis dieses Traumes zu gelangen, wird es notwendig sein, ein paar Hintergrundinformationen zu überprüfen. Der Patient, ein Arzt Anfang fünfzig, dessen Problem unter anderem seit vielen Jahren das Trinken war, hatte vor einigen

Jahren seine Praxis aufgegeben und sich in ein immer sinnloser werdendes Leben zurückgezogen; er schien unfähig, sich daraus zu befreien, trotz der schwindenden Geldmittel und der Tatsache, daß ihn seine geplagte Familie immer stärker unter Druck setzte. Während der sehr stürmisch verlaufenden Analyse war sein Hang zum Alkohol, den er in der letzten Zeit vor Beginn der Analyse ziemlich unter Kontrolle gehabt hatte, wieder in beängstigendem Maße gestiegen, sehr zum Kummer seiner Frau.

In der Zeit, in die der Traum fiel, versuchte der Patient verzweifelt, sein tägliches Trinken sowohl vor seiner Frau, als auch vor mir geheimzuhalten, aber leider gelang es ihm nicht, die verätherische Wirkung des Alkohols auf seine Gesichts- und Augenfarbe zu verbergen. Die Frau des Patienten war durch dreißig Jahre traurige Erfahrung mit diesem Problem tatsächlich eine Expertin im Diagnostizieren von Farben geworden, so daß der Patient den Eindruck hatte, schon ein einziges Glas hinter ihrem Rücken sei eine riskante Sache. Sie hatte gelernt, winzige Farbveränderungen wahrzunehmen, lange bevor sie für andere sichtbar wurden, und machte ihm Vorwürfe, wenn er sich nur des geringsten Vergehens schuldig zeigte. Der Patient begann sich mehr und mehr darüber zu ärgern, daß seine Frau ihn immer verstohlen anzuschauen schien, um nach Farbveränderungen zu fahnden, und er hatte ein paar Tage vor diesem Traum zu einer List gegriffen, um sie auf eine falsche Fährte zu locken. Er riebt sein Gesicht mit den Blättern einer Pflanze ein, gegen die er allergisch war, und es gelang ihm, eine pustelartige Hautentzündung hervorzurufen. Wenn ihn seine Frau jetzt beschuldigte, er habe heimlich einen gehoben, versicherte er ihr, daß sie sich irre und daß die intensive Färbung seines Gesichts allein das Ergebnis einer Hautentzündung sei, die er sich irgendwie geholt habe. Der einzige Erfolg war, daß sie ihn um so mißtrauischer überprüfte, mit dem Ergebnis, daß sich dem Patienten der unangenehme Gedanke aufdrängte, er werde jetzt gar heimlich überwacht.

Bevor wir den latenten Gedankengang hinter diesem Traum aufdecken, der schon zu diesem Zeitpunkt ziemlich offensichtlich scheint, wollen wir uns einigen Assoziationen des Patienten zuwenden. Die ältere, unelegante und wenig anziehend aussehende Versuchsleiterin erinnerte ihn an eine Karikatur, die er vor eini-

gen Jahren ausgeschnitten hatte und auf die er vier Tage vor diesem Traum (am 4. Juli) beim Durchstöbern alter Papiere gestoßen war. Sie zeigte, aufgereiht vor einer Bar, einen gequält aussehenden Betrunkenen und acht gleichgekleidete ältere Frauen, die wegen ihrer sauren Mienen und ihrer charakteristischen Aufmachung wohl militante Mitglieder eines Abstinenzlervereins darstellen sollten. Im Text dazu sagte der bedrängte Mann zum Barkeeper: »Bringen Sie mir ein Glas Wasser und acht K. O.-Schnäpse.«

Es scheint eindeutig, daß der Patient im Traum die neugierigen Frauen der Witzzeichnung, die in alles ihre Nase stecken und die der Trinker loswerden wollte, mit seiner Frau identifiziert hatte, die auch neugierig in alles ihre Nase steckte und deren dauernde vorwurfsvolle Kontrolle ihn störte. Die magische Lösung findet er in dem Artikel, den seine Frau gerade liest, wo jemand aufgrund einer ErploSION bei einem chemischen Experiment erblindet. Im Traum stellt der Patient seinen Verfolger als jemanden dar, der vorführt, wie man mit einer »Verfärbungs-Methode« den Alkoholgehalt ermitteln kann, in einer Umgebung, die an den wirklichen Unfall in dem Laboratorium erinnert. Der latente Traumgedanke ist nicht schwer zu entdecken: »Es sollte *ihr* passieren!« Auch ich bin in der Traumfigur der Versuchsleiterin enthalten (der Lehrer mit dem phallischen Zeigestock) und, aufgrund von Assoziationen, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen, auch die vor kurzem verstorbene Mutter des Patienten, die ihn ebenfalls durch ihre Geschicklichkeit bei der Farbdiagnose geärgert hatte.

Zu dem Zerbrechen des Behälters, das einen reißenden Wasserstrom freisetzte, assoziierte der Patient eine lebhafte Erinnerung an seine Frau vor der Geburt ihres ersten Kindes vor vielen Jahren. Sie war gerade ruckartig von einem Stuhl aufgestanden, als ihre Fruchtblase riß und ein Wasserstrahl auf den Boden floß. Panik ergriff den Patienten, als die tiefrote Farbe, die plötzlich das Gesicht seiner Frau überzog, in ihm die Vorstellung wachrief, sie werde sterben. Er stand hilflos, wie angewurzelt, da, während seine Schwiegermutter ihr ganz ruhig zu Hilfe kam.

Die übrigen Assoziationen des Patienten wollen wir beiseite lassen; kurz gesagt handelten sie – wie man aufgrund der eindeutigen Traumsymbolik erwarten konnte – von den Todeswün-

schen des Patienten gegen seine Frau, seine Mutter und mich, begleitet von Phantasien der Erneuerung und des Wiedererstehens im Geburtsvorgang. All dies stand in Zusammenhang mit den Schwierigkeiten, die er dabei erlebte, in der Analyse neu geboren zu werden, und mit seinem Kampf, sich innerlich unabhängig von seiner Mutter und seiner dominanten Oralität zu machen. (Erinnern wir uns daran, daß er die neun Figuren der Karikatur am 4. Juli »wiederbelebt« hatte, an dem Tag also, an dem Amerika vom Mutterland unabhängig wurde. Man beachte auch die Geburtssymbolik im Lawinentraum desselben Patienten sowie den darin enthaltenen Hinweis auf die Vorstellung von Unabhängigkeit im latenten Inhalt [Garibaldi] und das Vorkommen der Farbe Rot [das rote Hemd].)

Alles bis jetzt Dargelegte läßt sich mit jeder Hypothese erklären, die die Annahme zuläßt, daß der Inhalt des von seiner Frau gelesenen Zeitungsartikels auf irgendeine Weise als Mittelpunkt des Traumes benutzt wurde. Allerdings paßt die Psi-Hypothese als subtilste Form des »Nachspionierens« am besten zum latenten Trauminhalt – eine Überlegung, die durch das folgende Material noch bedeutsamer wird, das überhaupt nur durch so etwas wie »Psi-Spionage« zugänglich gewesen sein kann. Wir können aus diesem Material einiges machen, je nachdem wie wir es intuitiv und psychoanalytisch bewerten, aber wenn wir uns überhaupt entschließen, es in Beziehung zu dem Patiententraum zu setzen, so können wir das nur mit Hilfe der Psi-Hypothese.

An dem Morgen, an dem der Patient diesen Traum hatte, war ich bei einem Labor für eine Reihe von Blutuntersuchungen angemeldet. Da dies auf nüchternen Magen geschehen mußte, hatte ich am Vortag seit dem Mittagessen nur noch Wasser zu mir genommen. Es zeigte sich, daß dieses Fasten unangenehmer als erwartet war, denn an jenem Abend kamen ein paar Freunde vorbei, und die Tatsache, daß ich nicht mitessen und -trinken konnte, verdarb mir den ganzen Spaß an diesem sonst sehr netten Abend. Ich empfand jedoch nicht nur die orale Entbehrung als unangenehm, sondern auch, daß ich den Grund für meine Abstinenz nicht mitteilen »durfte«. Ich wollte nicht, daß sie von der Blutuntersuchung am nächsten Morgen erfuhren, nicht weil mir irgendeine Anteilnahme an meinem Gesundheitszustand unange-

nehm gewesen wäre, sondern weil meine Gäste gerade zu den wenigen Kollegen gehörten, bei denen es mir besonders widerstrebte, irgendwelche Anzeichen schlechter Gesundheit zu zeigen, aus Angst vor den unweigerlich folgenden Spekulationen in »psychosomatischer« Richtung. Leider gaben mir die Vermutungen, die durch mein offensichtliches Ausweichen vor der Begründung meiner Abstinenz ausgelöst wurden, immer mehr das unguete Gefühl, auf mir besonders unangenehme Weise forschenden Blicken ausgesetzt zu sein.

Mein irrationaler Ärger in dieser Situation scheint irgendwie zu einer seltsamen Episode in Verbindung zu stehen, die sich vor einigen Jahren abgespielt hatte, als ich in einer anderen Stadt meine Ausbildung nach Beendigung des medizinischen Studiums fortsetzte. Ich wohnte in einer der Hauptstraßen in einer kleinen Pension über einer Cafeteria, wo ich häufig meine Mahlzeiten einnahm. Es gab dort keine Tische und Stühle; man nahm sein Tablett, stellte es auf eine der Abstellflächen und aß durchaus gemütlich, aber stehend. Eines Tages verschlang ich gerade ein Sandwich an einem Platz in der Nähe des vorderen Fensters, als ich merkte, wie eine Gruppe von Analytikern, die ich fast jeden Abend im Seminar traf, mich vom Bürgersteig draußen anschauten. Ich grüßte sie freundlich und aß weiter, in der Annahme, sie würden danach vorbeigehen. Aber sie starrten mich wortlos an, als wären sie fasziniert von einem rätselhaften Naturphänomen. Als ich meine Mahlzeit beendet hatte und hinausging, um mich ihnen anzuschließen, brach eine Flut von Fragen über mich herein: Wann ich analysiert worden sei, von wem, wie lange usw. Ich war irgendwie verwirrt, versuchte aber dennoch, ihre Fragen zu beantworten, während wir gemeinsam die Straße hinuntergingen, wurde aber noch verwirrter, als einige der Kollegen anfangen, den Kopf zu schütteln, als gäbe es etwas, das sie einfach nicht begreifen könnten. Als ich schließlich nach dem Grund für die Fragerei und die offenbare Verständnislosigkeit fragte, sagte man mir, ich solle mich schleunigst um weitere Behandlung bemühen, da meine Analyse, die sie mir bis jetzt immer abgenommen hatten, offensichtlich unvollendet sei, wenn ich immer noch in solchem Maße oral gehemmt sei, daß ich es vorzöge, ein Sandwich auf die Schnelle, allein in einer Stehkneipe zu essen, anstatt eine gepfleg-

te Mahlzeit in Gesellschaft an einer jener gemütlicheren Stätten oralen Genusses einzunehmen, die sie häufig besuchten und die gut analysierte und völlig freie Menschen ganz selbstverständlich wählen würden. Von diesem Zeitpunkt an war ich ihnen irgendwie suspekt.

Zurück zur Gegenwart: An diesem Abend hatte ich also auf alle Fragen hinsichtlich meiner auffälligen Abstinenz ausweichend geantwortet; am nächsten Morgen stand ich um acht Uhr mit ausgeprägt schlechter Laune auf – etwa um die Zeit, zu der mein Patient seinen Traum hatte – und ging ruhelos im Haus umher, bis es schließlich Zeit war, mich auf den Weg zum Labor zu machen. Ich war so gereizt, daß eines meiner Kinder wissen wollte, was ich denn hätte, und meine Frau ihm erklären mußte, daß ich schlechter Laune sei, weil ich nicht frühstücken dürfte.

Man kann so eine ziemlich genaue Entsprechung herstellen zwischen dem Konflikt, der dem Patiententraum zugrunde liegt, und der Art von verdrängtem Material, mit dem ich mich mutmaßlich zum Zeitpunkt des Traums herumschlug. Wenn wir die Psi-Hypothese frei (d. h. unabhängig von Annahmen über das Eingehen des Elements der Labor-Explosion in den Traum) auf diese Entsprechung anwenden, würden wir fast zwangsläufig zu der Schlußfolgerung kommen, daß der Patient die Gelegenheit zu diesem Traum genau zu diesem Zeitpunkt ergriff, weil er mir damit sagen konnte: »Sie sind auch gereizt und destruktiv, wenn Sie nicht gestillt werden, und Sie lieben es genausowenig, wenn man Sie überprüft und Ihre innersten Geheimnisse aufdeckt.«

Denken wir daran: Wenn die Möglichkeit von Psi überhaupt auftaucht, dann ist es am sinnvollsten, die Situation ganz frei, nur unter psychodynamischen Gesichtspunkten zu untersuchen, ohne sich irgendwelche Schranken aufzuerlegen. Wenn man daher alle möglicherweise relevanten Daten von mir – vergangene und gegenwärtige Vorgänge – in Betracht zieht und die Möglichkeit zugesteht, daß der Patient sie erfassen und benutzen kann, dann lassen sich einige Traumelemente als überdeterminiert ansehen, zum Beispiel der chemische Test und vielleicht auch das große Glasgefäß (durch das ich ja einst zu meinem Verdruß angestarrt wurde). Wenn man noch dazu bedenkt, daß das Hauptproblem des Patienten, sein Trinken, nichts Neues in der Analyse



darstellt und daß eines der Hauptelemente des Traumes, die Witzzeichnung, vier Tage alt war, dann muß man sich wirklich fragen, ob der Traum auch dann so ausgesehen hätte, wenn ich nicht genau zu diesem Zeitpunkt ausgesprochen anfällig dafür gewesen wäre, den Sündenbock für die Projektionsbedürfnisse des Patienten abzugeben.

Doch weiter: Vier Tage, nachdem dieser Traum berichtet wurde, erzählte mir ein anderer Patient, ein Mediziner, Anfang dreißig, folgenden Traum: *Ein Arzt demonstriert eine neue Methode, den Zucker im Urin festzustellen. Ich glaube, er gibt etwas in die Lösung. Ich bin skeptisch und denke: »Das ist nicht so, wie ich es gelernt habe.«* Die Ähnlichkeit dieses Traumes mit dem ersten ist auffällig. In beiden gibt es jemanden, der etwas demonstriert, sowie einen chemischen Test zur Bestimmung einer Lösung.

Die einzige Assoziation, die ich aus diesem depressiven Patienten herausholen konnte, bezog sich auf den neuartigen Test für Zucker im Urin. Vor einigen Wochen hatte er von einem Quacksalber gelesen, der betrügerischer medizinischer Tätigkeit überführt worden war, als man entdeckte, daß er Diabetiker mit irgendeiner fremdartigen Apparatur behandelte, die mit *farbigem Licht* arbeitete. Auf dieser Information fußend, bot ich dem Patienten sofort eine Deutung an.

Ich erzählte ihm als erstes den manifesten Inhalt des Traumes des ersten Patienten, wobei ich auf die dynamische Beziehung zu der Nachricht über die Explosion im Chemielabor hinwies, von der sich der Traum vermutlich mittels Psi herleitete. (Dieser Patient hatte die Meldung nicht gelesen.) Wenn er sich die Traumsymbolik des ersten Patienten angeeignet (besser: gestohlen) hätte, was ihm nur auf Psi-Ebene gelungen wäre, dann, so versuchte ich ihm zu zeigen, könnte er das sehr wohl in erster Linie deshalb getan haben, um mit einem Minimum an persönlichem Risiko und Verantwortung den feindseligen latenten Traumgedanken des ersten Patienten einzuschmuggeln, jedenfalls soweit er sich auf mich bezog. *Ich* war der Arzt, der eine neue Methode für den Zuckertest vorführte (d. h., ich decke seine versteckten oralen Bestrebungen auf), und er war durchaus für einen Unfall, der meine neugierigen Augen außer Gefecht setzen würde, so daß ich ihn nicht mehr länger mit den Dingen konfrontieren konnte, die ich

an ihm wahrnahm. Anderes in diesem Traum deutet in die gleiche Richtung und verweist auf das Bedürfnis des Patienten, die Gültigkeit meiner Deutungen zurückzuweisen, vor allem sofern sie auf Psi basierten. Ich gebe etwas in die Lösung (d. h. in meine Deutungen); er ist skeptisch; das ist nicht so, wie er es gelernt hat (d. h., im Verlauf seiner psychiatrischen Studien wurden keine psi-bedingten Aspekte des Verhaltens erwähnt), und ich sollte natürlich auch der betrügerischen ärztlichen Tätigkeit überführt werden, wie jener Quacksalber, über den er gelesen hatte.

Ergebnis dieser Interpretation war eine sofortige Zustimmung von seiten des Patienten. Seit einiger Zeit hatte er in alarmierendem Maße zugenommen, und zwar aufgrund einer zwanghaften Eßlust, die sich während der Analyse entwickelt hatte. Vor etwa einer Woche hatte er jedoch mit einer spartanischen Diät begonnen, die jetzt genauso effektiv als Widerstand gegen die analytische Arbeit wirkte wie sein ungezügelt Schlemmen vorher. Als er jedoch am Abend vor diesem Traum zu Bett ging, hatte er seinen doch nicht so ganz eisernen Entschluß gebrochen. Mit starkem Schuldgefühl war er über den Kühlschrank hergefallen und hatte sich für seine heroische Abstinenz während der ganzen Woche mit einem großen Stück Pastete entschädigt. Dabei kam ihm der Gedanke, daß es ihm vielleicht gelingen könnte, diesen Ausrutscher mir gegenüber am nächsten Tag nicht zu erwähnen, und wenn er gleich darauf wieder mit seiner Diät anfinge, brauchte er diesen schlimmen Zwischenfall vielleicht nie aufzudecken.

Hier haben wir wichtige Parallelen zu den Konflikten des ersten Patienten – dieselben schuldbeladenen oralen Bedürfnisse, das gleiche Bemühen, es vor mir, dem neugierigen Analytiker, geheimzuhalten. Was liegt näher, als daß dieser Patient das schon vorliegende Produkt des ersten Patienten übernimmt, um verschlüsselt seinem heftigen Wunsch Ausdruck zu verleihen, sich von dieser Einmischung zu befreien.

Es muß nochmals betont werden, daß uns starre Kriterien nichts nützen, wenn wir herausfinden wollen, ob es richtig ist, die Psi-Hypothese auf eine bestimmte Konstellation von Ereignissen anzuwenden; das ist vielleicht in einer idealen experimentellen Situation möglich, wo wir mit solchen Kriterien die zu prüfende Hypothese gleichsam automatisch annehmen oder ablehnen kön-

nen. Wir haben es aber nicht mit experimentellen Daten zu tun, die in ganz bestimmten Bahnen verlaufen, sondern mit historischen Ereignissen, die am Anfang verschwommen erscheinen und für die es jedenfalls keine vorgegebenen Methoden des Zugangs gibt.

Wir sind somit weiter denn je von den »objektiven Kriterien« entfernt, die von den Naturwissenschaften gerne beschworen werden, wenn es um die Entscheidung zwischen mehreren Hypothesen geht. Es wird immer deutlicher, daß unser einziger brauchbarer Maßstab der Beobachter selbst ist, der von Anfang bis Ende untrennbar ein Teil der Situation ist, die er beobachtet. Er stellt fest, daß er zur Begründung der von ihm aufgestellten und ausgewählten Entsprechungen in seinen eigenen psychischen Inhalten nachforschen muß und daß er sich bei seinem Bemühen, Sinn und Ordnung in die unstrukturierte Situation zu bringen, nicht sehr auf die Hilfe unabhängiger Bewertungsmaßstäbe verlassen kann. Außerdem entdeckt er jetzt, daß er bei diesem Prozeß aus dem Hintergrund hervortreten muß und selbst zum Gegenstand seiner Untersuchung wird, daß Subjekt und Objekt miteinander verschmelzen, und er erkennt, daß er in einen unvollkommenen, halbblinden Spiegel schaut, der wiederum mit einem unendlichen Hintergrund zusammenfließt.

Daß sich die Dinge so entwickeln würden, sollte in diesem Stadium unserer Untersuchung keine so große Überraschung mehr sein; die Psi-Prozesse sind ja so definiert, daß sie die gewöhnlichen Kommunikationsmittel übersteigen, durch welche Ereignisse verbunden, aber auch getrennt werden (dann nämlich, wenn diese »normale« Kommunikation ausgeschlossen scheint). Deshalb muß es nach konventionellem methodologischen Standpunkt so aussehen, als bringe die Psi-Hypothese eine »Unsauberkeit« in das Ganze.

Es muß unüberwindbare erkenntnistheoretische Probleme aufwerfen, wenn man von einem traditionellen Wissenschaftsbegriff ausgeht, beruhend auf der Annahme einer »objektiven« Realität, deren Gegenstände und Ereignisse »an sich« nur insoweit richtig erkannt und gemessen werden können, als der Messende selbst sich scharf von dem zu Messenden absetzt. Aber wie sich herausstellt, ist es genau diese Eigentümlichkeit wahrscheinlich psi-be-

dingter Ereignisse in der Analyse, die das meiste für den Gültigkeitsnachweis der Psi-Hypothese verspricht, denn gerade die Tatsache, daß der Beobachtende in das Beobachtete mit einbezogen ist, bringt gewisse Voraussagemöglichkeiten mit sich. Das ist eben der Unterschied zwischen Logik und empirischer Wirklichkeit.

Bei der eben vorgestellten »Serie« wurde zunächst der Standpunkt vertreten, es sei gleichgültig, welche Hypothese man anwendet, um den Zeitungsartikel, den die Ehefrau las, in den Bereich der »Wirklichkeitselemente« einzuordnen, aus welchen der manifeste Trauminhalt vermutlich entwickelt wurde. Rein logisch kann man das immer noch für zutreffend halten und behaupten, daß die Entwicklung einer zweiten Entsprechung, diesmal einer »inneren«, die in Beziehung zu *meinen* Erlebnissen und Konflikten steht, nichts mit der Abwägung der Hypothesen für die erste Entsprechung zu tun hat. Man wird sagen, daß die beiden Situationen unabhängig voneinander beurteilt werden müssen und sich in keiner Weise gegenseitig stützen. Welchen Wert hat dann noch dieser »Effekt der zweifachen Quelle«, außer dem, eine »trägerische Quelle« für eine Annahme zu sein, die zusammenbricht, wenn wir sie logisch überprüfen?

Die Antwort ergibt sich wieder aus der Tatsache, daß es hier weniger um Logik geht, sondern vielmehr um tatsächlich beobachtbare Vorgänge, die in einem Zusammenhang stehen, der häufig genug eine brauchbare Basis für Vorhersagen liefert, und das unabhängig davon, ob es uns gelingt, zu Annahmen über die Art der spezifischen Beziehungen zu kommen. Das praktische Vorgehen, das sich daraus ergibt, ist ganz einfach: Wenn wir die Anwendung der Psi-Hypothese auf eine bestimmte Entsprechung (meist wird das bei Träumen sein) rechtfertigen wollen, dann kann das Absuchen des »inneren« und »äußeren« Horizonts nach passenden Gegenstücken manchmal unerwartet relevante Informationen erbringen. Wenn ein Traum also zunächst eine innere Entsprechung aufzeigt, so sucht man die »Umgebung« nach einer äußeren ab, und umgekehrt. Diesen Vorgang des Herstellens einer Dreiecksbeziehung nenne ich »Triangulation«.

Manchmal wird uns der zweiseitige Aspekt einer Entsprechung überraschend deutlich, wie etwa bei der gerade vorgestellten Se-

rie. Auch bei dem Traum vom Absturz der Regenbogen-Maschine fiel es mir nicht schwer, zwischen bestimmten Elementen meines aktuellen Erlebens, dem manifesten und latenten Trauminhalt sowie der Zeitungsmeldung von einem Flugzeugabsturz eine Dreiecksbeziehung herzustellen. Am Tag vor diesem Traum hatte ich Flugkarten für meine Frau und mich abgeholt, für die Reise zur psychiatrischen und psychoanalytischen Frühjahrstagung, überlegte jedoch, ob ich sie nicht zurückgeben sollte, um statt dessen mit dem Zug zu fahren, da ich in meiner Phantasie im Falle eines Absturzes meine Kinder beider Elternteile auf einmal befaßt sah. Aus dem Traum des Patienten konnte ich schließen, daß meine Phantasie bezüglich des Flugzeugabsturzes von einer Kastrationsangst herzuleiten war, nicht unähnlich der seinen. Ich hatte ebenfalls ein wichtiges Projekt laufen – die Veröffentlichung meiner ersten Arbeit über »Telepathie und Probleme der Psychoanalyse<sup>95</sup> – und muß mich bei der Vorstellung, den Seniores der psychiatrischen und psychoanalytischen Gesellschaft gegenüberzutreten, unbehaglicher gefühlt haben, als mir bewußt war. Eine weitere Bestätigung der augenblicklichen Bedeutung dieses Themas für mich wurde durch eine psi-bedingte Episode geliefert, die sich drei Tage vorher abgespielt hatte; die Verwendung derselben Symbolik deutete ganz sicher in die gleiche Richtung.

Als weiteres Beispiel für den »Effekt der zweifachen Quelle« bietet auch der Hausboot-Traum des vorigen Kapitels ein Element, das leicht in eine Dreiecksbeziehung einzufügen ist. Von diesem Traum vermutete ich aus verschiedenen Gründen, daß er die wichtigsten Inhalte des Films *Hausboot* verwendet hatte, den ich zwei Tage vorher, meine Patientin jedoch erst am Abend nach dem Traum gesehen hatte. In diesem Film wird ein offenkundig ödipales Thema, eine erotische Mesalliance zwischen einem Witwer mittleren Alters und seinem jungen italienischen Hausmädchen, auf etwas possenhafte Weise gelöst. Am Nachmittag vor dem Traum der Patientin erlebte ich zwei Dinge, die – im nachhinein betrachtet – in bemerkenswertem Ausmaß »innere« Entsprechungen zu den Themen von Film und Traum lieferten. Das erste war der Anruf einer jungen Italienerin, die ich früher behandelt hatte und von der ich über ein Jahr lang nichts gehört hat-

te. Ich mußte die Analyse damals wegen ihrer heftigen, ja, ungestümen Übertragungsreaktionen abbrechen und hatte sie zu einer Analytikerin geschickt, wo, wie ich hoffte, die Übertragung eine andere Form annehmen würde. Das war, wie fast zu erwarten, nicht geschehen. Offensichtlich hatte sie Schwierigkeiten mit der Analytikerin, und sie rief mich jetzt an, um mich zu bitten, sie wieder in Behandlung zu nehmen. Das kam natürlich überhaupt nicht in Frage; aber nur ihre Stimme zu hören, genügte, eine Flut erotischer Phantasien in mir auszulösen. Als ob das nicht genug sei für einen Tag, fand ich gleich darauf unter meiner Post einen Brief der Tochter eines Freundes, die vor einigen Wochen gewagt hatte, ihren ersten »Verehrerbrief«, wie sie es nannte, an mich zu schreiben, der tatsächlich eher ein Liebesbrief war; dieser zweite Brief nun kam aus sicherer Entfernung, aus Italien, wohin sie für ein Studienjahr gegangen war. Meine »Verehrerin«, die ich auch sehr gerne mochte, berichtete von dem Verführungsversuch eines jungen und unerfahrenen Italieners und schloß mit den Worten: »Ich wünschte, Sie wären hier . . . und wir könnten zusammen auf einem Motorrad durch ganz Europa fahren.«

Bis zu diesem Zeitpunkt, als ich den Traum meiner Patientin hörte, also einen Tag später, war mir keine Verbindung zwischen den Konflikten, die diese Ereignisse in mir aufgerührt hatten, und dem latenten Thema des Films *Hausboot*, den ich zwei Tage vorher gesehen hatte, in den Sinn gekommen, obwohl Vor- und Nachname der jungen Italienerin, die mich so bewunderte, eine bemerkenswerte Klangverbindung sowohl zu dem wirklichen als auch zum Filmnamen des Hausmädchens, der Heldin des Films, hatte. Als ich jedoch der Patientin bei der Aufarbeitung ihres Traumes half, »klingelte« es bei ihr und bei mir. Die Dreiecksbeziehung zwischen ihren Problemen (innerhalb und außerhalb der Übertragungssituation), meinen Problemen (ähnlich, aber umgekehrt, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gegenübertragung) und den äußeren Elementen schien eindeutig. Am erstaunlichsten für mich war jedoch eine Erinnerung, die mir entschwunden sein mußte, als ich erwachsen wurde: daß mein Vater mich wiederholt zu necken pflegte, indem er sagte, ich würde am Ende noch eine Italienerin heiraten, für ihn einfach Symbol einer sozial verhängnisvollen oder sonstwie ruinösen Verbindung.

Wie in diesem Beispiel müssen die »Residuen« aus dem Erleben des Analytikers nicht immer dem manifesten Material des Patienten ähnliche äußere Züge tragen, um der Regel der »Triangulation« zu genügen. Da bei keinem Fall genaue Identität zu beobachten ist, kann es sogar sein, daß irgendwie unterschiedliche Konfliktsituationen latent einbezogen sind. Notwendig ist vor allem, daß sich das Material des Analytikers auf das des Patienten so beziehen läßt, daß sich ein sinnvoller und psychodynamisch passender (natürlich unbewußter) Einfluß erkennen läßt, zumindest für einen, gewöhnlich aber für beide. Der dritte Punkt des Dreiecks (z. B. der Inhalt des Films in dem angeführten Beispiel) mag einfach das *tertium quid* sein, das gemeinsame Reservoir, das die latenten Bedeutungen für die Verbindung der beiden anderen Punkte des Dreiecks bereitstellt.

Es ist natürlich auch möglich, eine Entsprechung zwischen dem Erlebnismaterial des Analytikers und zwei oder mehr sich entprechenden Patiententräumen herzustellen. Das »äußere« Ereignis bei einer Dreiecksbeziehung kann also durchaus auch der Traum eines weiteren Patienten sein.

Als Beispiel dafür könnte die Bus/Buch/Kind-Entsprechung aus dem zweiten Kapitel gelten. Zur Zeit dieser Träume war auch ich mit Problemen und Konflikten beschäftigt, die sich um ein Baby und ein Buch drehten. Unser drittes Kind sollte in weniger als einem Monat zur Welt kommen, und ich wurde mir mehr und mehr eines entscheidenden Wandels meiner Gefühle in bezug auf dieses im Augenblick keineswegs eindeutig freudige Ereignis bewußt. Eine Zeitlang hatte ich gehofft, mit einem Buch beginnen zu können, das, wie ich glaubte, ein wichtiges Werk über psi-bedingtes Verhalten werden könnte, bisher hatte ich jedoch noch nichts anderes getan, als angefangen, die umfangreichen Notizen zu sichten, die ich im Laufe von fast zehn Jahren über die psychoanalytischen Aspekte des Themas gemacht hatte. Einige Monate vorher hatte ich versucht, einen Weg zu finden, meine klinische Tätigkeit einzuschränken, um mehr Zeit für diese Aufgabe zu finden, aber aus diesen Plänen war nichts geworden, als sich zeigte, daß ein reicher Patient, auf dessen Honorar ich zur Durchführung einer solchen Arbeitsreduzierung gezahlt hatte, nicht lange genug in Behandlung sein würde, um dies zu erlauben, während

andererseits eine realistische Betrachtung unserer finanziellen Lage angesichts der damals bereits bestätigten Schwangerschaft meiner Frau eine derartige Einschränkung unmöglich machte.

Nichtsdestoweniger nahm mein Gefühl der Dringlichkeit eines endgültigen Beginns dieser Arbeit im Verlauf der Schwangerschaft meiner Frau zu. Immerhin näherte ich mich dem neununddreißigsten Lebensjahr, und das vierzigste drohte, das ich mir als äußerste Grenze gesetzt hatte; noch immer jedoch versuchte ich ohne Erfolg, die vielschichtigen Widerstände zu überwinden, die bis dahin das Zustandekommen des Projekts verhindert hatten. Schließlich begann ich zu hoffen, daß die Geburt unseres dritten Kindes die Entscheidung mehr oder weniger erzwingen würde, da meine Frau nun für viele Monate beschäftigt wäre und unser gesellschaftliches Leben, immer eine Störung kontinuierlicher Arbeit, glücklicherweise eingeschränkt werden müßte. Ich hatte in der Tat zu meiner Frau gesagt, daß ich mich jetzt um mein »Kind« kümmern könnte, während sie ihr Baby hütete.

Als der Zeitpunkt jedoch näherrückte, äußerte meine Frau zunehmendes Unbehagen über meine Absicht und die dazu eventuell nötigen Opfer. Bis dahin hatte sie mich stets voll unterstützt, trotz der Tatsache, daß meine erste Arbeit über Telepathie ziemliche Ablehnung von seiten der Kollegen erfahren hatte, von denen ich wegen meiner Praxis weitgehend abhängig war, und daß meine zweite, erst kürzlich erschienene Arbeit mit einem tödlichen Schweigen aufgenommen wurde. Aber jetzt begann ein tiefer Beschützer-Instinkt sich in ihr durchzusetzen, eine Sorge um ihre Brut und ihr Nest vor allem anderen, und mehr als einmal fragte sie mich, was wir tun würden, wenn mein ketzerisches Verhalten zu einem Rückgang meiner Praxis führen würde, vielleicht bis zu einem Punkt, an dem unser Lebensunterhalt nicht mehr gesichert wäre. Sie war sogar so weit gegangen, mich zu fragen, ob es noch nicht zu spät wäre, wieder zur »Herde« zurückzukehren. Ein solcher Gedanke würde mir nicht für einen Augenblick kommen, obgleich es unter den gegebenen Umständen immer schwieriger wurde, meine mehr oder weniger verleugnete Furcht zu bannen, alle Türen könnten sich vor mir schließen. Bestärkt wurde mein Entschluß, nun doch anzufangen – trotz des erwarteten Kindes und der wachsenden Ängste meiner Frau –, durch meine Teilnah-

me an der jährlichen Tagung der psychoanalytischen und psychiatrischen Gesellschaften, gerade zwei Wochen vor dem Auftreten der erwähnten Träume. Als ich zurückkam, hatte ich genug von den trivialen und sterilen Berichten (ausgesprochen in der Stimmung meiner Patientin, die von der »bürgerlichen Selbstzufriedenheit« ihrer Vorstadt-Freunde gelangweilt und abgestoßen war), und ich war voller Groll darüber, daß sich nicht einer der vielen Kollegen, mit denen ich gesprochen hatte, herabließ, auch nur den geringsten Bezug auf meine jüngste Arbeit zu nehmen, von der ich gehofft hatte, daß sie wenigstens eines Kommentars, wenn auch eines negativen, für wert gehalten würde. Dieses eisige Schweigen über Probleme, die für mein Gefühl ernsthafteste wissenschaftliche Beachtung verdienten, war mehr, als ich ertragen konnte, und ich war fest entschlossen, mich vollständig von den regulären Aktivitäten der psychoanalytischen und psychiatrischen Gesellschaften zurückzuziehen und meine Arbeit um jeden Preis voranzutreiben. Ich muß gestehen, daß mich die Entschlossenheit dieser Zeit seitdem oft verließ und ich wieder zurückgeworfen wurde; es kann aber in dieser Zeit wenigstens zu einem ernsthaften Beginn meines Vorhabens. Am Tag der Bus-Träume meiner Patientinnen, einem Sonntag, unternahm ich den ersten Schritt zur Vorbereitung dieses Buches, indem ich mehrere Stunden in der New Yorker Stadtbibliothek verbrachte und bibliographische Recherchen durchführte. Ich war in Hochstimmung, und anschließend, als ich mit einem Freund durch den Park neben der Bibliothek schlenderte – derselbe Park, in dem die erste Patientin Jahre zuvor das Rendezvous mit ihrem besorgten Liebhaber hatte –, floß ich über vor Plänen und Entwürfen für das Buch, vor Phantasien des endlichen Erfolges und der Anerkennung.

Zu diesem Park schließlich und in Verbindung mit den latenten Phantasien, die mich vermutlich mit meiner Patientin verbanden, muß ich erwähnen, daß Abstinenz in dieser Zeit ebenfalls zu einem gewissen Problem für mich wurde, da sie mir kurz zuvor vom Arzt meiner Frau offen nahegelegt worden war. Kurz gesagt, ich sollte mich um des Babys willen in zwei Hauptbereichen meines Lebens zurückhalten: beim Geschlechtsverkehr und bei der mir wichtigsten Arbeit; meine Ambivalenz nach allen Richtungen war folglich sehr groß. Hier ist jedenfalls wieder das spezifische Pro-

blem Buch versus Kind zu finden, und das in deutlicher Verbindung zur Sixth Avenue und Vierzigsten Straße.

Die Erscheinung formaler und dynamischer Symmetrie, die man manchmal beim »Effekt der zweifachen Quelle« antrifft, kann verschiedene Gestalt annehmen. Ein Beispiel: Ein Patient träumt davon, daß seine Badewanne überläuft und eine Überschwemmung verursacht, ein Vorfall, für den er in seiner Kindheit hart bestraft worden wäre. Am Abend dieses Traumes passierte aufgrund der Nachlässigkeit eines meiner Kinder genau diese Panne bei mir zu Hause, worauf ein großes Wasserschöpfen und Aufwischen im Badezimmer und dem angrenzenden Vorraum anhub. Eine ungewöhnliche Verbindung zwischen dem Traum des Patienten und der Überschwemmung in meinem Haus wurde durch die Nachricht vom Tode des bekannten Philosophen John Dewey hergestellt, die am selben Tage erschien und die mein Patient in der Stunde am nächsten Tag erwähnte, als er seinen Traum erzählte. Nun gibt es eine Anekdote über Dewey, an die ich mich immer wieder lebhaft erinnerte; erzählt hatte sie mein Philosophieprofessor am College, ein früherer Kollege Deweys. Eines Tages, so berichtete man, als Dewey (der »Vater« fortschrittlicher Pädagogik) nach Hause kam, stand seine Wohnung wegen eines Unglücks im Badezimmer unter Wasser. »Mach kein Theater, John«, sagte eins der Kinder, »hol einfach einen Wischlappen.«

Es sieht so aus, als habe der Patient den Vorfall in unserem Badezimmer ausgewählt, um ihn als Szenerie für einen Traum zu benutzen, der von seinen eigenen Triebproblemen handelte, an einem Tag, an dem er hoffen konnte, daß ich – an die Dewey-Anekdote denkend (von der er nie gehört hatte) – ihn mit der bekannten Güte und Geduld dieses großen Erziehers behandeln würde.

Die Möglichkeit der »Triangulation« ist nun nicht ausschließlich auf Ereignisse aus der analytischen Situation beschränkt. Das folgende Beispiel ereignete sich elf Jahre nach der erwähnten Buch/Kind-Episode und hat mit ähnlichem Material zu tun; es wurde von einer Frau mit multipler Persönlichkeit geliefert, die einmal die Woche zu mir kam. Die Frau, zweimal verheiratet, aber kinderlos und im vierzigsten Lebensjahr, hörte zu dieser Zeit ein

verwirrendes Geplapper innerer Stimmen, die sich aber noch nicht zu unterscheidbaren, eigenbewußten Wesenheiten ausgebildet hatten, wie sie später auftraten. Anfangs wurde hypnotische Behandlung ausprobiert, doch ohne Erfolg. Schließlich schlug ich der Patientin vor, sie solle versuchen, einzudösen und einen Traum zu haben, der uns etwas mitteilen könnte. Als sie protestierte, sie träume nie, wies ich darauf hin, daß dies nichtsdestoweniger auch noch verspätet auftreten könne, wie es oft nach zahlreichen erfolglosen Hypnoseversuchen der Fall sei.

In der darauffolgenden Nacht »erlag« die Patientin und träumte. *Bei einer Art Besichtigung wurde sie durch ein Haus geführt. In einem Raum sah sie einen altmodischen Dampfkessel ohne Deckel und in einem anderen einen Behälter, »eine Art Aquarium«, in dem sich ein kleiner Dinosaurier und mit ihm verbunden weitere Miniatur-Dinosaurier befanden. Eine körperlose Stimme sagte etwas über einen schönen Ausblick, der sich über eine lange Schlucht bis hin zu Bergen in der Ferne zu erstrecken schien.*

Bei näherer Betrachtung (die Patientin konnte nicht dazu gebracht werden, Assoziationen zu äußern) kann man sagen, daß der Traum etwas mit Geburt zu tun hat (die lange Schlucht) und mit sehr frühen (»prähistorisch«) unterdrückten Kindheitswünschen, ein Baby oder mehrere zu haben (das repräsentierten möglicherweise auch die Sekundärpersönlichkeiten der Patientin, die sie gerade »austrug«, zumindest zum Teil). Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist nun, daß sich am Morgen nach dem Traum ein Mädchen, das neu am Arbeitsplatz der Patientin war und mit dem sie zuvor kaum gesprochen hatte, an sie wandte, um ihr mitzuteilen, daß sie in der vergangenen Nacht geträumt habe, die Patientin hätte, »stellen Sie sich vor, ein Baby bekommen«.

Wenn wir vorläufig annehmen, daß dieses Mädchen irgendwie als Überbringer eines Wunsches in Anspruch genommen wurde, der in dem eigenen Traum der Patientin nur indirekt symbolisch ausgedrückt wurde, dann ist das folgende Material von großer Bedeutung, weil die Anwendung der dann erforderlichen Psi-Hypothese durch die »Triangulation« gestützt wird. Am Morgen nach diesen Träumen brachte ich Urin meiner Frau für einen Schwangerschaftstest zu einem Labor, auf Anraten unseres Hausarztes, der – wie ich später erfuhr – völlig vergessen hatte, daß

meine Frau aus organischen Gründen nicht mehr empfangen konnte. (Die Symptome, deretwegen sie ihn aufgesucht hatte, konnten ohne weiteres mit der beginnenden Menopause zu tun haben.) Aus irgendeinem Grund, den man sich unter diesen Umständen aber durchaus vorstellen kann, hatte meine Frau ihren Arzt nicht an ihre Situation erinnert. Ich war zwar etwas überrascht, nahm aber an, daß dieser gründliche Diagnostiker auch die unwahrscheinlichsten Möglichkeiten nicht außer acht lassen wollte und führte den Auftrag getreulich aus, sagte jedoch zu meiner Frau, wenn das Ergebnis durch irgendeinen Zufall positiv ausfallen sollte, dann müßte das Kind Jesus oder Houdini genannt werden.

Von hier läßt sich nun eine tiefgehende Dreiecksbeziehung aufzeigen. Diese Frau lebte in einer trostlosen *menage à trois* mit ihrem derzeitigen und ihrem ersten Ehemann, der bei ihnen als Untermieter wohnte. Weder der eine noch der andere war an Kindern interessiert, und beide hatten sich einen Lebensstil angewöhnt, der die Möglichkeit einer Vaterschaft ausschloß. Vielleicht als Kompensation dieser Situation hatte eine der noch immer nicht identifizierten inneren Stimmen der Patientin ihr mitgeteilt, daß sie in früheren Inkarnationen (die Wiedergeburtstheorie war in der mystisch orientierten Gruppe, der sie angehörte, eine durchaus akzeptable Doktrin) sowohl Jesus als auch Maria, Jesus Mutter, gewesen war. Sie spottete zwar über diesen Unsinn, aber dennoch ist kaum daran zu zweifeln, daß das, was sie »hörte«, das Echo »prähistorischer« Wünsche war, die nun an diesem bedeutsamen, aber traurigen (»Jetzt bin ich vierzig, und was habe ich vorzuweisen?«) Jahrestag ihrer eigenen Geburt aus archaischen Tiefen nach oben drängte. Maria hatte Jesus unberührt empfangen; wenn Maria ein Kind ohne Mann gehabt hatte, warum nicht auch sie? (Es ist bemerkenswert, daß es in dem Dinosaurier-Traum der Patientin eine körperlose Stimme war, eine Art Heiliger Geist, die etwas von einem schönen Ausblick sagte.)

Wenn wir annehmen, daß die Patientin mit Hilfe von Psi in mein Erleben eindrang, können wir uns vorstellen, daß sie den springenden Punkt bei der Sache für ihre eigenen magischen Zwecke benutzte. Wenn meiner Frau ebenso wie Maria ein Wunder geschehen könnte, warum nicht auch ihr? Ich muß darüber

hinaus annehmen, daß mein eigener hartnäckiger Narzißmus irgendwie ein wesentlicher Teil dieser anscheinend durch Psi beeinflussten Ereignisse war. Ich kann nicht für meine Frau sprechen, aber ich – gerade fünfzig geworden – hätte vermutlich sehr gern noch einmal mitgemischt, bevor es endgültig vorbei war. Wenn die Patientin insgeheim auf ein Wunderbaby hoffte, so möchte ich wetten, daß es bei mir genauso war. So erhält die Annahme, daß der Traum der neuen Kollegin eine Art weitergegebener psi-bedingter Traum der Patientin war, durch die Spezifität der widergespiegelten Ereignisse beträchtliche Unterstützung; wieso allerdings gerade dieses Mädchen auserwählt war, die Rolle des »Engels« bei der »Verkündigung« zu spielen, konnte ich nie herausfinden.

Ich werde mich später mit der Frage beschäftigen, bis zu welchem Grad irgendeine Verallgemeinerung meiner persönlichen Erfahrungen mit mutmaßlich durch Psi bedingten Vorkommnissen gerechtfertigt werden kann, das heißt, inwieweit sich daraus Regeln ableiten lassen, die auf die Arbeit anderer Analytiker anwendbar sind. Hier, in Zusammenhang mit dem »Effekt der zweifachen Quelle«, möchte ich nur aufzeigen, daß selbst bei scheinbaren Ausnahmen von der Regel der »Triangulation« mein Unvermögen, einen inneren Gegenpart zu der äußeren und vermutlich psi-bedingten Entsprechung zu finden, ganz offensichtlich nur als Anzeichen für die relativ große Stärke meiner Abwehrmechanismen bei bestimmten Fällen gedeutet werden kann. Es gab Beispiele, bei denen eine scheinbare Ausnahme von der Regel der »Triangulation« sich bei weiteren Nachforschungen ausgesprochen gut, wenn auch manchmal etwas subtil, in die Regel einfügte.

Dies bringt uns zurück zu der unausweichlichen Voraussetzung der mehr oder weniger großen Unsicherheit bei der ersten Einschätzung einer Entsprechung. Stoßen wir jedoch im Traum eines Patienten auf ein äußeres Ereignis, von dem wir vermuten, daß es durch Psi erkannt wurde, dann läßt sich mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß wir bei uns und unseren Erfahrungen Entsprechungen aufdecken können, die oft erstaunlich genau sind; darüber in späteren Kapiteln mehr.

Bis zu einem gewissen Grad wird die Möglichkeit einer Vorhersage auch durch die Psi-Hypothese als Deutungsansatz gelie-

fert, wie etwa bei der oben dargestellten Serie der »chemischen Tests«. Wenn aus dem zweiten Träumer nicht durch eine solche Deutung bestätigendes Material herausgelockt worden wäre, hätte man den Wert der Psi-Hypothese möglicherweise um genauso viel niedriger eingeschätzt. Durch diese Art von bestätigendem Material haben wir allerdings erst im nachhinein einen Vorteil. Bei schnell ablaufenden Situationen, wie den beschriebenen, können wir vom Patienten nicht immer erwarten, daß er antwortet wie eine mechanische Vorrichtung zum Testen von Hypothesen, die wir ihm einfüttern; dafür sind die Dinge einfach zu komplex. Aber selbst wenn wir im voraus genau angeben könnten, welche Reaktionen wir als Bestätigung für die Richtigkeit unserer Deutung ansehen, können wir nicht mehr als sonst bei der Prüfung von Deutungen damit rechnen, daß der Patient automatisch diesen Erwartungen entspricht.

Die Frage taucht auf, ob wir bessere Ergebnisse erzielen, wenn wir uns selbst als Prüfungsmaßstab nehmen. Vielleicht können wir bei der Aufdeckung von Widerständen von uns mehr verlangen; hier liegt aber die entscheidende Schwierigkeit solcher Untersuchungen. Wenn man die eigenen Widerstände einfach durch bewußte Anstrengung überwinden könnte, dann hätte dieses Buch wahrscheinlich nicht geschrieben werden müssen. Dann würden nämlich die von uns untersuchten Phänomene entweder gar nicht in einer solchen Form auftauchen, oder sie gingen aus einem so oberflächlichen und harmlosen Konfliktgefüge hervor, daß die Analytiker schon längst psi-bedingte Aspekte des Verhaltens entdeckt und akzeptiert hätten. Ganz im Gegenteil können wir annehmen, daß wir den psychischen Anstrengungen oft einfach nicht gewachsen sind, die geleistet werden müssen, um unsere eigene Beziehung zu einer vermutlich psi-bedingten, vom Patienten erzählten Episode durcharbeiten und uns damit auseinandersetzen. Durch unsere verstärkte Abwehr, die hier einsetzt, sind wir allzuoft geneigt, überhaupt nichts Außergewöhnliches in dem vom Patienten gelieferten Material zu bemerken – und das ist einfach genug, bedenkt man die Vielzahl psychoanalytischer Kunstgriffe, die uns genau für solche Zwecke zur Verfügung stehen. Es scheint somit, als gäbe es ein grundlegend begrenzendes Prinzip, das Ausmaß und Tiefe bestimmt, die bei solchen Unter-

suchungen je zu erreichen sind; in gewisser Weise vielleicht analog dem Prinzip der Unschärferelation der modernen Physik.

Auf der anderen Seite scheinen noch mehr Dinge eine Rolle zu spielen als nur unsere Verdrängungs- und Abspaltungstendenzen, und wir müssen uns davor hüten, Dinge zu übersehen, nur weil wir uns scheuen, genau zu beobachten.

Wir können bei diesen Phänomenen niemals exakt angeben, was tatsächlich existiert und was nicht, und das nicht nur, weil etwas unseren Blick verstellt oder weil wir eine Tendenz haben, das tatsächlich Gesehene zu isolieren oder zu leugnen, sondern vielmehr, weil auf irgendeine noch unverständliche Art die Bedingungen für die Wahrnehmung solcher Vorgänge in engem Zusammenhang mit den Bedingungen für deren Auftreten stehen. Erkenntnistheoretischer und ontologischer Aspekt scheinen hier eng miteinander verknüpft.

Wir können deshalb nichts anderes tun, als die Psi-Hypothese und die »Regel der Triangulation« anzuwenden, damit sich diese Hypothese in einzelnen Fällen stützen läßt; wir können nie nachweisen, daß sie tatsächlich zutrifft, wie das bei manchen anderen Hypothesen möglich ist. In dieser Hinsicht gewinnt man von mutmaßlich psi-bedingten Geschehnissen in der Analyse häufig denselben Eindruck wie von anderem analytisch ausgewertetem Material, vor allem von Träumen: Wenn alles im Verhalten und in den Äußerungen des Patienten in stark überdeterminierter Weise auf eine bedeutsame verdrängte Quelle hinweist, so ist es, als ob uns etwas im Unbewußten des Patienten Einblick in die Vorgänge geben wollte, indem es so leicht und klar zu strukturierendes Material aufsteigen läßt, daß nur ein völlig Uneingeweihter es nicht erkennen würde. Aber selbst hier, wo es gar nicht um die Psi-Hypothese geht, wird allgemein zugestanden, daß es nicht nur eine Frage der Bereitschaft des Patienten ist, etwas zu bringen, sondern auch eine Frage der Bereitschaft des Analytikers, etwas aufzunehmen, aufgrund der erfolgten Durcharbeitung der eigenen Widerstände.

Als Antwort auf einige Fragen, die aufgetaucht sind, muß erneut erklärt werden, daß es nicht unser Ziel ist und sein sollte, ein bestimmtes Phänomen zu »beweisen« – Psi, den »Effekt der zweifachen Quelle« oder irgend etwas anderes –, sondern daß wir

einfach versuchen, den Aufgaben der Analyse gerecht zu werden. Wenn die Anwendung der Psi-Hypothese oder der »Triangulations-Regel« analytisch nützlich ist, dann dürfte ihr Gebrauch gerechtfertigt sein. Es hat jedoch wenig Sinn, Psi »an sich« beweisen zu wollen; das sollte man der experimentellen Parapsychologie überlassen, deren Methodik eben darauf angelegt ist.

Zum Schluß soll noch kurz eine andere Quelle stützender Daten erwähnt werden. Im manifesten Inhalt von Träumen, auf welche die Psi-Hypothese sinnvoll anwendbar ist, tauchen manchmal Anspielungen auf, die möglicherweise darauf hinweisen sollen, daß etwas Ungewöhnliches vor sich geht, zum Beispiel, wenn das mutmaßlich durch Psi erkannte Element auf einem Anschlagbrett<sup>95</sup> oder in Zeitungsüberschriften auftaucht (wie bei dem Beispiel der Regenbogen-Maschine im vorigen Kapitel). Vielleicht gibt es auch gelegentlich bei vermutlich telepathischen Träumen mit Querverbindung eine Anspielung auf eine Art besonderer Wechselwirkung zwischen Menschen; so tauchte zum Beispiel bei einem solchen Paar von Träumen in dem einen die Vorstellung auf, daß der Träumer ein gegenseitiges Abkommen mit dem Nachbarn abgeschlossen hatte, daß jeder die Wäsche des anderen hereinholen sollte.<sup>96</sup>

Natürlich zeigen Darstellungen dieser Art im manifesten Inhalt meist dieselbe Tendenz zur Verdichtung wie andere Traumelemente, so daß wahrscheinlich noch andere Bedeutungen als eine symbolische Anspielung auf den Psi-Vorgang enthalten sind. Wo jedoch solche Anspielungen in einem Traum auftauchen, können sie andere, unabhängig davon aufgestellte Begründungen für die Anwendung der Psi-Hypothese bekräftigen; damit ergibt sich sogar ein gewisser Voraussagewert solcher Symbole.

Neben diesen sehr individuellen Formen eines Hinweises auf ein »besonderes Ereignis« sind mir verschiedene Gruppen symbolischer Anspielungen aufgefallen, die sich möglicherweise spezifisch auf einen bestimmten Aspekt des Psi-Prozesses selbst beziehen – jedenfalls so, wie der Träumer es sieht – oder auf bestimmte Determinanten für den Gebrauch dieser Funktion durch den Träumer.

Bei der einen Gruppe werden Kommunikationsmöglichkeiten besonders betont, wie sie Radio, Telefon, Telegramme, Briefe



usw. bieten. In einer anderen (hier könnten frühkindliche Dinge eine Rolle spielen) finden sich Anspielungen auf Schauen und Beobachten, auf Ferngläser, Fotografien, Filme, Theaterstücke oder andere »Aufführungen«, wie im Traum von der verlorenen Geldbörse. Bei einer dritten Gruppe gibt es auch Anspielungen auf Filme und Schauspiele, aber die Betonung liegt hier nicht auf dem Beobachten oder Schauen als solchem, sondern darauf, daß man im voraus weiß, wie die Ereignisse ausgehen. Hier lassen sich die Anspielungen oft als Folge der angstkontrollierenden Instanzen sehen, die eine Ebene bereitstellen, in der alles geschrieben steht und in der man, vermittelt Psi, heimlich einen Blick auf das Ende des Stücks werfen kann. Zu dieser Gruppe können wir auch das Lesen oder Schreiben von Büchern, Artikeln usw. zählen. Schließlich gibt es noch eine Gruppe von Symbolen, die mit der Zeit zu tun haben – mit Uhren, Kalendern, Hinweisen auf Stunden, Wochentage, Monate, Jahre und nicht selten auf bestimmte Eigentümlichkeiten oder magische Veränderungen der zeitlichen Abfolge, wenn die Zeit etwa rückwärts zu laufen scheint. Beispiele für einige dieser Symbole werden in späteren Kapiteln gegeben.

Gelegentlich treten in einem Traum Symbole aus mehreren der angeführten Gruppen gleichzeitig auf. So träumte zum Beispiel eine Patientin, daß sie *sowohl einen deutschen Spion beobachtete, der etwas mit einem Radiosender übermittelte, und gleichzeitig die Rolle des Spions selbst spielte*. In diesem Traum folgt dann die Anspielung auf einen Film, ein weiterer Hinweis auf einen möglichen Psi-Gehalt, selbst vermutlich durch Psi erkannt. »Auf dem Höhepunkt meiner Angst«, berichtete die Patientin, »verwandelte sich alles, so daß es nicht länger den Anschein hatte, als spielte es sich in Wirklichkeit ab, sondern als wäre ich jetzt eine Schauspielerin in dieser Szene und Hitchcock der Regisseur.« An dem Abend, an dem sich dieser Traum einstellte, hatte ich einer skeptischen Kollegin einige der spannenderen Psi-Episoden aus meiner Praxis erzählt. Als diese Kollegin an einer Stelle sagte, daß einiges davon »fast wie ein Hitchcock-Film sei«, zeigte ich ihr eine Arbeit, die ich über einige der frühen Hitchcock-Filme gemacht hatte und imitierte auch tatsächlich die halbschläfrige Art, in der dieser Regisseur angeblich seine berühmtesten Passagen erdacht und geleitet hat.

Symbole dieser Art erscheinen zwar durchaus nicht in allen Träumen, bei denen die Psi-Hypothese gewinnbringend angewendet werden kann, sie tauchen dort aber etwa doppelt so oft auf wie in Träumen, bei denen die Psi-Hypothese nicht sinnvoll scheint; das ergab jedenfalls eine grobe Zählung bei hundert mutmaßlich psi-bedingten Träumen aus meiner eigenen Praxis. (Die Schwierigkeit dabei ist, daß man die Möglichkeit eines Psi-Faktors in einem Traum natürlich niemals völlig ausschalten kann, auch bei noch so sorgfältiger Prüfung aller Elemente.) Die gleichen Symbole tauchen in Träumen auf, die von anderen Autoren als vermutlich zur Psi-Gruppe gehörig mitgeteilt wurden (so von Ehrenwald, Fodor, Gillespie, Róheim, Ullman u. a.). Ich bin dazu übergegangen, sie als Signal zu betrachten, aufmerksam auf mögliche durch Psi erkannte Traumelemente zu achten. Das hat sich in therapeutischer Hinsicht bezahlt gemacht, bei Fällen, wo ich sonst einen wichtigen Anhaltspunkt für die Bedeutung des Traumes vielleicht nicht aufgenommen hätte.

Zusammenfassung: Die Validierung der Psi-Hypothese (also der Nachweis ihrer Gültigkeit in bestimmten Fällen) kann nicht durch die mechanische Anwendung einer Reihe allgemein vereinbarter Maßstäbe erbracht werden, andererseits sind wir aber auch nicht gezwungen, uns allein auf Intuitionen zu verlassen. Zunächst ist Psi oft einfach eine unter mehreren Hypothesen, die gleichberechtigt nebeneinanderstehen; bei bestimmten Fällen stellt sich aber im Verlauf der Untersuchung und mit wachsender Information heraus, daß es doch nicht auf eine Wahl zwischen fast gleichwertigen Hypothesen hinausläuft; es handelt sich vielmehr um die grundsätzliche Entscheidung entweder für eine Hypothese, die flexibel genug ist, allen Erfordernissen der Situation zu genügen (vorausgesetzt, beim Beobachtenden ist das ebenso der Fall), oder aber dafür, die Ereignisse als eine Anzahl unverbundener und nicht sehr sinnvoller Geschehnisse anzusehen. Diese Entscheidung wiederum läßt sich nicht auf genaue Regeln der Beurteilung gründen oder auf Wahrscheinlichkeitssätze, die speziell für solche Situationen entwickelt wären; entscheidend ist die Frage, ob man sinnvolle Struktur dem Chaos vorzieht und ob man gewillt ist, irgendwelche begründeten Mittel anzuwenden, um die notwendigen Verbindungen herzustellen. Man muß zuge-

ben, daß die Psi-Hypothese – die ja ganz unabhängig von den uns hier interessierenden Vorgängen entwickelt wurde – ein solches Mittel darstellt.

Schließlich müssen wir uns der Tatsache bewußt sein, daß der Beobachter anscheinend unvermeidbar mit einbezogen ist; das ist jedoch kein bedauerliches Verwischen sonst klarer Linien, sondern ein bedeutsamer Aspekt dieser Realität, der einzigen, die wir auf diesem Gebiet je erreichen können.

## Anwendungsmöglichkeiten der Psi-Hypothese

7

In diesem und den folgenden Kapiteln werden wir wieder mit Träumen, korrespondierenden Assoziationen und anderen Vorkommnissen inner- und außerhalb der analytischen Situation zu tun haben, auf die sich die Psi-Hypothese anwenden läßt. Der Hauptzweck, den ich mit diesen Aufzeichnungen verfolge, ist, unsere Materialgrundlage zu verbreitern, und nicht, dieses oder jenes methodologische Problem zu erörtern. Es empfiehlt sich darum in diesem Abschnitt, die Psi-Hypothese einstweilen als ein gesichertes und anerkanntes Handwerkszeug aus dem reichhaltigen Instrumentarium des Psychoanalytikers hinzunehmen, um sie im Rahmen der Untersuchung maximal zur Entfaltung kommen zu lassen. Folglich werde ich nicht viel Zeit damit zubringen, ihre Anwendung auf den einen oder anderen Fall gegen jeden erdenklichen Einwand zu verteidigen. Ich möchte den Leser nochmals daran erinnern, daß wir die Psi-Hypothese mit allem Nachdruck, auf breiter Ebene und mit viel Phantasie anwenden müssen, auch wenn man sie zunächst nur vorläufig akzeptiert; alle bisherigen Ausführungen sollten darauf vorbereiten, zumindest das gute Gewissen tun zu können.

Ich als Leiter dieser »Forschungsreise« werde auf meinem Weg nicht dauernd haltmachen, um mich zu vergewissern, ob die Grenzen einer Anwendung der Psi-Hypothese nicht bereits überschritten sind – Grenzen, deren Existenz noch gar nicht bewiesen ist. Von Relevanz wird im folgenden nur die Frage sein: Was ist unter klinischen und anderen Aspekten gewonnen oder was geht verloren, wenn man bestimmte Daten – auf welche Weise auch immer – mit anderen in Zusammenhang bringt; oder welche Vor- und Nachteile ergeben sich – vor allem für die psychoanalytische Arbeit –, wenn bestimmte Verbindungen hergestellt werden?

Zu meiner Methode, diese Verbindungen zu knüpfen, noch dies: Der Leser wird hier (wie sicherlich in früheren Kapiteln schon) womöglich oft stutzen, wenn es beispielsweise heißt: »Wir können uns vorstellen, daß der Patient das und das sagt«, oder »Es ist, als sagte der Patient«, oder »Der Patient sagt praktisch . . .«. Dahinter steht das Bemühen, auf intuitivem Weg unbewußte oder vorbewußte Gedanken aufzuspüren und nachzuzeichnen, die sich eventuell als ein nicht ganz und gar unwahrscheinliches Glied einer gegebenen dynamischen Kette von Umständen erweisen könnten. Ich will gar nicht bestreiten, daß eine solche Demonstration an Verbalisierungsschwierigkeiten krankt und daß es sich hier manchmal um eine »Sprache« handelt, die nie wirklich gesprochen wurde (oder, noch genauer, um Gedanken, die nie gedacht wurden). Wenn der Leser statt dessen eine »keimfreie« hypothetische Aussage haben möchte oder auf solche Annahmen ganz verzichten will, so geht damit vermutlich nicht allzuviel verloren.

Es wird allgemein angenommen, daß der Schlaf eine besonders günstige Bedingung für Psi-Phänomene darstellt. Es wäre aber wahrscheinlich korrekter, zu sagen, daß uns der Schlaf über den Traum manchmal ganz leicht erkennbare Anzeichen eines Vorgangs verrät, dessen vielgestaltige Phänomenologie man sonst leicht übersieht. Kraft seiner eindrucksvollen, anschaulichen und affektiven Darstellungsweise hat der Traum ein nachhaltiges Interesse an den außergewöhnlichen Entsprechungen zwischen verborgenen seelischen Prozessen einer beliebigen Person und Ereignissen der Außenwelt geweckt, das seinerseits zu Konzepten von dem führte, was wir heute mit »Psi« bezeichnen. Die sogenannten »Wahrträume« allerdings, deren Übereinstimmung mit Außenereignissen so frappierend ist, daß sie Beachtung geradezu erzwingen, sind vermutlich in der Minderzahl und stellen ein besonderes psychologisches Problem dar. Große Bereiche auf dem Gebiet der Psi-Träume sind noch immer unerschlossen, da es Entsprechungen gibt, die nicht sogleich ins Auge springen, sondern erst einer psychoanalytischen Aufschlüsselung bedürfen,<sup>300</sup> Freud selbst hat als erster darauf hingewiesen.<sup>122</sup>

In diesem Kapitel sollen einige Aspekte dieses »normaleren« Typus von Psi-Träumen illustriert werden, die nicht eindeutig als

»Wahrträume« erkennbar sind. Es werden dabei die »klassischen«, von Freud entwickelten Methoden der Traumdeutung angewandt, die wir nur gelegentlich erweitern, um die Anwendung der Psi-Hypothese möglich zu machen. Freud schrieb in diesem Zusammenhang: »Von der telepathischen Botschaft ist es sehr wohl denkbar, daß sie gleichzeitig mit dem Ereignis eintrifft und doch erst während des Schlafzustandes der nächsten Nacht – oder selbst im Wachleben erst nach einer Weile, während einer Pause der aktiven Geistestätigkeit – vom Bewußtsein wahrgenommen wird . . . Die latenten Traumgedanken mögen oft den ganzen Tag über vorbereitet worden sein, bis sie zur Nachtzeit den Anschluß an den unbewußten Wunsch finden, der sie zum Traum umbildet. Wenn das telepathische Phänomen aber nur eine Leistung des Unbewußten ist, dann liegt ja kein neues Problem vor. Die Anwendung der Gesetze des unbewußten Seelenlebens verstünde sich dann für die Telepathie von selbst.«<sup>122</sup>

1

Ich möchte mit einem eigenen Traum beginnen, den ich wegen seiner einfachen Struktur und Funktion als ein exemplarisches Modell für alle Träume mit paranormalem Gehalt betrachte: *Eine Art Wutausbruch gegenüber meinem Freund Sorell, offenbar über seine Musik. Er wirkte arrogant und herablassend.* Nun ist Sorell, ein Komponist, alles andere als arrogant und herablassend. Während unserer langen Bekanntschaft behandelte er mich immer als einen ihm musikalisch ebenbürtigen Partner (was ich kaum für mich in Anspruch nehmen kann) und machte bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten über Musik nie einen Vorrang geltend. Die arrogante und herablassende Haltung, die ich ihm im Traum zulege, rührt ganz offensichtlich von einer anderen Person her, die ich beim Aufwachen sogleich als einen Schriftsteller identifizierte, mit dem Sorell und ich vor zwei Monaten einen Abend verbracht hatten. Während des ganzen Abends waren mir die Äußerungen des Mannes unangenehm arrogant und orakelhaft vorgekommen; der Gipfel aber war, daß er mich wegen einiger Bemerkungen über Musik in äußerst herablassender Art und

Weise kritisierte. Dies war der entscheidende Knotenpunkt. Die letzten Tage hatte ich mich nämlich vergeblich bemüht, mich mit Klaviervariationen von Sorell anzufreunden, schließlich aber das Interesse daran verloren und den Versuch aufgegeben, wobei ich mir sagte, daß diese Musik einfach nicht »pianistisch« sei. Was aber sollte ich Sorell sagen? Ich erinnerte mich daran, wie verletzt er vor einiger Zeit war, als ich lediglich mein Mißfallen an einer Dichtung äußerte, die er gerade vertonte. Das nun bringt uns zurück zu dem arroganten und herablassenden Schriftsteller, mit dem ich in meinem Traum Sorell »vermischt« hatte. Kurz nach jenem besagten Abend hatte er Sorell einen Stoß seiner Arbeiten geschickt, mit der Bitte, sie an mich zur Beurteilung weiterzuleiten. Als Sorell sie mir brachte, spürte ich aufgrund der Beschreibung seiner eigenen Reaktion darauf, daß auch ich sie nicht würde leiden können, und ich dachte, daß ich nicht die geringsten Bedenken haben müßte, meine Kritik so negativ zu formulieren, wie ich wollte – sofern mir die Sachen wirklich nicht gefielen –, denn schließlich hatte der Schriftsteller bei unserem Treffen auch meine Gefühle nicht geschont.

Am Morgen nach meinem Traum erhielt ich einen Brief von der Frau dieses Autors, in dem sie mich recht ungeduldig fragte, ob ich die Arbeiten ihres Mannes noch nicht erhalten hätte, und mich aufforderte, ihn meine Meinung darüber endlich wissen zu lassen.

Alles in allem ist mein Traum für eine Analyse ganz besonders gut geeignet. Mir macht es zu schaffen, daß ich mit Sorells Musik nichts anfangen kann – möglicherweise, weil ich sie im Grunde nicht mag; meine Abneigung muß ich aber aus Freundschaft zu Sorell rationalisieren. In dem Traum bin ich allerdings ganz geradeheraus und habe offenbar feindselige Kritik geübt. Das war mir möglich, weil ich Sorell in eine unangenehme Person verwandelt habe, deren Werke ich ohne Hemmungen verreißen würde, bloß um es dem Verfasser mit eigener Münze heimzuzahlen. Der Brief, der jeden Augenblick ankommen mußte, bildet die Brücke bei dieser Umwandlung.

Bei dieser Entsprechung (zwischen Traum und Brief) ist also der eigentliche Traumauslöser eine Kommunikation, die tatsächlich noch gar nicht zustande gekommen ist; der mutmaßliche

Psi-Gehalt liegt dabei eher im latenten als im manifesten Trauminhalt und veranschaulicht Freuds Bemerkung, daß es nicht einmal dann »ein Einwand (wäre), wenn das telepathisch vermittelte Material im Traum wie ein anderes verändert und umgestaltet würde«. <sup>123</sup> Viele Träume von ähnlich unkomplizierter Struktur bleiben unbeachtet, weil schon die geringste Umwandlung ausreichen kann, die ihnen zugrunde liegenden dynamischen Zusammenhänge unkenntlich zu machen.

2

Wir kommen nun zu einem Traum, der in seiner Grundstruktur kaum komplizierter ist, nur daß diesmal ich und bestimmte verborgene Gedanken und Gefühle von mir im Traum einer anderen Person eine wichtige Rolle spielen.

Eine Analysandin träumte: *Ich lese eine Broschüre mit dem Titel »Wie man mit einem Mann schläft«. Ich bin etwas überrascht und schockiert über den Titel, aber doch neugierig, was darin steht. Dann lese ich: »1. Legen Sie sich auf die linke Seite, das Herz an der Matratze. 2. Strecken Sie Ihren Körper aus. 3. Legen Sie Ihren Arm um die Taille des Mannes.« Als ich das las, fand ich es albern und absurd, wenn auch ziemlich harmlos.*

Die Assoziationen der Patientin führten zu der Tatsache, daß sie am Abend des Traumes ein Buch darüber »Wie man ohne Landwirtschaft auf dem Lande leben kann« gelesen hatte, das in demselben Stil verfaßt war. Sie konnte die Bedeutung der merkwürdigen Richtungen, in die der Traum drängte, zwar nicht ermessen, erinnerte sich aber daran, daß ich einige Monate zuvor ihrem Versuch, ihre Unfähigkeit auf sexuellem Gebiet als eine Folge von Unwissenheit zu verteidigen, entgegengehalten hatte, daß man einer Katze nicht erst erklären muß, wie ein Koitus vonstatten gehe.

Die Assoziationen, die hier von einem Tagesrest der Träumerin ausgehen, scheinen in diesem Beispiel auf den ersten Blick das Hauptelement des manifesten Traum Inhalts adäquat zu erklären. Nicht erklärt aber ist damit die Umwandlung von »Wie man ohne Landwirtschaft auf dem Lande leben kann« in »Wie man

mit einem Mann schläft«. Die eigene Deutung der Patientin war, sie müsse wohl den unbewußten Wunsch gehabt haben, ihre sexuellen Probleme mit Hilfe eines Buches lösen zu können, in dem eine Technik beschrieben ist, die sie instinktiv nie entwickelt habe. Hier wies sie aber selbst auf das Paradox hin, daß dieser Wunsch im Traum nicht erfüllt wird, sondern daß ihr lediglich absurde Anweisungen buchstäblich für das »Schlafen« mit einem Mann – nicht jedoch für den Geschlechtsverkehr – gegeben werden.

Eine mögliche Erklärung dafür kann man in einem meiner »Tagesreste« finden. An dem Abend, bevor die Patientin diesen Traum hatte, war ich mit anderen Psychoanalytikern auf einer Abendgesellschaft, wo eine lebhaft Diskussionsrunde über einen gewissen »modernen Pandit« der Philosophie geführt worden war. Wir hatten eine Menge Spaß auf Kosten dieses Mannes, und ich wies darauf hin, es liege durchaus im Bereich des Möglichen, daß dieser brillante, aber durch und durch humorlose Akademiker – bekannt für seine »Wie man . . .«-Bücher – bestimmt noch ein Buch darüber schreiben würde »Wie man mit einer Frau schläft«. Dann erzählte ich eine Episode, die etwa zwanzig Jahre zurücklag: Als College-Student im zweiten Jahr hatte ich an einem Kurs über Experimentelle Psychologie teilgenommen, der von diesem Mann gehalten wurde, und war da Opfer einer ungeheuren Demütigung geworden. Dieser Mann, damals ein junger aufstrebender Wissenschaftler, hatte für unsere Gruppe Labyrinth-Experimente vorbereitet; jeder Student mußte mit verbundenen Augen einen Stift durch ein verschlungenes System von Kanälen führen, die in einen Gipsblock eingegraben waren, mit dem Ziel, den Ausgang so schnell wie möglich zu erreichen. Der Weg dahin war auf raffinierte Weise mit verschiedenen irreführenden Abzweigungen und Sackgassen versehen, um ähnliche Bedingungen wie bei bestimmten Lernexperimenten mit Ratten herzustellen. Irgendwie kam ich bei meinem Block systematisch auf einen Irrweg, und als die anderen ihr Labyrinth längst erfolgreich durchlaufen hatten, war ich, schweißgebadet, immer noch dabei, mich zum Zielpunkt vorzutasten. Wie um mein Unbehagen noch zu vergrößern, blieb der Versuchsleiter hinter mir stehen und bemerkte mit gedämpfter Stimme, die jedoch durch den ganzen Übungsraum drang: »Un-

glaublich! Unglaublich! Wie kann ein Mensch nur eine so dumme Ratte sein!« Um die Gruppe nicht noch länger aufzuhalten, wurde ich schließlich von meiner Aufgabe erlöst; später aber rief mich dieser Mann zu sich und riet mir, das College demnächst still zu verlassen und nicht zu versuchen, ein Studium weiterzuführen, das offensichtlich über meine Fähigkeiten ginge. Ich erinnere mich lebhaft, daß ich von diesem Erlebnis so erschüttert war, daß es mehrere Tage dauerte, bis ich mein Selbstvertrauen wiedergewann. Die Fortsetzung der Geschichte ist ironischerweise die, daß dieser Dozent, der von der Entdeckung des Unbewußten zunächst fasziniert war, die psychoanalytische Lehre später aber im großen und ganzen verwarf, der Gruppe damals die Lektüre von Freuds Werken empfahl und mich so in die Psychoanalyse einführte. Ich folgte seiner Anregung und entwickelte prompt den Ehrgeiz, Psychoanalytiker zu werden.

Wir sind jetzt eher in der Lage, den Traum der Patientin zu verstehen. Die Interaktion zwischen mir, einer »dummen Ratte«, und meiner Patientin, einer »armen Katze«, könnte in Gang gekommen sein durch die Diskussion am Vorabend, bei der ich mich bemühte, meinem früheren Dozenten, dem heute berühmten Professor, eine seit zwanzig Jahren ausstehende Zeche heimzuzahlen. Meine höhnische Phantasie, der Professor könnte durchaus pedantisch genug sein, ein Buch darüber zu schreiben, »Wie man mit einer Frau schläft«, war offensichtlich von dem Bedürfnis beiseelt, der Abendgesellschaft ziemlich deutlich zu zeigen, daß ich vielleicht eine »dumme Ratte«, zweifellos jedoch ein besserer Kater sei als diese überintellektualisierte Vaterfigur sich je träumen ließe. Doch wie um aufzuräumen mit diesen Anmaßungen nimmt die Patientin schon bald die Gelegenheit wahr, sich zu beschweren: Wäre ich wirklich ein guter Kater, würde ich ihr auch bringen, eine gute Katze zu sein, und zwar auf eine weniger formale und pedantische Art und Weise als diese gefühlskalte, instruktive (»alberne und absurde, wenn auch ziemlich harmlose«) Methode, für die sie in ihrem Traum die Psychoanalyse hält. »Sie sind auch nicht besser als Ihr Professor mit seinen lächerlichen »Wie man . . .«-Büchern«, sagt sie mir damit.<sup>82</sup>

Die nächste Episode ist von einer sehr ähnlichen Dynamik. Ich erzähle sie nicht, weil auch in ihr zufällig Nagetiere eine Rolle spielen, sondern weil an diesem Fall besonders deutlich wird, was sich manchmal mit einem noch so kleinen Fragment eines Traumes anfangen läßt. »Alles, was ich noch weiß, ist, daß da etwas mit kleinen Tieren in einem Dachgeschoß oder in einer Mansarde war«, berichtete ein besonders wortkarger Patient, bevor er sich in sein gewohntes Schweigen zurückzog. Von mir ermutigt, brachte er folgende Assoziationen: ein Onkel, der von der Leiter gefallen war, als er versucht hatte, ein halbausgebautes, inzwischen feuergefährdetes Dachgeschoß herzurichten; ein Bekannter, den man mit einem Kaufvertrag für eine kostspielige Feuerchutzanlage übers Ohr gehauen hatte; eine Erzählung von Thomas Mann über einen Heiligen, der sich in ein Tier verwandelte und auf einer Insel lebte. Schweigen. Keine weitere spontane Äußerung. Wieder drängte ich, und nun gestand er Suizidgedanken ein (ungewöhnlich für ihn), die ihn während der letzten vierundzwanzig Stunden beschäftigt hatten. Er sei von keinerlei Nutzen für seine Familie, seine Freunde oder sonst irgend jemanden, erklärte er, und es sehe allmählich so aus, als sei er nur noch dazu da, seiner sterbenskranken Mutter zu essen zu geben, wenn das Hausmädchen seinen freien Abend habe. Er hatte das Gefühl, meine Zeit zu vergeuden. Der Patient war noch niemals so niedergeschlagen gewesen, seit er – wegen eines Zwölffingerdarmgeschwürs – die Therapie begonnen hatte.

Als dieser Traum erzählt wurde, war ich gerade selbst in meinen Gedanken und Gefühlen mit »kleinen Tieren in einem Dachgeschoß« beschäftigt. Als wir vor einiger Zeit in ein neues Haus gezogen waren, stellte ich mit Vergnügen fest, daß wir einen kleinen Bestand an Eichhörnchen übernommen hatten, die schnell lernten, mir aus der Hand zu fressen. Im Sommer und Herbst hatte ich so täglich Freude an meinen neuen Freunden, denen ich bald beigebracht hatte, in Erwartung ihrer Leckerbissen vor dem Fenster meines Arbeitszimmers Männchen zu machen. Kam der Winter, dann zog sich, wie es schien, das ganze Völkchen auf unseren Dachboden zurück, und Nacht für Nacht hörte man sie wie

närrisch über der Decke des Schlafzimmers hin- und herrasen. Mehr noch: Ich fand bald heraus, daß andere mysteriöse Geräusche, die wir hörten, wahrscheinlich durch die scharfen Zähne meiner Schützlinge verursacht wurden, die das Holzwerk annagten, aber auch die elektrischen Kabel und überhaupt alles, was ihr Interesse erweckte, so daß die Feuergefahr höchstwahrscheinlich entsprechend der Dauer ihres Aufenthaltes auf dem Speicher wachsen würde.

Nachdem meine Anfragen bei zwei Behörden ergebnislos verlaufen waren, mußte ich auf die einzige Schädlingsbekämpfungsstelle in der Stadt zurückgreifen, die bereit war, sich des Problems anzunehmen; ich beauftragte sie ohne weitere Fragen mit der Arbeit. Ich weiß nicht, was mich glauben ließ, daß irgendeine Methode nach Art des Rattenfängers von Hameln angewendet würde oder ein ähnlich schonendes Verfahren. Eine kurze Vorbesprechung mit dem Leiter des Trupps hatte jedenfalls in mir den angenehmen, wenn auch vagen Eindruck erweckt, daß seine Leute, ohne etwas Böses gegen die Tiere im Schilde zu führen, einfach Stink- oder Rauchbomben in den Speicher werfen und nach Vertreibung der gefährlich gewordenen Ansiedler lediglich noch alle Löcher unter der Dachrinne zustopfen würden, um ihre Rückkehr zu verhindern. Aber die Männer kamen – am Morgen des Tages, an dem der Patient seinen Traum erzählte – bewaffnet mit Gewehren, und sie begannen sofort, die Eichhörnchen von den Bäumen herunterzuschießen. Ich zuckte zusammen, versuchte aber, es mit ihren Augen zu sehen (»Nur so erwischen wir sie wirklich restlos«, meinten sie). Dann allerdings warf ich zufällig in dem Moment wieder einen Blick aus dem Fenster, als ein Schuß aus dem Gewehr des Mannschaftsführers ein weiteres Eichhörnchen von einem Baum herunterholte; voller Abscheu sah ich den Mann auf die Stelle zugehen, wo das angeschossene Tier in qualvollen Zuckungen am Boden lag, und es in aller Seelenruhe tottreten. Rasend vor Empörung stürzte ich aus dem Haus. »Sie wollten doch, daß sie ausgerottet werden, oder?« war alles, was er sagte. Ich schickte ihn und seine Leute fort.

In diesem Traum, so fragmentarisch er auch war, als er berichtet wurde, hat sich der Patient möglicherweise mit den Eichhörnchen identifiziert, die von mir zuerst gefüttert und dann versto-

ßen wurden. Das wird von ihm offensichtlich als eine Wiederholung dessen erfahren, was er mit den Händen – oder besser: der Brust – seiner Mutter, einer egozentrischen und ausgesprochen oral orientierten Frau, erlebt hat; diese Person nun »füttern« zu müssen, widerstrebt dem Patienten gewiß. Die Mutter war schon jahrelang bettlägrig, ihr Gesundheitszustand hatte sich laufend verschlechtert, und man rechnete seit einiger Zeit mit ihrem Ableben. Seine Suizidgedanken, so sagte ich ihm in der Analysestunde, wiesen auf eine ambivalente Identifikation mit ihr hin und bedeuteten zugleich eine Möglichkeit, ihr an einen Ort zu folgen, wo sie ihn nicht mehr los würde, während er unbewußt vielleicht Angst hatte, ich wollte ihn loswerden, nachdem er mittels Psi von der »Verstoßung« der Eichhörchen erfahren hatte, einer Wiederholung seiner frühkindlichen Verstoßung. Andererseits ist der Traum, als ein Mittel verstanden, symbolisch alle Barrieren zwischen ihm und seiner Mutter zu überwinden, das lebendige Gegenstück zu den Selbstmordphantasien des Vortags. Damit zeigt er seiner Mutter (und mir): »Nichts kann uns trennen. Ich folge dir, wo auch immer du hingehst.«

Nachdem ich die Schädlingsbekämpfer unschädlich gemacht hatte, wurde mir klar, daß meine Reaktion auf ihre brutal-realistische Einstellung zu ihrer Tätigkeit im Grunde genommen eine phallische Qualität besaß. (Eine bessere Darstellung einer Kastration als ein zu Tode getretenes Eichhörchen kann man sich kaum vorstellen.) Sobald die darin enthaltene latente Entsprechung klar wurde, gab mir der Bezug zu dem Patiententraum und dessen Hintergrund zu denken. Ich fragte mich, ob meine Empörung bei der Vernichtungsaktion nicht erheblich dadurch mitbedingt sein mochte, daß ich die »kleinen Tiere« als eine Art Pflegekinder betrachtete hatte, und ob meine unbewußte Identifikation mit ihnen nicht, wie bei meinem Patienten, auf dieser Basis stattgefunden hatte. Hollós hat wiederholt das Wiederauftauchen eigener verdrängter Inhalte in vermutlich telepathischen Träumen seiner Patienten festgestellt.

Wir kommen nun zu komplexeren Traumstrukturen (nebenbei auch zu größeren Tieren), und zwar anhand eines sehr ausführlichen Patiententraumes, der mit einem Traum von mir auf irgendeine psi-bedingte Art und Weise eng verbunden ist:

Ich war mit Ihnen [Dr. Eisenbud] in Ihrem Haus. Es war keine reguläre Analysestunde, sondern vielmehr etwas Besonderes, so als wenn es beispielsweise an einem Abend oder einem Sonntag gewesen wäre. Ich lag auch nicht auf der Couch, sondern saß Ihnen auf einem Stuhl gegenüber . . . Sie waren liebenswürdig, freundlich, hilfsbereit, herzlich und sogar zärtlich zu mir . . . Ich hatte den Hühnerhund bei mir, den mein verstorbener Vater früher besaß. Sie bemerkten, wie gut erzogen er doch sei. Ich sagte, daß der Hund »Sonny Boy« hieß und fragte Sie: »Ist das nicht ein lächerlicher Name für einen Hund?« Dann kam Ihre Familie ins Zimmer. Mir fiel Ihr Sohn, ein Teenager, auf. Er war ein höflicher, selbstbewußter und selbstsicherer, aber doch bescheidener Bursche, etwa einen Meter achtzig groß. Er hieß Jake, und ich freute mich, den Namen eines Ihrer Kinder zu erfahren, die ich ja nicht kenne. Mein Eindruck war, daß es ein sehr passender, männlicher Name sei . . . ein Name ohne falschen Schein, echt und wahr. Er eignete sich gut für Ihren Sohn, weil er Ihrem Namen, Jule, ähnlich war und gleichzeitig eine Verbesserung bedeutete.

Dann wechselte die Szene, und ich war auf einem Fahrrad zu dem Haus meiner Kindheit unterwegs, mit dem Hund »Sonny Boy«. Ich fühlte mich sehr glücklich und war überrascht über die Kraft und Geschwindigkeit des Rades. Dann, als ich in die Nähe unseres Hauses kam, ergriff mich Angst, denn mehrere Häuser des Blocks standen in Flammen, darunter ganz sicher auch das unsrige. Ich wollte unbedingt hinein, um meine Kleidungsstücke und ein paar Familienwertsachen zu retten. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß vielleicht auch mein Vater im Haus sei . . . Ich wachte in panischem Schrecken auf.

ßen wurden. Das wird von ihm offensichtlich als eine Wiederholung dessen erfahren, was er mit den Händen – oder besser: der Brust – seiner Mutter, einer egozentrischen und ausgesprochen oral orientierten Frau, erlebt hat; diese Person nun »füttern« zu müssen, widerstrebt dem Patienten gewiß. Die Mutter war schon jahrelang bettlägrig, ihr Gesundheitszustand hatte sich laufend verschlechtert, und man rechnete seit einiger Zeit mit ihrem Ableben. Seine Suizidgedanken, so sagte ich ihm in der Analysestunde, wiesen auf eine ambivalente Identifikation mit ihr hin und bedeuteten zugleich eine Möglichkeit, ihr an einen Ort zu folgen, wo sie ihn nicht mehr los würde, während er unbewußt vielleicht Angst hatte, ich wollte ihn loswerden, nachdem er mittels Psi von der »Verstoßung« der Eichhörnchen erfahren hatte, einer Wiederholung seiner frühkindlichen Verstoßung. Andererseits ist der Traum, als ein Mittel verstanden, symbolisch alle Barrieren zwischen ihm und seiner Mutter zu überwinden, das lebendige Gegenstück zu den Selbstmordphantasien des Vortags. Damit zeigt er seiner Mutter (und mir): »Nichts kann uns trennen. Ich folge dir, wo auch immer du hingehst.«

Nachdem ich die Schädlingsbekämpfer unschädlich gemacht hatte, wurde mir klar, daß meine Reaktion auf ihre brutal-realistische Einstellung zu ihrer Tätigkeit im Grunde genommen eine phallische Qualität besaß. (Eine bessere Darstellung einer Kastration als ein zu Tode getretenes Eichhörnchen kann man sich kaum vorstellen.) Sobald die darin enthaltene latente Entsprechung klar wurde, gab mir der Bezug zu dem Patiententraum und dessen Hintergrund zu denken. Ich fragte mich, ob meine Empörung bei der Vernichtungsaktion nicht erheblich dadurch mitbedingt sein mochte, daß ich die »kleinen Tiere« als eine Art Pflegekinder betrachtet hatte, und ob meine unbewußte Identifikation mit ihnen nicht, wie bei meinem Patienten, auf dieser Basis stattgefunden hatte. Hollós hat wiederholt das Wiederauftauchen eigener verdrängter Inhalte in vermutlich telepathischen Träumen seiner Patienten festgestellt.

Wir kommen nun zu komplexeren Traumstrukturen (nebenbei auch zu größeren Tieren), und zwar anhand eines sehr ausführlichen Patiententraumes, der mit einem Traum von mir auf irgendeine psi-bedingte Art und Weise eng verbunden ist:

Ich war mit Ihnen [Dr. Eisenbud] in Ihrem Haus. Es war keine reguläre Analysestunde, sondern vielmehr etwas Besonderes, so als wenn es beispielsweise an einem Abend oder einem Sonntag gewesen wäre. Ich lag auch nicht auf der Couch, sondern saß Ihnen auf einem Stuhl gegenüber . . . Sie waren liebenswürdig, freundlich, hilfsbereit, herzlich und sogar zärtlich zu mir . . . Ich hatte den Hühnerhund bei mir, den mein verstorbener Vater früher besaß. Sie bemerkten, wie gut erzogen er doch sei. Ich sagte, daß der Hund »Sonny Boy« hieß und fragte Sie: »Ist das nicht ein lächerlicher Name für einen Hund?« Dann kam Ihre Familie ins Zimmer. Mir fiel Ihr Sohn, ein Teenager, auf. Er war ein höflicher, selbstbewußter und selbstsicherer, aber doch bescheidener Bursche, etwa einen Meter achtzig groß. Er hieß Jake, und ich freute mich, den Namen eines Ihrer Kinder zu erfahren, die ich ja nicht kenne. Mein Eindruck war, daß es ein sehr passender, männlicher Name sei . . ., ein Name ohne falschen Schein, echt und wahr. Er eignete sich gut für Ihren Sohn, weil er Ihrem Namen, Jule, ähnlich war und gleichzeitig eine Verbesserung bedeutete. Dann wechselte die Szene, und ich war auf einem Fahrrad zu dem Haus meiner Kindheit unterwegs, mit dem Hund »Sonny Boy«. Ich fühlte mich sehr glücklich und war überrascht über die Kraft und Geschwindigkeit des Rades. Dann, als ich in die Nähe unseres Hauses kam, ergriff mich Angst, denn mehrere Häuser des Blocks standen in Flammen, darunter ganz sicher auch das unsrige. Ich wollte unbedingt hinein, um meine Kleidungsstücke und ein paar Familienwertsachen zu retten. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß vielleicht auch mein Vater im Haus sei . . . Ich wachte in panischem Schrecken auf.



Was mir sofort auffiel, war das Gewicht, das mein Patient in seinem Traum auf Namen legte, vor allem auf den »echten und wahren männlichen« Namen »Jake«, den er meinem Sohn gegeben hatte. Am selben Tag war ich damit beschäftigt gewesen, eine komplexe Serie von Psi-Träumen und -Assoziationen aufzuarbeiten, die schon über zehn Jahre lief und etwa ein halbes Dutzend Patienten umfaßte. Meine eigene Rolle in dieser eigenartigen und anscheinend nicht enden wollenden Serie kreiste offensichtlich um eine andauernd wechselnde unbewußte Identifikation mit verschiedenen Varianten meines Namens – zum Beispiel Jules statt Jule – sowie um die Polaritäten männlich/weiblich, androgene/östrogene Anteile und andere hintergründige Dinge, die alle in spezifischer Weise in das Patientenmaterial verwoben waren.

Aber wie ich es auch drehte und wendete, es gelang mir anscheinend nicht, diese äußerst subtilen und vielgestaltigen Einzelheiten in eine befriedigende Form erläuternder Darstellung zu bringen, ohne verschleiernde Veränderungen hinnehmen zu müssen, die, wie mir schien, den Wert des Ganzen letztlich zerstörten. Für mich war diese Art der Ambivalenz meinerseits gegenüber psi-bedingtem Material nichts Neues, und ich wußte sie als Hinweis darauf zu deuten, daß in den Daten etwas besonders Wichtiges, aber bisher verdrängt Gebliebenes schlummerte. Jedenfalls war ich an dem Tag, an dem der Patient mir seinen Traum erzählte, angesichts der Schwierigkeit dieser Auswertung so entmutigt, daß ich die gesamten Unterlagen fast dem Papierkorb übergeben hätte. Ich hatte allerdings nicht mit diesem Patienten gerechnet, der nun mit einem Traum daherkam, in dem er mir in einem Schwall unaufrichtiger Schmeicheleien als Vervollkommnung meines Namens die Version »Jake« anbietet. Ich kam mir in dieser Situation langsam wie ein australischer Buschmann vor, der versucht, seinen Bumerang loszuwerden.

Der Patient hatte in seinem Traum die analytische Situation in eine private umgewandelt, an sich nichts Bemerkenswertes, wenn wir bedenken, daß derlei Phantasien in der Analyse häufig entwickelt werden. Außergewöhnlich ist nur, daß der Traum – für den Patienten der erste dieser Art in mehr als zwei Jahren Analyse – mit einem Stück Wirklichkeit übereinstimmte, das seinerseits offensichtliche Entsprechungen zu seiner Phantasie aufwies. Am

Abend des Traumes hatte mich ein Bekannter des Patienten zu Hause aufgesucht (was dieser nicht wußte) und mit mir stundenlang bestimmte persönliche Probleme besprochen, die ihm aus einer bevorstehenden wichtigen Entscheidung über seinen weiteren Lebens- und Berufsweg erwachsen würden. Sowohl ihm als auch seiner Frau war aufgefallen, wie müde ich aussah, als sie sich schließlich verabschiedeten, und sie meinten, sie hätten mich wohl zu sehr strapaziert; tatsächlich fühlte ich mich trotz meiner Sympathie für diese Leute irgendwie überbeansprucht und von ihnen in eine Rolle gedrängt, die ich nur zu gerne um sechs Uhr abends ablege. In seinem Traum scheint sich mein Patient zu der Frage durchgerungen zu haben: »Warum kommt all diese »private« Therapie eigentlich nicht *mir* zugute?«

Das Hauptproblem dieses Patienten bestand in der »Zweigliedrigkeit« seiner sexuellen Neigungen, und eine der drängendsten Fragen für ihn war, ob und wie sehr seine weiblichen Tendenzen in Erscheinung treten. Sein Vater hatte sich ein Mädchen gewünscht und ihn nachher ganz bewußt wie ein solches behandelt; so hatte er ihm beispielsweise nie erlaubt, radzufahren oder gar ein Fahrrad zu besitzen. Abgesehen von diesen Bezügen war mir jedoch nicht klar, warum er ausgerechnet jetzt vom Radfahren träumen mußte. Er selbst meinte, es habe vielleicht mit seinem bevorstehenden fünfundzwanzigsten Geburtstag zu tun. Diesen sah er als einen Meilenstein an, von dem er hoffte, daß er auf magische Weise einen Bruch mit seinen hartnäckigen Konflikten markieren würde. Vielleicht glaubte er, mit Hilfe der Analyse seine neurotischen Identifikationen mitsamt seiner feminin-devoten Haltung gegenüber Vaterfiguren über Bord werfen zu können (im Traum bemerke ich, wie gut erzogen »Sonny Boy«, der Hund seines Vaters, doch sei), um dann die männlichen Rechte und Privilegien zu erobern, die ihm in seiner Kindheit verweigert worden waren (im Traum das Fahrrad). Die Rettung der Familienwertsachen erinnerte ihn an einen Witz, in dem die Hoden des Vaters »Familienjuwelen« genannt wurden.

Ich sollte zu dem Auftauchen eines Hundes in seinem Traum nicht unerwähnt lassen, daß ich am Vorabend mit meinen Gästen auch über meinen Hund, das heißt den Hund der Familie, namens »Junior«, gesprochen hatte, wovon der Patient ebenfalls nichts

wissen konnte; Junior mochte ihm allerdings dann und wann über den Weg gelaufen sein, wenn die Sitzungen bei mir zu Hause stattgefunden hatten. Worüber ich mich an jenem Abend ausließ, war jedoch nicht ein *guterzogener* Hund, sondern genau das Gegenteil. Als kleiner Hund hatte Junior eine schwere Hepatitis und danach eine ausgeprägte Enzephalitis durchgemacht und einige typische postenzephalitische Symptome entwickelt, darunter einen Parkinson-Tremor in den Vorderpfoten. Da er seine Gefühle kaum unter Kontrolle hat, kam es vor, daß er dann und wann ein Familienmitglied anfiel; überhaupt ist er ein extrem impulsives und reizbares, nicht erziehbares Tier, zugleich aber doch liebenswert und – auf seine Art – liebevoll, so daß keiner von uns daran denken mag, sich von ihm zu trennen, so oft uns auch nahegelegt wird, ihn auf humane Weise »beseitigen« zu lassen. Jeder Tierarzt, zu dem wir ihn gebracht haben, hat angesichts unserer Hartnäckigkeit die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und der jetzige sagte kürzlich zu meiner Frau: »Sie haben keinen verrückten Hund, Madame – Sie haben eine verrückte Familie.« In der Tat betrachten wir dieses behinderte Mitglied unseres Haushalts (zu allem Überfluß leidet er auch noch an starkem Asthma) nicht nur als jemanden, der gleich uns unveräußerliche Familienrechte besitzt, sondern hängen um so mehr an ihm, als – so vermute ich – ein jeder von uns eine kleine Identifikation mit seiner vielgestaltigen Verdrehtheit nährt. Zweifellos ist es genau diese meine Schwäche, meine uneingestandene »Psychopathie«, mit der mein Patient rechnet, wenn er versucht, mich für seine Infantilismen zu gewinnen, indem er den guterzogenen »Sonny Boy« seines Vaters – der offensichtlich für ihn selbst steht – in diese »besondere« Sitzung außerhalb meiner Praxiszeiten mitbringt. Der verborgene Wunsch hinter seinen braven Gedanken zum fünfundzwanzigsten Geburtstag ist deshalb, seine »zweigleisige« Sexualität nicht aufgeben zu müssen, sondern beibehalten zu dürfen, und er wünscht sich, daß ich ihn mit derselben liebevollen Nachsicht behandle wie meinen verdrehten und unerziehbaren Hund. Seine rhetorische Frage im Traum – »Ist das nicht ein lächerlicher Name für einen Hund?« – assoziierte er mit Freunden, die ihrer Tochter einen affektierten Jungennamen gegeben hatten; man kann der Frage daraufhin die Bedeutung ge-

ben: »Was nützt es, wenn man versucht, mit einem Namen aus einer Tochter einen Sohn, aus einem Mädchen einen Jungen zu machen?«

Auf diesen Punkt kommen wir später noch zurück; jetzt möchte ich auf die, wie ich glaube, wichtigste Ursache für das Fahrrad-Element im Traum des Patienten eingehen: einen Traum von mir, den ich in derselben Nacht hatte:

Ich fahre ein hellblaues Fahrrad (die Farbe ist sehr auffällig), auf dessen Lenkstange der Name JAGUAR prangt, und es scheint, als sei das Fahrrad tatsächlich mein Auto, das von gleicher Marke und Farbe ist. Ich werde weggejagt, als ich versuche, das Rad auf einer Art Vorhof eines luxuriösen Appartementhauses zu parken, das eine Messingtür hat und besondere Abstellflächen für die zweirädrigen Fahrzeuge der Hausbewohner. Neidisch schaue ich auf die elegant angezogenen Vertreter der »oberen Zehntausend«, die dort mit ihren protzig aufgemachten Motorrädern sichtlich angeben, und bin bekümmert, daß sie der besonderen Qualität meines »Jag« nicht die Beachtung schenken, die ihm gebührt.

Ich nehme an, daß in dem Patiententraum das Element des Fahrrads entscheidend durch meinen Traum (oder das, was ihn ausgelöst hat) bestimmt ist und nicht umgekehrt (obwohl man sich vorstellen könnte, daß ein Vorgang in umgekehrter Richtung irgendwie mitbeteiligt gewesen sein muß), und zwar deshalb, weil ich – von den Tagesresten her gesehen – begründeteren Anspruch auf dieses Traumelement des Radfahrens habe als der Patient. Einige Tage vor dem Traum hatte ich bei einem Fernsehprogramm mitgewirkt, in dessen Werbeteil besondere, gleichsam personifizierte Namensschilder für Fahrräder gezeigt wurden, die man als Reklame für ein neues Getreidefrühstück bekommen und an der Lenkstange anbringen konnte, genau wie den Namen JAGUAR in meinem Traum. Die Verbindung zwischen dieser Sendung (die der Patient nicht gesehen hatte, wie er versicherte) und meinem Traum ergibt sich aus zwei Tatsachen: Einmal hatte ich mich am Tage des Traumes an eine New Yorker Firma gewandt, um ein Markenschild ersetzen zu lassen, das ich unlängst von

einem der Räder meines »Jag« verloren hatte (so wird der Wagen in der Familie genannt); dann, wie schon erwähnt, hatten mich Namen – besonders Varianten meines eigenen – an jenem Tage wieder einmal in einem Maße beschäftigt, das sehr wohl zu einer symbolischen Verarbeitung in Form eines Fahrrades geführt haben könnte. (Später hörte ich, daß es tatsächlich ein Fahrrad der Marke »Jaguar« gibt.)

In meinem Traum schein ich diese Zusammenhänge zu benützen, um mich zu vergewissern, daß Namen und das, wofür sie stehen (das Ding, das zwischen meinen Beinen ist wie ein Fahrrad; hellblau muß – wie bei manchen Geburtsanzeigen – einen »Jungen« bezeichnen), daß dies alles so leicht ausgetauscht oder ersetzt werden kann, wie man ein verlorengegangenes Markenschild für ein Autorad wiederbekommt oder ein Schild für sein Fahrrad anfordern kann, wie im Werbefernsehen mitgeteilt, oder auf irgendeine ähnliche schmerzlose Art und Weise.

Aber dieser Traum enthält offensichtlich noch mehr; im Mittelpunkt steht eher die magische Bedeutung von »Jaguar« als Symbol von Status und Ansehen, die mir im Traum in demütigender Weise abgesprochen werden. Genau an diesem Punkt nun kommt das »Jake« des Patiententraumes ins Spiel.

Wie schon erwähnt, hat das Thema »Namen« in den jüngsten Erlebnissen des Patienten eine gewisse Rolle gespielt, ausgelöst durch den Mißklang des Jungennamens, den seine Freunde gerade ihrer Tochter gegeben hatten. Der Name »Jake« jedoch blieb so lange ein Rätsel, bis ich meine eigenen Erlebnisse mit einbezog. Am Tag dieses Traumes war ein Mann namens Jack in meiner Sprechstunde, der sexuelle Probleme hatte. Ich hatte Grund zu der Vermutung, daß »Jack« ehemals »Jacob« hieß und daß seine sexuellen Schwierigkeiten wie auch diese Namensänderung auf ein und dasselbe Kernproblem zurückzuführen seien. Die Verbindung, die in dem Traum zu meinem Sohn hergestellt wird, kam nun aber nicht allein aufgrund des Namens zustande, sondern auch durch mein großes Interesse an dem, was »Jack« mir über seine Wachstumsstörungen erzählt hatte. Obwohl als Kind außergewöhnlich klein, war er nun über einen Meter achtzig; das gab mir Hoffnung hinsichtlich meines Sohnes, der meine phallischen Erwartungen enttäuschte, weil er noch nicht so groß war,

wie ich gewünscht hätte. Jedenfalls muß sich in dieser Nacht ein bestimmter Aspekt meines »männlich-weiblich-Konflikts« mit meinem Nachsinnen über Jack, geborene Jake, in den latenten Inhalten meines eigenen Traumes und dem des Patienten verbunden haben. Die verborgene Gleichung, die nun auftaucht, lautet: Jack – »Jag« – Jake. Dabei muß ich gestehen, daß mein »Jag« genauso erschwindelt ist wie der »Jack«, mit dem ich zu tun hatte. Zum einen habe ich den Wagen, der seiner klassischen Form wegen in der ganzen Stadt bewundert wird, aus zweiter Hand gekauft und so gar kein Anrecht auf das halbe Dutzend Goldmedaillen von verschiedenen Ausstellungen, die sein schönes Kirschholz-Armaturenbrett schmücken (ganz zu schweigen von den vielen anderen Trophäen, die ich mit ihm übernommen habe). Zum anderen macht es mir einen diebischen Spaß, daß dieses zehn Jahre alte Modell, eine echte Rarität, auf den ersten Blick oft als der viel teurere und vornehmere Bentley, der »Rolls-Royce des kleinen Mannes«, durchgeht. Kurz: Er repräsentiert eine gewisse Tendenz zur Prahlerei von mir – Rest eines starken Körpernarzißmus und eines ausgeprägten phallischen Exhibitionismus, die zu unterdrücken ich mich stets bemühe, oft nur zu erfolgreich und damit gegen meine eigentlichen Interessen und auf Kosten der Lebensfreude. (So hatte ich z. B. während der sieben »mageren Jahre« vor Anschaffung des Jaguar in einem Anflug von Bescheidenheit darauf bestanden, einen der billigeren, in Farbe und Form langweiligen Wagen zu fahren; so daß meine Freunde alle fanden, er sei meinem Status nicht angemessen.) In meinem Traum scheint jedenfalls niemand von dem eleganten Fahrzeug Notiz zu nehmen, für das ich soviel Aufmerksamkeit beanspruchen möchte. »Du und dein »Jag«, scheint mir gesagt zu werden, »ihr seid genauso unecht wie dieser »Jack« (geborene Jake), dem du dich heute nachmittag so überlegen gefühlt hast.« Mein Patient lieferte dazu als Variante seiner eigenen ödipalen Irrungen und Wirkungen den Refrain: »Jag, geborene Jake, hm? Jules, Jag, Jake – wo ist da der Unterschied? Was zählt, ist ein Name, der echt und wahr und männlich ist.«

Nun kommt etwas fast Unglaubliches. Zunächst aber muß ich noch einen merkwürdigen Sachverhalt erwähnen, auf den ich durch die Assoziationen meines alten Patienten zu »Sonny Boy«

aufmerksam wurde. Er erinnerte sich an den gleichnamigen alten Song von Jolson und an die pathetischen Gefühle, die dieser nach wie vor in ihm aufrührte. Von einem anderen Patienten – einer Frau, die ihren Namen Rabinowitz in Robb geändert hatte – erfuhr ich, daß Jolsons Film *Jazz Singer* nach langer Zeit wieder einmal in der Stadt gezeigt wurde und daß in diesem Film, den weder mein »Fahrrad-Patient« noch ich je gesehen hatte, Jolson die Rolle eines abtrünnigen Juden spielt, der seinen Namen von Jacob Rabinowitz in Jack Robin ändert. Der Name, den die Freunde des Patienten gerade ihrer kleinen Tochter gegeben hatten und den er so »lächerlich« fand, war *Robin Adair*. Es fragt sich somit, ob dieser Teil des Traumes nicht als ein allgemeiner Schlagabtausch gedeutet werden kann, in dessen Verlauf der Patient außer der hinterlistigen Kritik an mir auch gegen seine ihm unbekanntes Couchgenossin und seine Freunde ausgeholt hat. »Jeder kann den Namen »Robin« annehmen«, könnte man ihn sagen hören, während er sich für den Volltreffer rüstet, »ein Mädchen oder sogar (und das gilt auch für Dr. Eisenbuds feine Patientin!) ein Jude, dessen wirklicher Name Rabinowitz ist, und zwar Jacob Rabinowitz, also nicht Jack.«

So unglaublich es klingen mag – erst jetzt, nach mehr als zehnjähriger, nicht gerade kontinuierlicher und unbelasteter Beschäftigung mit dieser »Jules/Jule-Episode« fiel mir wieder ein, daß Jule gar nicht mein ursprünglicher Name ist. Als mir beim Verlassen des College eine Kopie meiner Geburtsurkunde ausgehändigt wurde, entdeckte ich zu meiner Überraschung, daß mein richtiger Name Judah lautet. Meine Eltern, nicht weniger überrascht, konnten nur vermuten, daß ein Mißverständnis zwischen ihnen und dem Arzt, der die Entbindung durchgeführt hatte, dafür verantwortlich sei. Der Arzt (zufällig ein Onkel, der nebenan wohnte) hatte gefragt, welchen Namen er aufschreiben sollte, und sie hatten ihm wohl ganz beiläufig, wie zum Spaß, den jiddischen Namen »Yudel« genannt, dessen anglicisierte Form, Judah, er dann wohl allen Ersten in die Geburtsurkunde eintragen ließ. Der einzige Name aber, mit dem ich während meiner Kindheit angeredet wurde, war Julius, nie Judah oder Yudel. »Julius« mißfiel mir, weil er nicht so unaufdringlich üblich war wie das »Tom«, »Dick« oder »Harry« meiner in dieser Hinsicht glückli-

cheren Freunde, und ich trauerte diesem Namen nicht nach, als man gegen Ende meiner Schulzeit allgemein dazu überging, mich Jule zu nennen. Als es später nötig wurde, Namen für meine eigenen Kinder auszuwählen, hatte ich Judah und sogar Julius vollständig vergessen, und wenn ich dann nach einem Namen mit »J« suchte – ganz wie nach einem bestimmten Namen, der mir auf der Zunge lag, momentan aber entfallen war –, kam es mir nie in den Sinn, daß ich vielleicht versucht haben könnte, eine verlorengegangene Verbindung wiederherzustellen oder vielleicht auch zu verdunkeln. (Ich weiß auch nicht, wie es mir gelungen ist, meine Frau dazu zu bringen, bei all dem zu meiner Komplizin zu werden.) Unser erstes Kind, heute erwachsen, wurde Joanna genannt, dann kam John, ein Name, den ich mir für mich selbst gewünscht hätte (allerdings nicht anstelle von Judah, da dieser Name für mich nie wirklich existiert hatte, aber anstatt Jule). Der Name unseres dritten Kindes, Eric, wich von dieser Tradition ab, dann aber kam Junior (»was für ein lächerlicher Name für einen Hund!«) und zum Schluß, scheinbar zufällig, »Jag«, mein Stolz und meine Freude.

Es scheint, als sei »Judah« flüchtig aus der dreißigjährigen Verdrängung »aufgetaucht« (so muß ich es trotz der offenbar zufälligen Umstände der »Wiederentdeckung« bezeichnen), um dann, wenn nicht erneut verdrängt, so doch ins Vorbewußte verbannt zu werden. (Ich fühle mich unwillkürlich an den Geständnisdrang von Verbrechern erinnert, die ständig ihren Namen geändert haben, es aber plötzlich nicht mehr ertragen können, wie ihr ursprüngliches »Selbst« dadurch allmählich vollständig ausgelöscht wird.)

Judahs »Geist« muß in all diesen Jahren des öfteren auf den Festungsmauern meines Innenlebens erschienen sein. Jetzt, da ich mir der tieferen Bedeutung meines Namenskonflikts langsam bewußt werde, tritt er wieder in Erscheinung, aber nicht, um mich zu entlarven, sondern um mich zu meinen Ursprüngen zurückzuleiten und mir zu helfen, ein Teilstück meiner Identität wiederzufinden, das vor vielen Jahren unter einem neurotischen »Inkognito« begraben wurde. Schon in den Wochen vor diesen Träumen muß ich mich unbewußt zu diesen Anfängen vorgetastet haben, denke ich an mein intensives Studium der jüdischen Geschichte,

Philosophie und Mystik während jener Zeit. Aufgrund dieser Aufarbeitung der »Jules/Jule-Episode«, die mir wiederholt aus psi-bedingtem Material entgegentrat, würde ich jedenfalls, wenn es möglich wäre, »Judah« bereitwillig akzeptieren, diesen »passenden, männlichen Namen ohne falschen Schein«, wie ihn mein Patient in seinem ergiebigen und aufschlußreichen Traum charakterisiert hat.

5

Der Traum ist in seinem tiefsten Grund magisch – so magisch wie die Zeichen und Bilder an Höhlenwänden. Deutliche Spuren dieser Zeichen-Magie finden sich noch in vielen, wenn nicht sogar in den meisten Träumen, eine Erinnerung an unser archaisches Erbe. Als im Zuge des menschlichen Fortschreitens zu der höchst symbolhaften Sphäre heutigen Denkens und moderner Technologie »Wörter« an die Stelle von »Dingen« traten, wurden allmählich auch in der Magie Dinge durch Wörter ersetzt, ein wichtiger Fortschritt in der Geschichte dieser dunklen, reizvollen Kunst.

Wir haben tatsächlich Grund zu der Annahme, daß die Anfänge einer Handhabung der Begriffe, die sich dann zu hochdifferenziertem abstraktem Denken entwickelte, in Zusammenhang mit den Manipulationen von Wörtern und ihren Elementen zu rein magischen Zwecken zu sehen ist.

Die Folge »Jack-Jag-Jake« in den latenten Gedanken des eben dargestellten Traums ist kein besonders gutes Beispiel für die tieferen magischen Bedeutungen, die anagrammatische Prozesse in Träumen enthalten können. Ein besseres Beispiel war der Amanda-Stetson-Traum im ersten Kapitel. Ich möchte jedoch noch einige weitere Fälle dieser Art erläutern, denn solche anagrammatischen Prozesse stellen häufig einen wichtigen Teil der »magischen Eigenschaften« von Träumen dar; schon der große Talmud-Gelehrte des 12. Jahrhunderts, Moses Maimonides, wußte darum und gab glänzende Beispiele anagrammatischer Strukturen in den Träumen der Propheten.

Eine Patientin erinnerte sich nur noch an die Fragmente eines Traumes, in dem jemand ihr sagte: »Onkel Wanja [uncle Van-

ya] ist tot«, und dann »etwas Undeutliches über eine Muschel [clam]), die sich in eine Auster [oyster] verwandelte«.

Ihre Assoziationen führten zu ihrem Bruder Denys und ihrer Freundin Chloe und zu Todeswünschen, die sich gegen beide richteten, vermischt mit Kastrationsphantasien. Das Thema »Tod und Auferstehung« (oder »Kastration und Wiederherstellung«), das uns schon aus dem Amanda-Stetson-Traum bekannt ist, läßt sich in folgendem Anagramm darstellen:

	unCLe	vaNYa	(ist tot)
Bruder		deNYS	
	CLam	oYSter	
	ChL	OE	(OY und OE klingen ähnlich)

Der »Onkel Wanja« des Traumes umfaßt sowohl den Bruder Denys als auch die Freundin Chloe und stellt zugleich die notwendige Verneinung der Todeswünsche gegen beide dar: Es sind ja nicht Denys und Chloe, die gestorben sind, sondern Onkel Wanja – das heißt, in Wirklichkeit ist gar nichts geschehen, denn alles ist ein Spiel (Tschechows Bühnenstück *Onkel Wanja*).

Eine der Assoziationen der Patientin zu dem Traum (über »Denys« und »Wanja«) war »Kenya«, das sie fälschlicherweise für eine Brutstätte von Voodoo-Zauber und Schwarzer Magie hielt. Am Morgen nach ihrem Traum gestaltete sie ein Kryptogramm, dessen Auflösung sie niederschrieb und mir gab: »Karma, Vergeltung für vergangene Taten in der Lehre von der Seelenwanderung oder Wiedergeburt.« Zusammen mit der Verwandlung von »Muschel« in »Auster«, einem im Grunde sexuellen Vorgang, entspricht die Kette »Karma-Kenya-Vanya« den vermutlichen latenten Traumgedanken.

6

Im nächsten Beispiel ist ebenfalls ein anagrammatischer Traum mit Anspielungen auf bestimmte angstkontrollierende Elemente verbunden (Bücher, Schauspiele), die ja in mutmaßlich psi-bedingten Träumen häufig auftauchen. Freund Sorell berichtet:

*Eine junge Bekannte namens Pauline gibt mir ein Buch zu lesen: ich vermute, daß sie es selbst geschrieben hat und freue mich darüber . . . Ich lese das Buch, Seite für Seite, und finde es gut. Allerdings hat es einen Anflug von Banalität, besonders auf den linken Seiten, woran sich zeigt, daß die Schreiberin noch nicht ganz erwachsen ist. Zu Beginn eines jeden Kapitels stehen Namenslisten, etwa so:*

Hanse	Jeudel	Sorell
Hasdle	Julad	Sorell
Hänsle	etc.	Sorell

Am Tag nach diesem Traum traf Sorell zufällig Pauline, die ihn mit den Worten begrüßte: »Ich habe gerade ein Stück für Kinder geschrieben«, um damit zu erklären, warum sie eine Reiseschreibmaschine bei sich trug. Sorell versicherte mir, daß er keinen Grund hatte, bei Pauline literarische Neigungen zu vermuten, und jedenfalls ganz sicher nicht wußte, daß sie am Abend seines Traumes gerade mit dem Schreiben eines Stücks beschäftigt war.

Die Entsprechung zwischen dem Traum meines Freundes und der Tatsache, daß Pauline an dem betreffenden Abend wirklich ein »Stück für Kinder« geschrieben hatte, wird besonders bedeutsam durch die mutmaßlichen latenten Traumgedanken, auf die die anagrammatische Namenskomposition im manifesten Trauminhalt deutlich hinweist. Hier werden Hans (ein anderer Freund) und Jule auseinandergenommen und wieder zusammengefügt, während Sorell, dessen Leben dauernd durch wechselnde Dreierkonstellationen bedroht ist, unverehrt und unverändert bleibt. Wieder einmal begegnen wir den Elementen einer doppelten Projektion: »Nicht ich habe mich dieser mörderischen (und anderer, noch versteckterer) Wünsche schuldig gemacht, sondern Pauline, und auch sie nur in einem »Kinderspiel.« In diesem Traum hat der angstgetriebene Träumer die Zukunft in Händen, und er liest in ihr ohne Hast. Es gibt nichts in dieser Situation, das ihm unerträgliche Angst bereiten könnte – er braucht ja nur umzublättern, um zu sehen, wie es weitergeht.

Außerdem scheint die dargebotene Namensliste doppeldeutig – entweder eine Deklination (d. h. »Ablehnung«) oder eine Konju-

gation (d. h. »Verbindung«, »Vereinigung«) – zu sein, tatsächlich aber beides. In dem ersteren liegt die erhoffte Kontrolle des Träumers über bestimmte bedrohliche Aspekte seiner Beziehung zu Hans und mir selbst, während das zweite eine wirksame Kontrolle der Zeit bedeutet, wie in der Konjugation durch kleine Veränderungen aus Vergangenheit Gegenwart und aus Gegenwart Zukunft wird.

7

Es folgt ein eigener Traum mit einer anagrammatischen Auflösung, die der »Amanda Stetson/Emanuel Sturtz«-Umwandlung ähnlich ist. Wie in dem Traum von »Onkel Wanja« ist eine deutliche Anspielung auf das Theater enthalten.

*Ich umarme zärtlich die Schauspielerin Jennifer Jones, bin aber von Angst und Trauer erfüllt. Eigentlich klammere ich mich eher an sie, als ob ich sie jeden Augenblick verlieren könnte.*

Als ich aufwache, habe ich ein ganz bestimmtes Gefühl, ähnlich den Gegenübertragungs-Empfindungen, wie ich sie vor allem in bezug auf Patientinnen mit Suizid-Phantasien entwickle (das ist im Augenblick bei einer der Fall). Dann habe ich das deutliche Gefühl, daß der Traum irgendwie mein Bedürfnis ausdrückt, mich an meine Mutter zu klammern, um sie wieder zum Leben zu erwecken, ihren schrecklichen Selbstmord vor drei Jahren zu verhindern. Und jetzt kommt mir eine Erinnerung an ein sehr schmerzliches Erlebnis, an das ich seit meiner Kindheit nicht mehr gedacht habe: Ich bin etwa fünf Jahre alt, die Szene spielt an einem runden eichenen Eßtisch in einem schwach beleuchteten Zimmer; ich bin mit meiner Mutter allein. Sie ist furchtbar aufgebracht, weil ich ein Ei, das sie mir gekocht hat, nicht essen will, und ich bin wütend über ihre fortwährende Nörgelei. Schließlich schreie ich: »Ich wollte, du wärest tot!«, woraufhin meine Mutter schwankend vom Tisch aufsteht und wie tot auf einem Sofa zusammensinkt. Unsagbar erschrocken stürze ich zu ihr hin, schwöre ihr unter Tränen und verzweifelten Liebkosungen, daß ich es nicht so gemeint habe, und flehe sie an, wieder lebendig zu werden. Nach einer Minute öffnet meine Mutter die Augen und sagt, sie werde

wieder ins Leben zurückkehren, sofern ich ihr einiges verspreche, was ich schluchzend tue.

Es wird mir klar, daß die Traumszene mit Jennifer Jones in gewisser Weise eine Wiederholung dieses frühen Erlebnisses mit meiner Mutter ist, jedoch affektiv merklich gemildert. (Meine Mutter hatte danach noch eine Zeitlang behauptet, sie sei wirklich tot gewesen und nur darum wieder lebendig geworden, weil ich ihr gezeigt hätte, daß ich sie doch liebte und brauchte. Dies wurde, nebenbei bemerkt, später von Dritten bestätigt.)

Aus irgendeinem Grund fühle ich mich gedrängt – um nicht zu sagen: gezwungen –, in der Morgenzeitung die Todesanzeigen zu überfliegen, in der Erwartung, dort den Namen Jennifer Jones zu finden. Ich bin erleichtert, daß das nicht der Fall ist. Ich finde aber einen »Jones« und dann »Jupiter«. Jennifer Jones – Jupiter Jones ... Ich bin fasziniert, beschließe aber, die Sache nicht weiter zu verfolgen.

Nach dem Mittagessen überlege ich mir, ob ich nicht wieder einmal zu dem Facharzt für allergische Erkrankungen gehen soll, der gerade verschiedene Hautreaktions-Tests mit mir macht (alle Versuche, meiner chronischen Nebenhöhlenentzündung beizukommen, waren bisher erfolglos geblieben). Nach einigem Überlegen mache ich mich schließlich auf, die Zeit, die mir zur Verfügung steht, für den Besuch bei ihm zu nutzen. Es zeigt sich, daß ich aus einer großen Anzahl von Allergenen eine positive Reaktion auf Wacholderschnaps [engl. *Juniper*] oder Gin zeige. Jetzt sehe ich das Mittelstück des Anagramms: Es gibt einen Paul-Jones-Gin. Jupiter Jones, Juniper Jones, Jennifer Jones ... durchaus eine Reihe.

Die Bedeutung meines Traumes wird nun klar: Einerseits scheint er mir einen Versuch darzustellen, die gegen meine Mutter gerichteten Todeswünsche zu rechtfertigen, denn der Haut-Test, (der dem Traum seine manifeste Form gegeben haben dürfte), zeigte ebenfalls eine positive Reaktion auf das Protein von Eiern. Es ist, als könnte ich durch diese Zusammenhänge nun endlich meine lebenslange Opposition gegen meine Mutter rechtfertigen: »Du siehst also, wie falsch es war, mir etwas aufzuzwingen!« Andererseits scheint mir eine dreifache Verneinung vorzuliegen: einmal, indem ich für meine Mutter die Schauspielerin

Jennifer Jones einsetze (als wäre die Todesdrohung so unwirklich wie auf der Leinwand, »alles ist ein Spiel«); zum zweiten durch die beruhigende Nachricht, daß nicht »Jennifer Jones«, sondern »Jupiter Jones« gestorben ist; als Krönung schließlich die Auferstehungs-Magie der anagrammatischen Folge von Jupiter Jones über Juniper Jones zu Jennifer Jones. Das für diese Transformation unerläßliche Verbindungsstück »Juniper« – eine wichtige Wunscherfüllung in diesem ansonsten angstbeladenen Traum – ist vielleicht das wichtigste Element des Ganzen.

Offensichtlich habe ich mein Leben lang diese tiefe infantile Bindung an meine Mutter in mir bekämpfen müssen, um die sich der Traum im wesentlichen dreht. Nun wird mir eröffnet, daß ich dem Gin oder Wacholder (*Juniper*) entsagen, ihn für immer aufgeben muß. Das ist jedoch ein Verzicht, den ich angstfrei auf mich nehmen kann, denn ich bin von diesem Getränk (einem umfassenden »Mutter«-Symbol) kaum abhängig. Der magische Wunsch hinter diesem Traum ist offenbar, daß ich fähig sein möchte, meine Mutter aufzugeben, in all ihren verschiedenen Erscheinungsformen, so leicht, wie ich auf diese eine ihrer mannigfaltigen symbolischen Entsprechungen verzichten kann.

8

In einem letzten Beispiel für Wort-Magie geht es um ein Thema, das von dem Todes- und Auferstehungsproblem, mit dem wir uns soeben beschäftigt haben, nicht allzuweit entfernt ist. Ein Patient träumte, *Lues-Symptome an seinem Penis entdeckt zu haben, nach anfänglichem Schrecken aber ganz erleichtert gewesen zu sein, weil ihm einfiel, daß diese Krankheit mit Penicillin zu heilen ist.* Am folgenden Tag erhielt er ein Schreiben von seiner Dienststelle, der Civil Service Commission, in dem ihm außer seiner Zurückstufung in einen niedrigeren Rang mitgeteilt wurde, daß seine Anstellung, die er für gesichert hielt, nur vorübergehend sei. Der anagrammatische Kniff in diesem Traum liegt in der Gleichung: CIVILSERVICE-SYPHILIS. Beides bedeutet Kastration, und zunächst reagierte der Patient darauf entsprechend dem alten Muster von sexuellen Schuldgefühlen, in denen er die

Schrecken der Syphilis als Zerstörung und Verlust seines Penis sah. Für dessen Erneuerung aber sorgt – anagrammatisch – PENISillin. Später stellte sich heraus, daß diese anagrammatische Kette noch nicht vollständig war; als drittes Glied gesellte sich der Name *Phyllis* hinzu und brachte eine Dynamik zum Vorschein, in der Kastration nicht mehr bloß symbolisch eine Rolle spielte.

Nun genug der Beispiele aus dem Bereich der Wort-Magie. Ich möchte diesen Teil jedoch nicht abschließen, ohne auf einen letzten Fall aufmerksam gemacht zu haben, in dem sich Psi ebenfalls mit der Thematik von Tod und Auferstehung verbunden hat; statt mit Anagrammen haben wir es in diesem Beispiel mit Kreuzworträtseln zu tun.

Wochen vor der Invasion der Alliierten in Frankreich am 6. Juni 1944 wurde der Verfasser der Kreuzworträtsel im Londoner *Daily Telegraph* wegen Spionageverdachts von Scotland Yard überwacht. Bestimmte Wörter in seinen Rätseln hatten das Alliierte Oberkommando in Panik versetzt. Die Pläne für die Invasion und die Codewörter für die verschiedenen Teiloperationen waren nur einigen hohen Militärs bekannt, in der Zeit vom 2. Mai bis zwei Tage vor der Invasion aber tauchten sie alarmierend oft in den Spalten der Kreuzworträtsel dieses Mannes auf. In dem Rätsel für den 2. Mai war es »Utah«, in dem vom 27. Mai »Omaha«, die Decknamen für zwei von den Deutschen besetzte Küstenstriche, wo die Invasion versucht werden sollte. In dem Rätsel vom 30. Mai erschien »Mulberry«, das Codewort für die beiden geplanten künstlichen Häfen vor der Küste, und am 1. Juni »Neptune«, der Codename für die Schiffsoperationen bei der Invasion. Die Auflösung des Rätsels vom 27. Mai, die am 2. Juni veröffentlicht wurde, lautete »Overlord« – es war das streng geheime Codewort für den gesamten Invasionsplan! Als der Verfasser auf Drängen des Oberkommandos schließlich genau zwei Tage vor der Invasion verhört wurde, hatte er keine Erklärung dafür; soweit er wußte, könnten die in Frage kommenden Rätselwörter von ihm schon vor sechs Monaten zusammengestellt worden sein. Gab es demnach – außer einem »phantastischen Zufall« – irgendeine Erklärung?

Das ewige Thema von Tod und Auferstehung ist nicht auf Anagramme beschränkt, es ist vielmehr ein recht häufiges Thema der Traum-Magie. (Genausowenig sollte überraschen, daß orale Bedürfnisse und Frustrationen sehr oft im Mittelpunkt des Geschehens stehen, wie etwa in dem Jennifer-Jones-Traum.) Im nächsten Beispiel finden wir dieses Thema ganz ohne anagrammatische Verschlüsselung dargestellt. Der Traum stammt von Dr. B., dem schuldbewußten Pastetenesser, von dem im ersten Teil des sechsten Kapitels (im Zusammenhang der »chemischen Testreihe«) die Rede war. Ich zitiere diesen Traum hier – er entstand Monate später –, weil er den besonderen Wert der Herstellung einer Dreiecksbeziehung (»Triangulation«) verdeutlicht:

*Zufällig lief mir W. über den Weg, und ich war sehr überrascht, ihn zu sehen. »Ich dachte, Sie wären tot«, sagte ich zu ihm. Er erwiderte, es habe sich in die Akten des Kriegsministeriums ein Fehler eingeschlichen, und so sei er irrtümlich für tot erklärt worden.*

Der Patient erzählte diesen Traum in der Montagsitzung, wobei er angab, daß er ihn in der Nacht zum Sonntag gehabt habe, daß er ihm am nächsten Morgen aber erst einfiel, als er im *Sunday Mirror* las, daß ein gewisser Dr. W. – eben der Mann, von dem er geträumt hatte – der medizinische Sachverständige in einem Mordfall gewesen war, über den in der Rubrik »Kriminalarchiv« berichtet wurde. Er hatte eine Weile gebraucht, um zu realisieren, daß der dargestellte Fall schon eine ganze Zeit zurücklag, denn vor etwa drei Jahren hatte er erfahren, daß Dr. W., mit dem er zusammen seine Medizinalassistentenzeit gemacht hatte, im Krieg gefallen war. Zu W. selbst fiel ihm nur ein, daß er ein enormer Trinker gewesen war, vor dem die Schwestern auf den psychiatrischen Stationen sogar Paraldehyd verschließen mußten.

Wenn wir davon ausgehen, daß die für den Traum angegebene Zeit tatsächlich stimmt, können wir hypothetisch annehmen, daß die Erwähnung von Dr. W. bereits gedruckt und somit eine Hauptquelle des Traumes war, wobei auch die Tatsache, daß das Traumgeschehen dem Träumer nicht sofort bewußt wurde, von Bedeutung zu sein scheint.



Während der letzten Sitzung vor dem Traum war in dem Patienten nach wochenlangem Stillstand ein plötzlicher Durchbruch einer seiner starken Abwehrschichten erfolgt und hatte explosionsartig eine verdrängte Kindheitserinnerung – mörderische orale Aggression gegen seine Mutter – zum Vorschein gebracht. Der Patient war von diesem Erlebnis sehr erschüttert. Wir können seinen Traum der darauffolgenden Nacht als Hinweis auf seine Angst deuten, daß ein Teil seiner Oralität, die hier durch den unersättlichen Trinker Dr. W. symbolisiert wird, aus der Verdrängung zurückkehren könnte, so wie Dr. W. selbst zunächst von den Toten zurückgekehrt schien. Der Effekt des Zeitungsartikels am nächsten Morgen läge demzufolge in der Aufhebung eben dieses Verschiebungsmechanismus: Es entstand vorübergehend die unbequeme Vorstellung, daß der Tote irgendwie wieder ins Leben zurückgekehrt war, bis realisiert wurde, daß der beschriebene Fall aus vergangenen Zeiten stammt und daß Dr. W. letzten Endes wirklich tot war. Dies würde die magischen Mittel für das Bedürfnis des Patienten bereitstellen, sich selbst zu versichern, daß die Rückkehr seiner erschreckenden oralen Aggression eine Illusion war und daß sie in Wirklichkeit so sicher tot und begraben ist wie der Alkoholiker Dr. W.

Von besonderer Bedeutung für eine solche Vermutung ist der Inhalt des Zeitungsartikels, in dem Dr. W. erwähnt wurde. Unter der Überschrift »Der Kriegsdienstverweigerer konnte gewalttätig sein« werden die Schwierigkeiten geschildert, einen Mordverdächtigen zu überführen, an dessen Schuld niemand glauben mochte, weil man ihn als einen Kriegsdienstgegner kannte, für den alle Formen von Gewalt moralisch zu verurteilen waren. Jemand hatte ihn allerdings einmal einen Lastwagenfahrer tätlich angreifen sehen, als dieser den Kotflügel seines Wagens gestreift hatte\*, und schließlich wurde der Verdächtige von einer Frau verraten, der er sich anvertraut hatte. Der Untertitel des Artikels – »Sein Sittenkodex schützte den Mörder, bis er zuviel redete« – könnte

\* Nur wenn es um mögliche Beschädigungen seines Autos geht, kommen die sonst stark unterdrückten Aggressionen des Patienten voll zum Ausbruch. Sie richten sich gegen Pförtner, Mechaniker, Taxifahrer oder andere, die seinem Wagen eine Schramme beibringen könnten; er tobt dann gewöhnlich vor Wut, manchmal gefolgt von Amnesie.

ebensogut auf meinen Patienten angewendet werden, dessen Reaktionsbildungen gegen Gewalt erst durch die Analyse in Frage gestellt worden waren; denn in der Analyse – und das ist der eigentliche Sachverhalt, dem der Traum entsprang – hatte er sich letztlich dazu verleiten lassen, »zuviel zu reden«.

Mit Hilfe der Psi-Hypothese können wir also den Traum mit einer mutmaßlichen Quelle in Verbindung bringen, die sich psychoanalytisch sinnvoll auf das Problem beziehen läßt, mit dem der Patient zur Zeit fertig zu werden versucht.

Nun könnte man einwenden, daß sich ein ähnliches Ergebnis auch ohne diese Hypothese erzielen ließe. So wäre zum Beispiel denkbar, daß der Patient diesen Traum gar nicht gehabt hat, sondern beim Lesen des Zeitungsartikels eine spontane, traumähnliche Phantasie entwickelte, die er dann zurückverlegte, um jene erwähnten magischen Mittel bereitzustellen.

Wir müssen jetzt jedoch nur die Dreiecksbeziehung herstellen, die nach der Regel der Triangulation zu erwarten ist, um zu zeigen, daß bei dieser Erweiterung dann doch die Psi-Hypothese erforderlich wäre.

An dem Abend, an dem der Patient seinen Traum hatte, besuchte mich ein Freund, der während des Krieges als ein nichtreligiöser Kriegsdienstverweigerer sehr zu leiden hatte. Er brachte ein Theaterstück mit, an dem er gerade schrieb – ein Stück über die demütigende Behandlung der Verweigerer, die eher ins Gefängnis gehen wollten als auf irgendeine Weise an diesem Krieg mitzuwirken. Den Höhepunkt bildete eine Szene, in der diese Häftlinge geschlossen in einen Hungerstreik treten, um gegen die wahnsinnige Barbarei einer Welt des Krieges zu demonstrieren. Mein Freund hatte offensichtlich alles in diese Szene hineingelegt und erhoffte sich davon, daß sie die rebellischsten, ja, mörderischsten Instinkte in den Zuschauern wecken würde. Bei mir wurden jedoch hauptsächlich ärztliche Gedanken über die tiefen oralen Wurzeln dieser Reaktionsbildung gegen Aggression ausgelöst, die unter kompromißlosen, zu Masochismus neigenden Patienten sehr verbreitet sind.

Dennoch beschäftigte mich diese Hungerstreik-Szene, die meiner Meinung nach dramaturgisch etwas schwach war, noch lange nachdem der Autor gegangen war. Ich versuchte, die unangenehm-

men Empfindungen loszuwerden, die in mir erweckt worden waren, und begann, die verwirrenden Aspekte meines eigenen Pazifismus zu überdenken, der eigentlich nie wirklich feste Formen angenommen hatte. Seit mir vor Jahren die deutlich irrationale und zwanghafte Qualität meiner pazifistischen Gedanken und Empfindungen bewußt geworden war, störte mich, daß ich die eigentlichen Gründe dafür nie in den Griff bekommen hatte. Meine eigene Analyse hatte in Friedenszeiten stattgefunden und solche Ansichten standen damals in keinem Widerspruch zu den Grundsätzen der Gesellschaft und dem Konzept einer liberal-progressiven Staatsbürgerschaft; später aber wurden die sozial abweichenden Aspekte meiner moralischen Hartnäckigkeit in dieser Sache und meine Unfähigkeit, mich den veränderten Zeiten anzupassen, unangenehm deutlich.

Ich konnte mir niemals wirklich vormachen, daß die üblichen Argumente für politische Gewaltlosigkeit – so begründet sie auf einer anderen Ebene auch sein mochten – allzuviel mit dem auffällig rigiden Charakter meiner eigenen pazifistischen Überzeugung zu tun hatten; daraus ergab sich unter anderem, daß ich immer dazu neigte, mit Angst zu reagieren, wenn diese Argumente einmal in Frage gestellt wurden, wie das natürlich hin und wieder geschah. Meine psychoanalytische Denkweise machte es mir zudem unmöglich, meine eigenen Gefühle aus rein ideologischen Gründen zu rechtfertigen.

Amerikas Eintritt in den Krieg stürzte mich in den schweren Konflikt, welche Position ich gegenüber dem Kriegsgeschehen einnehmen sollte. Die Rolle des Kriegsdienstverweigerers kam für mich aus verschiedenen Gründen nicht in Frage, obwohl ich gestehen muß, daß diese Möglichkeit eine gewisse Attraktivität für mich besaß. Andererseits erschien mir – trotz aller »realistischen« Erwägungen, die ich dauernd selbst anstellte – keine andere Möglichkeit mutig und moralisch genug, um mein tiefes inneres Bedürfnis nach Protest zu befriedigen.

Die Kraftprobe kam, als ich schließlich »ersucht« wurde, mich bei einer Sonderkommission für Ärzte um eine Offiziersstelle zu bewerben. Ich weigerte mich, das zu tun, weil ich auf jeden Fall vermeiden wollte, so als »Freiwilliger« in die Akten einzugehen, und berief mich auf mein Recht, entsprechend dem regulären Ein-

berufungsverfahren behandelt zu werden. (Ich war bitter enttäuscht von einigen meiner früheren Studienfreunde, damals Mitglieder einer Pazifistengruppe, die geschworen hatten, niemals freiwillig an einem Krieg teilzunehmen, sich als Ärzte nun aber dieser Sonderregelung bedienten und damit praktisch die Einberufung freudig begrüßten.)

Als ich mich trotz zahlloser Vorhaltungen, Repressalien und schließlich sogar ausgesprochener Drohungen immer noch weigerte, meinen Standpunkt zu ändern, wurde ich endlich von meiner Einberufungsstelle zur Musterung bestellt. Kurz darauf erhielt ich ein Schreiben, in dem man mir für meine Bereitschaft zum Wehrdienst dankte, mir zu meinem großen Erstaunen aber auch mitteilte, daß meine Bewerbung um eine Offiziersstelle (die ich natürlich nie eingereicht hatte) abgelehnt worden sei.

Jetzt erst wurde mir der Patiententraum und seine verschiedenen Zusammenhänge klar. Das erste, woran ich dachte, bezog sich auf die Geschehnisse, nach denen ich durch diesen »Fehler, der sich in die Akten des Kriegsministeriums eingeschlichen hatte«, zu meiner Überraschung »irrtümlich für dienstuntauglich erklärt« worden war, denn vor allem das war am Vorabend Gegenstand meines Nachdenkens gewesen. Die Erleichterung aber, die ich angesichts dieses unerwarteten Ergebnisses empfunden hatte, war nur von kurzer Dauer gewesen, denn die weiteren Ereignisse bedrückten mich mehr und mehr, und ich fühlte mich wegen meiner unsicheren Rolle in der Gemeinschaft zunehmend in die Defensive gedrängt, obwohl ich immerhin noch an einer Übung der Heimwehr teilnahm, wie um mein bisheriges Verhalten letztendlich noch vor mir zu rechtfertigen.

Es war, als hätte der Patient mit ganz subtilen Mitteln die Barrieren meiner Abwehr durchbrochen, und als wollte er mir sagen: »Indem Sie über mich und meine Aggressionen sprechen, haben Sie sich ganz schön in die Nesseln gesetzt – schauen Sie sich doch selbst an. Wir wollen doch einmal sehen, ob denn Ihre Probleme auf diesem Gebiet so tot und begraben sind.«

Offensichtlich waren sie es nicht, denn sie verfolgten mich immer noch; erst wurden sie durch den Besuch meines Freundes wiederbelebt und dann – in einer Weise, die ich noch nicht ganz ergründen konnte – in dem Traum meines Patienten.

Jetzt aber kommt der entscheidende Punkt des Ganzen: Ich merkte plötzlich, daß der Tag, an dem mein Patient seinen Traum hatte, der Geburtstag meiner Mutter war, eine Tatsache, von der ich – bewußt – bisher keinerlei Notiz genommen hatte. Hier war ein sehr wichtiger Hinweis; denn wie sehr wir auch manchmal meinen, daß die Zeit und andere Faktoren solche Daten ihrer Bedeutung beraubt haben, unbewußt neigen wir doch dazu, diese Tage durch irgendwelche Symptome oder Handlungen hervorzuheben.

War in dem Patiententraum etwa auf irgendeine Weise mein eigener Wunsch enthalten, meine Mutter möge – wie Dr. W. – tot bleiben? Drückte er vielleicht mein Bedürfnis aus, mich zu vergewissern, daß sie keinesfalls – auch nicht an ihrem Geburtstag – wiedergeboren werden oder auferstehen kann? Oder war genau das Gegenteil der Fall, hoffte ich, daß sie auf magische Weise wieder ins Leben zurückkehren und wie Dr. W. in dem Traum erklären könnte, sie sei nie wirklich gestorben? Der Satz »Der Kriegsdienstverweigerer konnte gewalttätig sein« ging mir nicht aus dem Sinn, und da plötzlich erinnerte ich mich wieder an jenen unheilvollen Hungerstreik in meiner Kindheit. Wieder hatte ich den schrecklichen Zusammenbruch und »Tod« meiner Mutter vor Augen, ihre »Rückkehr ins Leben«, nachdem ich ihr versprochen hätte, in Zukunft alles zu essen, was mir vorgesetzt würde, und natürlich nie wieder zu sagen, daß ich wünschte, sie solle sterben.

Obwohl die erste Wiedererinnerung an diese Szene schon einige Jahre zurücklag, war mir in der Zwischenzeit nie der Gedanke gekommen, daß die Ereignisse nach meinem Todeswunsch gegen meine Mutter irgendwie mit meiner eigenen inneren Auseinandersetzung, mit »Krieg und Frieden«, zu tun haben könnten. Jetzt aber kamen weitere Erinnerungsstücke hinzu, mit deren Hilfe ich diese Episode auf die Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs datieren konnte. Damals war ich bei den Mahlzeiten immer den betont antimilitaristischen und pazifistischen Ansichten meines Vaters ausgesetzt sowie seinen Neckereien wegen meines aufreizend langsamen Essens – zweifellos ein unbewußter Kompromiß, den ich mit den mir kurz zuvor von meiner Mutter abgenötigten »pazifistischen« Versprechungen einging. (Mein Vater

pflegte zu sagen, wenn die Deutschen kämen, um mich gefangenzunehmen, würde ich bestimmt darauf bestehen, erst einmal in aller Ruhe zu Ende zu essen.) Das muß irgendwie die Grundlage für die Entwicklung meiner späteren Einstellung gewesen sein. Heute scheint mir jedenfalls ziemlich klar, daß die schreckliche Schuld meines damaligen »Muttermordes« sicherlich nicht die einzige Ursache dieses späteren schweren Konflikts darstellt. Ich verstand nun auch, warum mich die Hungerstreik-Szene mit ihren deutlich »muttermörderischen« Untertönen so beunruhigt hatte. Mein Patient, so schloß ich, hatte in all diesen Umständen – dem von mir nur unbewußt beachteten Geburtstag, dem Besuch meines Freundes, meinen dadurch ausgelösten Gedanken über Hungerstreik und Pazifismus sowie dem Zeitungsartikel über den »Kriegsdienstverweigerer, der gewalttätig sein konnte« – eine günstige Gelegenheit gesehen, mich auf meine versteckten Konflikte zu stoßen, die den seinen so ähnlich zu sein schienen. Dies gelang ihm, indem er bei mir eine Erinnerung wachrief, die in allen wesentlichen Einzelheiten seiner eigenen Erinnerung glich, die am Tag zuvor aus der Verdrängung aufgetaucht war und die sicherlich den Kernpunkt seines Traumes ausmacht.

10

Ich muß mich der Versuchung widersetzen, die Zusammenhänge zwischen infantiler oraler Aggression und Vorausschau oder »Prophetie« hier weiter zu diskutieren, die oft nur sehr vage in Erscheinung treten, wie eben in den letzten Beispielen. Ich möchte jetzt vielmehr ein weiteres Beispiel aus der Kategorie »Tod und Auferstehung« anführen, vor allem um noch einmal zu zeigen, wie gut sich die Methode der Triangulation eignet, den latenten Gehalt eines mutmaßlichen Psi-Traumes zu überprüfen. Es ist ein Traum, dessen manifester Inhalt ebenfalls von der Rückkehr eines Toten handelt, und dessen latenter Gehalt, wie zu erwarten, auch mit etwas Bedrohlichem zu tun hat, das in der Vergangenheit nicht richtig »begraben« worden war und nun aufzuerstehen droht. Die verborgene Pointe aber weicht in diesem Fall von dem Muster der bisherigen Auferstehungsträume ab.

Ein Patient in den Dreißigern, unverheiratet, aber in zunehmendem Maße in einer Beziehung engagiert, die einige Wochen vorher mehr oder weniger zufällig begonnen hatte, träumte von einem Bürgerkriegs-Offizier, der angesichts eines Kameraden (der Patient war dabei nur Zuschauer) ausrief: »Mein Gott, Wakefield« [»oder vielleicht auch Wakehurst«, meinte der Patient], »du lebst ja!« – »Und ob, du Hundesohn«, schrie der andere, holte zu einem Schlag aus und traf ihn am Kiefer. »Und du hast mich wie einen Toten auf dem Schlachtfeld liegenlassen!«

Der Patient hatte zu Wakefield (oder Wakehurst) keinerlei Assoziationen, und auch die anderen Traumdetails schienen ihm zunächst nichts zu sagen. Ich wies nur darauf hin, der Traum deute wohl an, daß ein lange zurückliegender Konflikt wieder aufzubrechen scheine, und beließ es dann dabei.

In der folgenden Nacht träumte der Patient von einer großen Schlange, die er glaubte, getötet zu haben, die aber – noch halbsteif – wieder lebendig wurde. Zu seinem großen Schrecken wurde ein kleines Mädchen, das gerade im Garten spielte, gebissen – aber, wie sich zeigte, nicht von »seiner« Schlange, sondern von einer anderen.

Auch zu diesem Traum kam nichts von dem Patienten, als ich ihn jedoch auf die thematische Ähnlichkeit der beiden Träume aufmerksam machte (in beiden waren Tod und Auferstehung zentrale Momente), meinte er, das sei ihm auch schon aufgefallen, aus irgendeinem Grund habe er es aber nicht für erwähnenswert gehalten. Dann ging er spontan dazu über, gegen einen etwaigen phallischen Symbolgehalt der Schlange zu protestieren, da er auf diesem Gebiet ja mit seiner neuen Freundin sehr gut zurechtkomme. Er wies aufs entschiedenste meine Vermutung zurück, daß der Bürgerkriegs-Traum, als verschwommene Vorausschau sich zusammenbrauender Probleme, mit einem alten sexuellen Konflikt zu tun haben könnte, der durch die sich vertiefende Beziehung wiederbelebt würde.

An dem Tag, an dem der Patient seinen zweiten Traum berichtete (am 14. 5. 1961), erschien im *Time Magazine* ein Bericht mit der Überschrift: »Die Wakefield-Mysterien.« Ein Foto zeigte die Hauptszene des mittelalterlichen Mysterienspiels *Die Auferstehung des Lazarus*, einem Stück, das nach fast vierhundert Jahren

selbst »auferweckt« worden war. Es gehörte zu einem Zyklus von Mysterienspielen, die in Wakefield, Yorkshire, entstanden waren und die 1576 von Elizabeth I. in ihrem Bemühen, den Einfluß Roms zu brechen, mit einem Bann belegt wurden. »Die Wakefield-Spiele«, so hieß es im Text, »öffnen das Fenster zu einer längst vergangenen Welt, als . . . das Leben noch eine Einheit bildete, in der Flüche und Gebet, Sexualität und Frömmigkeit nebeneinanderstanden, ohne daß man sich dessen schämte.«

Diesen Bericht können wir nun entsprechend unseren Regeln versuchsweise als eine Traumquelle ansehen; wir können dann eine ziemlich klare Verbindung zwischen dem manifesten Inhalt des Traums und den vermuteten latenten Traumgedanken erkennen. Der Name Wakefield\* in Zusammenhang mit dem Motiv der Auferstehung von den Toten und der Bezug auf eine Vergangenheit, da das Leben noch eine Einheit, also noch nicht durch einen »Bürgerkrieg« zwischen Sexualität und den anderen Aspekten gespalten war, diese beiden Elemente ergeben eine so gute Entsprechung zu dem manifesten und mutmaßlichen latenten Trauminhalt, wie wir es für unser therapeutisches Vorgehen nur wünschen können. Von daher betrachtet hätte der Traum tatsächlich, wie vermutet, mit einem alten sexuellen Konflikt zu tun, der sich – ungeachtet der Leugnung durch den Patienten – nun wieder in der Beziehung zu seiner neuen Freundin abzeichnen begann. (Wie schon diesem Traum und dem von der halbsteifen Schlange zu entnehmen war, bestätigte die weitere Entwicklung in der Analyse diese Vermutung.) Der Patient rückte jedenfalls schließlich damit heraus, daß er als Schüler einmal in einem Bürgerkriegsstück die weibliche Hauptrolle gespielt hatte. Während der Zeit der Proben war ihm aufgefallen, daß er sich ziemlich feminin gab (in dem Versuch, wie er behauptete, seine Rolle wirklich zu leben – wie ein guter Schauspieler), und das hatte ihm einen ziemlich abfälligen weiblichen Spitznamen eingetragen. (»Habe ich Ihnen von dieser Zeit denn nie erzählt?« fragte er mich in aller Unschuld.) Nun erinnerte er sich auch – mit einigem Erstaunen über die seltsamen Wege des Unbewußten –, daß in einem Film, den er einige Tage vor dem Traum zusammen mit

\* »To wake« heißt im Englischen »aufwachen, aufwecken«.

seiner Freundin gesehen hatte, in einer Nebenrolle niemand anders als der Spielleiter des Stücks von damals auftrat. Dies und die Tatsache, daß der Film von einem bürgerkriegähnlichen Aufstand handelte, der niedergeschlagen wurde, sowie von einer Kreuzigung, die unglücklicherweise *nicht* von einer Auferstehung gefolgt war, hatte zweifellos eine Kette konfliktbesetzter Assoziationen ausgelöst, die unmittelbar zu seiner augenblicklichen Sorge um seine Potenz führte.\*

Es würde zunächst keinen Unterschied machen, ob es Psi oder irgendeine unterschwellige Wahrnehmung war, durch die diese Sachverhalte mit dem mutmaßlichen Traumauslöser in Verbindung gebracht wurden, nämlich dem Artikel im *Time Magazine* über »wiederbelebte« Mysterienspiele, verbannte Sexualität und die Auferstehung von den Toten. Auch wenn der Patient darauf beharren würde, daß er den fraglichen Artikel unmöglich hätte beharren würde, daß er den fraglichen Artikel unmöglich hätte lesen können, wäre das zunächst irrelevant. Aber genau an diesem Punkt entpuppt sich die Psi-Hypothese als sinnvoll, indem sie Hinweise auf eine mögliche unbewußte Schlußfolgerung gibt, die etwa folgendermaßen aussehen könnte: »Wenn ich ein Wunder zu bewirken vermag, die Vorausschau eines zukünftigen Zeitungsartikels, warum dann nicht ein zweites – zum Beispiel so etwas wie die Wiederbelebung meiner geschwächten Potenz? Wenn Lazarus wieder zum Leben erweckt werden kann, dann weiß Gott doch alles andere auch.« Und hiermit, können wir annehmen, versucht der Patient, seinen in der Vergangenheit begrabenen und nun soeben qualvoll wieder auflebenden femininen Tendenzen eine hoffnungsvolle Zukunft entgegenzusetzen.

Der Hauptvorteil der Psi-Hypothese liegt nun aber in der doppelten Wirkung der Triangulation. Wie wir gesehen haben, besteht der beste Nachweis dafür, daß die Anwendung der Psi-Hypothese berechtigt war, nicht in dem bloßen nachträglichen Zusammensetzen einzelner bedeutungsvoller Elemente, entschei-

\* Als ich diesen Film Jahre später noch einmal sah, war ich verblüfft, wie stark das Motiv der Potenz in der einen oder anderen Weise eine Rolle darin spielt. Gleich zu Beginn bringt der Held des Films, Spartakus, es nicht fertig, »männlich« zu reagieren, als man ihm eine nackte Sklavin in seine Gladiatorenzelle wirft. Er wird so zur Zielscheibe bössartiger Spottes über seine »Männlichkeit«.

dend ist vielmehr, die Voraussage zu erfüllen, daß sich entsprechende Elemente auch im Leben des Analytikers auffinden lassen. Im vorliegenden Fall fiel mir dieser Nachweis nicht schwer. Es kam aber noch ein zweiter wichtiger Punkt hinzu: die Tatsache, daß meine Erlebnisse, um die es ging, sich als eine direkte und unverblünte Version dessen erwiesen, was wir anfangs als zentrales Thema des Patiententraumes nur vermuten konnten; damit wurden für mich zugleich auch die restlichen Zweifel an der Richtigkeit meiner Deutungen beseitigt.

Einen Tag vor dem Traum kam ich beim Geschlechtsverkehr nicht zum Orgasmus. Allerdings hatte ich mich die Tage vorher mit Salizylaten und anderen Analgetika vollgestopft, um die schmerzhaften Nachwirkungen einer Kieferoperation zu mildern. (Ich glaube, ich kann darauf verzichten, den möglichen Verbindungen zu dem ersten Patiententraum nachzugehen, in dem ein Offizier den anderen am Kiefer traf.) Jedenfalls muß mein Versagen in dieser Situation eine beträchtliche Angst in mir ausgelöst haben, die sich von der meines Patienten gar nicht sonderlich unterschied, zumal mein eigener Traum in dieser Nacht ein Alptraum war, in dem mein älterer Sohn nach einer Atomexplosion, verseucht durch eine tödliche Dosis Radioaktivität, ins Zimmer taumelte, worauf ich schrie: »Oh mein Gott!« und in Panik aufwachte. Der direkte Auslöser war ein Tagesrest vom Vorabend: Der Junge hatte bei Tisch erklärt, er beschäftige sich in Chemie zur Zeit mit Radioaktivität und er werde mich bei der nächsten Prüfung bestimmt mit einer Eins überraschen. Der verborgene Gedanke hinter meiner unbewußten Umwandlung dieses durchaus erfreulichen Ereignisses in eine Katastrophe stand zweifellos in Zusammenhang mit meiner Verstimmung darüber, daß mein Sohn derlei Ankündigungen schon oft gemacht, mich letzten Endes aber immer enttäuscht hatte. Die latenten Traumgedanken scheinen sich auf die Parallele zwischen dem vielversprechenden Anfang und dem fast voraussehbaren Versagen meines Sohnes und meinem ganz ähnlichen Erlebnis zu beziehen. Dahinter aber läßt sich unschwer noch ein anderer und ganz entgegengesetzter Gedanke entdecken: Ich bin mir darüber im klaren, daß ich auf dem Gebiet, das wirklich zählt (Träume sprechen da unbedingt die Wahrheit), furchtbar neidisch auf meinen Sohn bin, der offen-

sichtlich fast zerspringt vor sexueller Vitalität (die in meinem Traum durch seine radioaktive »Geladenheit« dargestellt wird). Es läßt sich deshalb ziemlich sicher annehmen, daß der Schreck, den ich in meinem Traum erfuhr, aus irgendeiner Kindheitsangst angesichts meines sexuell übermächtigen Vaters hergeleitet werden muß, den ich jetzt sozusagen wiederbelebt sehe in der gefährlichen »Radioaktivität« meines Sohnes. (Ich weiß auch ziemlich genau, woher das »Oh mein Gott!« stammen könnte, brauche diese Fahrt aber hier nicht bis zum Traum meines Patienten zurückzuverfolgen.)

Vielleicht der interessanteste Teil dieser ganzen Serie von Ereignissen und der zuverlässigste Hinweis auf die Rolle, die Psi dabei spielt, ist jedoch folgendes: An dem Abend, an dem der Patient den ersten Traum hatte, war ich bei einem Anthropologen zum Essen eingeladen (konnte aber wegen meiner Kieferschmerzen fast nichts zu mir nehmen). Der Gastgeber arbeitete seit längerer Zeit an einem Buch über die Ursprünge der Religion; eine der Theorien, die er entwickelte, hatte mit der archaisch-religiösen Bedeutung des »Totstellens« im Leben der Naturvölker zu tun, und ich nahm im Laufe der Diskussion darüber die Gelegenheit wahr, auf den phallischen Ursprung des Auferstehungsmotivs hinzuweisen, der durch die vielen ägyptischen und auch noch spät-römischen Grabbeigaben nahegelegt wird, wo der Unsterblichkeitsgedanke durch den erigierten Penis repräsentiert ist.

Am Tag zuvor hatte ich meinem Sohn einige Bilder aus meiner Sammlung ägyptischer Grabkunstwerke gezeigt, und auf einem war die Sonne dreimal nebeneinander über einem steil aufgerichteten Götterphallus schwebend dargestellt, als sollte den Verstorbenen versichert werden: »Genau wie diese beiden, Sonne und Phallus, nur sterben, um sich wieder zu erheben, so wird es auch euch ergehen.« Die Sonne entspricht natürlich einer atomaren Explosion. Es scheint somit, als hätten sich die latenten Gedanken, die in meinem Traum bildlichen Ausdruck fanden, bereits in mir geformt, als mein Freund, der antipsychoanalytisch eingestellte Anthropologe, mir meine These über die Zusammenhänge all dessen mit den archaischen Ursprüngen der Religion nicht ganz abnehmen wollte. Ich muß also, während ich meine Ansicht vertrat, unbewußt schon mit zwei anderen Punkten beschäftigt gewesen

sein und dabei den Traum meines Patienten »angezapft« haben, in dem er den phallischen Kern der Auferstehungsidee mit einem Bezug auf religiöse Mysterien vermischte, den er mittels Psi der Time-Meldung vom nächsten Tag entnommen hatte.

Vielleicht wollte ich auch beweisen, daß ich trotz meines Versagens auf dem einen Gebiet auf einem anderen, dem intellektuellen, so gut wie eh und je war. (Dies wäre allerdings nur ein indirekter, durch ein Ablenkungsmanöver erzielter Gewinn. Der eigentliche Gewinn muß wohl eher in meinem Versuch gelegen haben, der phallischen Auferstehung teilhaftig zu werden, wie sie in dem Traum meines Patienten symbolisch vollzogen wird.)

11

Ich sollte hier endlich einen Zusammenhang aufdecken, den ich im ersten Kapitel offenließ und zugleich eine besondere Gruppe von Psi-Träumen vorstellen. Bei diesen Träumen ist es für mich schwierig, unmittelbare Hinweise für das Auftauchen eignen verdrängten Materials zu entdecken, ich bin aber nichtsdestoweniger indirekt, wenn nicht gar direkt mit einbezogen.

Gut ein Jahr vor dem bereits besprochenen Traum über die irrtümliche Todeserklärung eines Kameraden, hatte Dr. B. folgenden Traum mitgeteilt: *Ich stelle ein Rezept aus für Terpenhydrat mit Kodein und überlege, wieviel Kodein hineingehört.* Wie schon erwähnt, zeigte der Patient, der seit einigen Monaten in Behandlung war, zu diesem Zeitpunkt besondere Widerstände. Tag für Tag wollte er entweder lange Zeit nur daliegen und schweigen, oder aber über irgendwelche gefahrlosen Themen reden, über die er schon oft in stets gleicher Art gesprochen hatte. Es konnten Wochen vergehen, ohne daß er sich an einen einzigen Traum erinnert hätte. Am Tage vor diesem Traum nun hatte ich ihm empfohlen, ein oder zwei Stunden vor der Sitzung etwas Benzdrin-Sulfat zu nehmen, und am nächsten Tag hatte er fünf Milligramm davon geschluckt. Wie ich befürchtet hatte, zeigte die Droge nur eine geringe Wirkung. Er sprach zwar ziemlich lebhaft, blieb aber in seinen erprobten, sicheren Bahnen, und es zeigte sich, daß es seinem Widerstand gelungen war, die Stimu-

lierung der Droge zu umgehen. Immerhin war das Experiment nicht ganz ohne Wert, da ich dem Patienten anhand seines Traumes klarmachen konnte, wie bedroht er sich fühlte und wie stark sein unbewußter Widerstand war. Der Traum zeigte deutlich sein Bedürfnis, all das Material zu kontrollieren, das er »bringen« sollte. Das Benzodrin-Sulfat hat die Aufgabe, wie das Terpenhydrat in seinem Traum, das »Exsudat« zu lösen, das klebrige unbewußte Material, das nicht »ausgehustet« werden konnte. Kodein bekämpft den Hustenreiz, und die Beschäftigung des Patienten mit der Frage, welche Menge Kodein beigegeben werden müsse, steht für sein Bedürfnis, sich zu vergewissern, daß er so viel oder so wenig bringen kann, wie er will, oder sogar weiterhin das Auftauchen angsterregenden Materials völlig unterdrücken kann, denn im Traum gibt ja er und nicht ich die Anweisungen. Ich dachte auch an ein mögliches Wortspiel mit KODEIN, denn ich hatte dem Patienten wiederholt klargemacht, daß bei großem Widerstand der Entschlüsselungs-Scharfsinn des Analytikers den Verheimlichungstaktiken des Patienten nicht gewachsen sei. In seinem Traum befaßt er sich damit, in welchem Ausmaß er einen »Kode« benutzen soll.

Wie sich zeigte, schien jedoch mein Versuch, bei diesem Patienten durch chemische Mittel eine »Erschütterung« hervorzurufen, eine Wirkung auf zwei andere Patienten gehabt zu haben, und das ist der Hauptpunkt dieser Angelegenheit. Diese Patienten reagierten offenbar so, als hätten sie irgendwie Wind von meinem geplanten Angriff gegen Widerstände bekommen und müßten sich, jeder auf seine Weise, auf diese Offensive vorbereiten.

Ein Patient, der unter Zwangsvorstellungen litt, träumte den folgenden Traum an dem Tag, an dem ich dem anderen Patienten den Vorschlag gemacht hatte, vor der nächsten Sitzung Benzodrin zu nehmen:

*Ich schaue auf endlose Reihen von Aspirin-Tabletten, die ganz regelmäßig angeordnet sind, vielleicht ein modernes grafisches Muster. Ich bin nicht sicher, ob es nicht doch andere Tabletten sind, irgendein anderes Medikament, vielleicht X.*

Dieser Patient, in Verhalten und Sprache etwas rigide, wünschte sich nichts mehr als eine »heile Welt«. Der Traum kann als Ausdruck seiner Vorstellung gesehen werden, daß nicht einmal

Tabletten, wie ich sie einem anderen Patienten mit starken Widerständen angedroht hatte, die Ordnung seines Universums und seine kontrollierte Gelassenheit erschüttern könnten. Dieser Traum würde damit, wie viele Träume, einen mehrfachen Widerstand darstellen. Die Tabletten können ihn nicht nur keinesfalls aus der Ruhe bringen, es sind noch nicht einmal Benzodrin-Tabletten: Es ist Aspirin, das man zur Linderung von Schmerzen und Unwohlsein nimmt. Er möchte beruhigt, nicht angeregt oder gar verletzt werden. Er ist aber nicht einmal sicher, ob es wirklich Aspirin ist; es könnte auch dieses Mittel X sein, ein anderes Schmerz- und Beruhigungsmittel. Er hatte einmal an den Vorbereitungen einer Werbekampagne für dieses Medikament mitgewirkt, die Herstellerfirma war jedoch mit der Arbeit seiner Agentur unzufrieden gewesen und hatte ihr schließlich den Auftrag entzogen. Diese Assoziation würde dann die dreifache Abwehr des Patienten vervollständigen: Die Tabletten werden die Festigkeit seiner Verfolgungsideen nicht erschüttern, sie werden ihm nicht weh tun, sondern eher seine Schmerzen lindern, und das Ganze wird sowieso scheitern, genau wie die Werbekampagne für das Medikament X.

Der andere Patient, der ebenfalls auf dem Psi-Weg Gefahr gewittert haben könnte, als ich zu chemischen Mitteln übergehen wollte, war eine Frau, für die die Analyse bisher eine angenehme Insel der Ruhe in ihrem sonst hektischen Alltag war. In der Nacht nach dem Traum des ersten Patienten über das Terpenhydrat träumte sie: *Ich finde zwei kleine Pillen in der Tasche meines Morgenmantels. Irgendwie werden die Pillen zu zwei kleinen, einen Tag alten Säuglingen. Ich gerate in Panik. Was soll aus diesen hilflosen Kindern werden?!*

Während einerseits eine Droge wie Benzodrin die primitiven oralen Bedürfnisse der Patientin befriedigen könnte (die zwei Pillen symbolisieren natürlich die beiden Brüste), wird auf der anderen Seite doch auch die Angst in ihr geweckt, in der Analyse etwas zu »gebären« (vielleicht die Erkenntnis, wie groß ihre Passivität ist), und zugleich auch die Furcht, hilf- und schutzlos zurückgelassen zu werden (wie ein neugeborenes Kind). Man kann diesen Traum am besten als eine Art psi-bedingten Examens- Traum betrachten, allerdings ist die Gefahr, auf die er sich bezieht,

bereits vorbei, als der darin mitschwingende Affekt beschworen wird (das Benzedrin-Experiment, erst einen Tag alt, war ja bei dem ersten Patienten gescheitert).

Ich glaube, wir dürfen nicht ohne weiteres eine Ausnahme von der Regel vermuten, daß ich in Psi-Träume von Patienten stets tief verwickelt bin, auch wenn das zunächst alles andere als deutlich scheint. Es sollen nun jedoch Beispiele von psi-bedingten Patiententräumen folgen, in die ich zwar indirekt verwickelt bin, wo es sich aber offensichtlich nicht um verdrängte Inhalte von mir handelt.

12

Eines Samstags erschien eine Miss Barbara L., um mit mir über die Möglichkeit einer Analyse zu sprechen. Sie wollte ganz sicher gehen, daß im Falle ihrer Behandlung niemand davon erfahren würde, vor allem nicht ihre Freundin, Mrs. K., die seit über einem Jahr meine Patientin war und durch die sie, wie sie schüchtern gestand, von mir gehört hatte.

Einige Monate vorher hatte ich Mrs. K. raten müssen, den Kontakt zu Barbara abzubrechen, weil ich nicht mehr mit der kritischen Einstellung zur Analyse fertig wurde, die letztere immer wieder in ihr wachrief. Die zwanghafte Mrs. K. war schon selbst negativ genug eingestellt, und es wurde noch schlimmer, wenn diese beiden Frauen sich nach fast jeder Sitzung von Mrs. K. trafen, um alles zu zerreden. Als klar wurde, daß Barbara, die Dominierende, eine Frau von scharfer, aggressiver Intelligenz, ihre sie bewundernde Freundin ausnutzte und für ihre eigenen Zwecke einsetzte, um sozusagen an der Analyse teilzuhaben, entschloß ich mich, ihre Kommunikation zu unterbinden.

Das nicht ganz unerwartete Ergebnis war, daß Barbara, gefangen in einer Übertragungssituation, die sich aus der Entfernung entwickelt hatte, ihre Angriffe aus dem Hinterhalt nun nutzlos fand und jetzt den Kampf mit mir offen und mit den Mitteln meiner Wahl aufnehmen mußte. Sie stimmte zu, weiterhin Mrs. K. nicht zu sehen oder mit ihr zu sprechen, und akzeptierte meinen Vorschlag, ihre Analyse gleich am kommenden Montag zu beginnen.

152

Am Montag rief Mrs. K. an und sagte ihren Termin ab, ebenso an allen anderen Tagen dieser Woche. Als Begründung gab sie jeweils an, ihre kleine Tochter habe sich erkältet, sie habe das Hausmädchen entlassen und noch kein neues gefunden, das Kind sei noch nicht über den Berg usw. Ich vermutete jedoch, daß sie auf irgendeine Weise von Barbaras Analysebeginn Wind bekommen hatte (obwohl Barbara mir versicherte, daß niemand davon wissen könne, auch nicht von ihrer Absicht, da sie aus einer Augenblicksentscheidung heraus zu mir gekommen sei) und daß sie nun vor der Mutter-Rivalität davonlief, in die alle intellektuell überlegenen Frauen sie versetzten.

Diese tief motivierte Flucht rationalisierte sie einfach mit den erstbesten Argumenten. Nie zuvor hatte sie eine ganze Woche die Analyse versäumt, obwohl sie immer Ärger mit dem Hausmädchen hatte und die Kinder immer etwas zu haben schienen. Sonst hatte sie das stets irgendwie hinbekommen – mit der Hilfe von Verwandten oder ihres Mannes, der nur unregelmäßig arbeitete und, wie ich später erfuhr, in dieser Woche sogar zu Hause war.

Erst am folgenden Montag kam Mrs. K. wieder zur Stunde; ihre äußerst gereizte Stimmung erinnerte mich an die Art und Weise, wie sie einige Tage vor der Unterbrechung reagierte, als sie merkte, daß ein Patient sie in einer Psi-Rivalitätssituation »ausgestochen« hatte.<sup>95</sup> Sie brachte zwei Träume mit; der erste stammte aus der Samstagnacht vor ihrer Rückkehr: *Ich war um 2 Uhr 30 mit dem hübschen italienischen Friseur bei Bonwit verabredet. Obwohl ich pünktlich kam, machte er eine Geste mit den Händen, als wollte er sagen: »Pech gehabt!« Es war da noch ein unscheinbares Mädchen mit einem albernem braunen Bubikopf unter einem Turbanhut, das darauf wartete, die Haare geschnitten zu bekommen. Sie wurde ungeduldig, weil er sich mit mir beschäftigte, und zog den Vorhang der Kabine zu. Ich fühlte mich ungerecht behandelt und zurückgesetzt durch diese Verstoßung.*

Der Patientin fiel sofort ein, daß Barbara einmal geäußert hatte, die meisten Analytiker seien nicht besser als diese Gigolo-Friseure, die auf alle Launen ihrer verwöhnten Kundinnen bereitwillig eingingen. 2 Uhr 30 war der Termin ihrer Analysestunde. Die Szene bei Bonwit erinnerte sie an eine Radiosendung, die sie vor ein paar Tagen gehört hatte. Es ging um zwei Mädchen, die

153



beste Freundinnen gewesen waren, bis sie zusammen einen Frisiersalon aufmachten und nun, als Partner und in Rivalität um die Gunst ihres Geschäftsführers, zu erbitterten Feinden geworden waren. Ihre Assoziationen zu dem unscheinbaren Mädchen mit dem albernen braunen Bubikopf (was soweit eine ausgezeichnete Beschreibung von Barbara zu sein schien) waren unbestimmt. Etwas an diesem Mädchen, das – so meinte sie jetzt – ungefähr im Alter einer Oberschülerin sein könnte (Barbara war Lehrerin an einer Oberschule), erinnerte sie an eine ältere Freundin, die sie schon Jahre nicht mehr gesehen hatte, eine Verbindung konnte sie aber nicht entdecken. Der Name dieser Frau war Barbara L., sie bestritt aber sofort jegliche Verbindung zwischen dieser und ihrer gegenwärtigen Freundin Barbara L.; der Name sei ihr einfach so eingefallen. Zu »Turbanhut« assoziierte sie wieder Psychoanalyse: Ihr Mann fragte sie oft, was ihr Analytiker denn in seiner Kristallkugel gesehen habe und wie ihm der Turban stünde.

Da ich Barbaras Wunsch akzeptierte, verzichtete ich auf eine Deutung dieses Traumes. Für mich selbst aber fügte ich noch einen Gedanken hinzu, um das Bild zu vervollständigen: Was die Patientin an Barbara am meisten bewunderte, zugleich jedoch auch besonders fürchtete, wenn es auf einen Vergleich mit ihr ankam, war ihr brillanter, fast immer etwas ätzender Scharfsinn.\* Sie hatte oft gesagt, daß ich mich, sollte ich Barbara je begegnen, von ihrer Intelligenz bestimmt genauso beeindruckt lassen würde wie jeder, der sie kannte (und das war tatsächlich der Fall, wie ich gestehen muß).

Dies, so nahm ich an, war ein zusätzlicher, also überdeterminierender Faktor für die Wahl von Bonwits Frisiersalon als Traumszene.

Der zweite Traum, den Mrs. K. berichtete, stammte aus der nächsten Nacht, also einen Tag bevor sie ihre Analyse wiederaufgenommen hatte: Es ging irgendwie um die Verteilung von Schlafstätten. Jemand zeigte mir eine Couch oder ein Feldbett zum Ausziehen. Als er es ausziehen wollte, um es breiter zu machen, sagte ich etwas wie »Ach, lassen Sie nur«, und er schob es

\* »Scharfsinn« heißt englisch »wit«; daher die Verbindung zu »Bonwit«.

wieder zurück. Dann erinnere ich mich, auf ein anderes Bett hinuntergeschaut zu haben, das schon gemacht war, und da einen feuchten Fleck zu entdecken, als ob jemand darauf uriniert hätte.

Ich drängte nicht zu Assoziationen, weil ich sehen wollte, was die Patientin von selbst mit dem Traum anfangen würde. Ihre Einfälle führten aber nicht über die zu dem ersten Traum hinaus, und die Stunde ging zu Ende, ohne daß die Patientin gebracht hatte, was nach meiner Ansicht der zweite Traum hätte ins Bewußtsein rufen sollen und worauf ich wartete, bevor ich über mein weiteres Vorgehen entschied.

Einige Monate vorher, während einer Phase, in der sie die Stunden damit verbrachte, mir in allen Einzelheiten zu berichten, was Barbara wieder einmal über Analyse und Analytiker (sie schien den ganzen Klatsch über das Privatleben der Hälfte aller Analytiker in der Stadt zu kennen) erzählt hatte, hatte ich sie darauf hingewiesen, auf welche Weise sie die Meinung ihrer Freundin als Tarnung für ihre eigenen quälenden Zweifel und ihren eigenen Negativismus benutzte. Sie meinte damals, es sei unter diesen Umständen vielleicht ganz günstig, Barbara während der Analyse dabeizuhaben; so hätte ich die Möglichkeit, mich direkt mit der »Inspiration« ihres Negativismus auseinanderzusetzen. Sie schlug eine Doppelcouch vor, eine Idee, auf die sie in den folgenden Sitzungen mehrfach zurückkam und die sie jedesmal umwerfend komisch fand.

Ich sollte vielleicht noch hinzufügen, daß ich in den folgenden Wochen und Monaten bei Mrs. K. keine weiteren Anzeichen für Reaktionen auf Barbaras »Eintritt ins Geschäft« entdecken konnte, und so hielt ich es nicht für ratsam, in dieser Richtung etwas zu unternehmen.

13

Es folgt ein amüsanter und besonders aufschlußreiches Beispiel für eine Psi-Rivalität, die ich ausdrücklich als solche deutete.

Eine Patientin berichtete eines Tages die folgenden Traumfragmente der letzten Nacht: 1. Nancy M. trat aus einem besonderen Anlaß, einem Geburtstag, Jahrestag oder etwas Ähnlichem, wieder

im »Breakfast Radio Club«-Programm auf. 2. Ich traf Mildred L. auf einer Treppe.

Die Patientin erzählte, daß Nancy M. eine Sängerin sei, die sich von der Arbeit zurückgezogen habe, um sich ganz ihrer Familie zu widmen. Ihren Platz hatten seitdem abwechselnd verschiedene Mädchen eingenommen, keine von ihnen aber, meinte die Patientin, sei »nur annähernd so gut« wie das Original, Nancy M. Sie glaubte, dieses Radioprogramm habe irgendwie mit ihrer Analyse zu tun, weil sie es jeden Morgen auf ihrer Fahrt dorthin im Autoradio hörte. Inzwischen hörte sie es nicht mehr täglich, denn sie kam nur noch einmal in der Woche. In Zusammenhang mit dem »besonderen Anlaß« in ihrem Traum fiel der Patientin niemand aus ihrem Bekanntenkreis ein, der zu dieser Zeit Geburtstag oder irgendeinen Jahrestag hätte.

Mildred L. aus dem zweiten Traumfragment war eine Nachbarin der Patientin, und viele meinten, sie sähe ihr sehr ähnlich. Vor einigen Wochen noch hatte sie der Lehrer ihres Sohnes mit dieser Frau verwechselt, und als sie einmal ihre Wäsche aus der Wäscherei geholt hatte, gab man ihr versehentlich auch ein Stück von Mrs. L. Zu »Treppe« oder »Treffen auf einer Treppe« fiel ihr nichts ein.

Einige Wochen zuvor hatte die Patientin den Wunsch geäußert, mehr Zeit für ihre Kinder zu haben. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie noch nichts davon erwähnt, daß Nancy M. sich aus ganz ähnlichen Gründen zurückgezogen hatte, aber nun, im Licht ihrer Einfälle zu diesem Traum, ist durchaus denkbar, daß eine Identifikation mit der Sängerin bei ihr einen solchen Wunsch ausgelöst hatte. Als ich ihr vorschlug, nur noch einmal pro Woche zu kommen, stimmte sie bereitwillig zu. Ich hatte die Stunden freigelassen, denn ich war froh, diese Zeit für mich zu haben, um einiges erledigen zu können.

Ungefähr eine Woche vor dem Traum der Patientin kam eine Frau in meine Sprechstunde, die Behandlung wegen eines Problems wünschte, für das meiner Meinung nach drei Wochenstunden genügten; da es mir aber widerstrebte, meine gerade gewonnene freie Zeit wieder zu verlieren, bat ich sie, in einer Woche wiederzukommen, in der Zwischenzeit würde ich versuchen, einen anderen Analytiker für sie zu finden. Während dieser

Woche hatte ich aber keinen Erfolg bei einigen halbherzigen Versuchen, jemanden für sie zu finden, und blieb unschlüssig, ob ich sie selbst übernehmen sollte. Ich entschloß mich dann, es einfach auf ihr Verhalten beim nächsten Treffen ankommen zu lassen. Sie erschien, einen Tag bevor die Patientin ihren Traum hatte, und entschied die Angelegenheit, indem sie mich geradezu anflehte, die Behandlung irgendwie zu ermöglichen, weil ihr der Gedanke unangenehm sei, mit einem anderen Therapeuten wieder von vorn anzufangen. Tatsächlich muß ich schon die ganze Zeit gewußt haben, wie die Angelegenheit ausgehen würde, denn meine neue Patientin, ein ehemaliges Showgirl und Fotomodell, war eine sehr attraktive Frau, die anzuschauen und der zuzuhören mir gleichermaßen Vergnügen bereitete. Ich vermutete, daß mein Konflikt während dieser Woche nur ein vorgespiegelter Widerstand meinerseits war, ein Versuch, mit der beginnenden Gegenübertragung magisch fertig zu werden, indem ich so tat, als sei mir der Ausgang meiner Bemühungen völlig gleichgültig.

Was mir noch nicht aufgefallen war, bis meine erste Patientin ihre Träume erzählte, war die wirklich frappierende Ähnlichkeit zwischen ihr und dieser Frau, an die sie nun einen Teil ihrer Zeit abgetreten hatte. Die beiden hatten dieselbe Haar-, Augen- und Hautfarbe, sehr ähnliche Gesichtszüge und fast die gleiche Figur. Schließlich fiel mir noch ein, daß Patientin Nummer eins ebenfalls früher Fotomodell gewesen war, und ich erinnerte mich, wie mich der Betreffende, von dem diese Patientin ursprünglich zu mir geschickt worden war, augenzwinkernd gewarnt hatte, ich würde mit der Gegenübertragung wohl sehr aufpassen müssen, und daß ich gleich nach dem ersten Gespräch mit ihr ihm geschrieben habe, ich machte schon die ersten Übungen.

Ich mußte so annehmen, daß meine erste Patientin eine ausgesprochene Eifersuchtsszene gegen die bedrohliche Rivalin inszeniert hatte, die gekommen war, um die Stunde zu besetzen, auf die sie gerade verzichtet hatte, und daß ihr Traum den Wunsch darstellte, wieder in das tägliche Programm aufgenommen zu werden, von dem sie sich wie die Sängerin Nancy M. aus familiären Gründen zurückgezogen hatte.

Nun wurden nicht nur ihre geringschätzigen Bemerkungen über den Ersatz für den eigentlichen Star Nancy klar, sondern

auch das sonst völlig bedeutungslose Fragment von der Begegnung mit ihrem »Doppelgänger« auf der Treppe. Der »besondere Anlaß« war mein Geburtstag, an dessen Abend sie die beiden Träume hatte; soweit ich feststellen konnte, wußte sie nichts davon. So kam sie als Geschenk zurück und nicht, das wollte sie wohl damit betonen, aus Eifersucht.

Die Träumerin hatte ihrer Rivalin etwas voraus: die Tatsache, daß sie wie Nancy M. Sängerin war. Sie war damit schnell bei der Hand, als ich ihr das Tatsachenmaterial aufdeckte, durch das ihre Rivalitätsträume vermutlich zustande gekommen waren. »Natürlich bin ich wahnsinnig eifersüchtig«, gab sie zu, »aber fragen Sie Miss Buttinsky, oder wie auch immer sie heißen mag, doch einmal, ob sie singen kann. Ich wette, daß sie dann genug hat.«

Zum Schluß noch zwei bestätigende Punkte: Nachdem ich ihre Träume gedeutet hatte, berichtete die erste Patientin, daß sie am Nachmittag des Vortages (es begann etwa zwei oder drei Stunden vor meinem Termin mit »Miss Buttinsky«) in ihre alten Symptome von Angst und Depression zurückgefallen sei, und zwar so stark, daß sie gegen Abend von Suizidphantasien und bitteren Gedanken heimgesucht wurde, ihre Analyse sei doch wohl fehlgegangen.\* Diese Stimmung war bis zu einem gewissen Grade geblieben, wurde aber durch die Deutung ihrer Träume schnell zerstreut.

Dazu kommt, daß sie an dem betreffenden Morgen in genau derselben Aufmachung zur Stunde kam wie ihre Rivalin am Nachmittag des Vortages – weiße Hemdbluse mit einem Einsatz aus Pikee und Perlenknöpfen und einfacher schwarzer Rock. Als ich sie darauf aufmerksam machte, meinte sie, diese Kombination habe sie noch nie zur Analyse angezogen. Dann erzählte sie mir, daß diese Hemdblusen in zwei Preislagen zu haben seien, für zehn Dollar und für neununddreißig Dollar fünfundneunzig. »Bestimmt hat meine Rivalin die teurere angehabt«, sagte sie eisig.

\* Servadio hat einen ähnlichen Fall beschrieben.<sup>200</sup>

## Psi-Symbole in Träumen

In den im vorigen Kapitel vorgestellten Träumen waren verschiedene Kategorien von Traumsymbolen aufgetaucht, die – wie im sechsten Kapitel erwähnt – nach meiner Erfahrung in Zusammenhang mit dem Auftreten von Psi-Vorgängen stehen müssen.

Ich werde nun einige weitere Beispiele bringen, die mir besonders bemerkenswert erscheinen.

1

Ich beginne mit einem Traum, in dem ein hervorstechendes Merkmal des manifesten wie auch des latenten Inhalts das Thema »Kommunikation« ist. In einer Nacht, in der drei Patienten und ich in eine Serie von Träumen verwickelt waren, die sich manifest und latent hochgradig entsprachen, träumte eine vierte Patientin, sie sei dreimal von mir angerufen worden, wobei ich jedesmal das Gespräch unterbrach und verlangte, mit jemand anderem verbunden zu werden.

Ich gebe zunächst als Hintergrund die Träume der drei Patienten wieder, auf die diese Träumerin anscheinend unbewußt anspielte.

Der Traum einer Mrs. S., die kurz vor ihrer Niederkunft stand: *Ich befinde mich auf einem großen See oder Meer und bin gerade dabei, eine dunkelhäutige Spanierin zu retten. Mit der einen Hand halte ich mich an einem Pflock fest, mit der anderen streichele ich ihre Brüste. Etwas weiter weg ist ein kubanischer Junge in einem Ruderboot.*

Der Traum von Mr. L.: *Ich bin auf einem Dampfer, der den Namen »S. S. Ägypten« trägt und offenbar zwischen New York und Ägypten verkehrt. Es gab an Bord eine Art Bar, in der ich*

einem schönen dunkelhäutigen Mädchen beim Steppen zusah. Sie tanzte so, daß man hin und wieder ihre Schenkel und ihre Vagina sehen konnte.

Der Traum von Mr. F.: Ich bin mit Ihnen in einem Ruderboot; wir fischen. Sie haben einen großen Fisch gefangen, aber Sie überlassen es dann mir, ihn zu bändigen und ins Boot zu ziehen. Der Fisch hatte ein zugleich schreckliches und schönes Maul und ebensolche Zähne. Ich fühlte mich durch den Fisch bedroht und hatte Angst, weil Sie mir nicht helfen wollten. Ich sagte: »Wie kann ich es schaffen, wenn ich nicht einmal einen Revolver oder ein Netz habe?« Sie wechselten in ein kleines Ruderboot über und saßen auf dem Boden in vertraulichem Gespräch mit einer Frau, die wahrscheinlich auch eine Patientin war. Als ich den Fisch endlich gefangen hatte, verwandelte er sich in eine dunkelhäutige Frau aus Haiti, die Spanisch sprach und die ich nicht verstehen konnte . . . Ich fürchtete mich vor der Frau genausoviel wie vor dem Fisch.

Ich will hier nur einige der manifesten und latenten Entsprechungen zwischen diesen Träumen skizzieren und dann einige Berührungspunkte mit meinen eigenen unmittelbaren Erlebnissen aufzeigen.

Im ersten und dritten Traum kommt eine dunkelhäutige Spanierin vor, die aus dem Wasser gerettet wird, und im zweiten wird eine dunkelhäutige Frau erwähnt, die auf einem Schiff auf See ist. Die Rettung aus dem Wasser ist eine bekannte Geburtsphantasie und in dem Traum der ersten Patientin, die vor der Entbindung steht (und die sich ein Mädchen wünscht, da sie meint, schon genug Jungen zu haben), an sich nicht weiter bemerkenswert. Bemerkenswert ist aber, daß das schreckliche und zugleich schöne Gebiß des Fisches, der dem dritten Träumer »geboren« wurde, in einem direkten Zusammenhang mit der Äußerung eines Freundes von mir gesehen werden kann, der sich am Abend ~~eben~~ dieses Traumes ausgemalt hatte, sein nächstes Kind werde mit einem vollständigen Gebiß zur Welt kommen. Seine Frau, bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft, war entsetzt über diese Vorstellung, und ich fragte mich, ob sie wohl die Bedeutung einer solchen Phantasie erkannt haben möchte. Ihr Mann war bei seinen Freunden für seine ungeheure Orali-

tät nur zu bekannt, und wir waren von einem Gespräch über seinen stark oral gefärbten Glauben an eine ziemlich bestimmte Art des Weiterlebens nach dem Tode und an Unsterblichkeit auf den Untergang der *Titanic* gekommen. Zusammen mit den vorangegangenen Diskussionen über Geburtsbräuche und -phantasien, über Psi-Phänomene bei der Geburt etc. mag dieses Gespräch den maritimen Rahmen für die drei Träume meiner Patienten abgegeben haben.

Bei unserer Diskussion hatte ich die Meinung vertreten, daß die *Titanic*-Katastrophe zwar eine beachtliche Zahl telepathischer und auch präkognitiver Phänomene mit sich gebracht habe, aber – soweit ich wüßte – keines, das einem Ertrinkenden, der an ein Leben nach dem Tode glaubte, hätte helfen können.

Als ich meine Freunde beim Abschied zum Fahrstuhl begleitete, waren wir noch immer bei diesem Thema; meine letzte Bemerkung ging dahin, daß die Frage des Weiterlebens nach dem Tode keinesfalls auf eine so einfache Problemstellung wie »Gibt es das oder nicht« hinauslaufe, wie mein Freund glaubte, sondern so kompliziert sei wie Schachspielen.

Ich möchte nun auf eine Entsprechung zwischen dem manifesten Inhalt des Traumes meines zweiten Patienten und einer immer wiederkehrenden Phantasie meiner ersten Patientin, Mrs. S., zu sprechen kommen. Diese könnte sehr gut durch etwas anderes ausgelöst worden sein, das sich an jenem denkwürdigen Abend zwischen mir und meinen Freunden abgespielt hatte.

Ein Element des Traumes von Mr. L. war, daß er einem schönen dunkelhäutigen Mädchen beim Steppen zusah. »Sie tanzte so, daß man hin und wieder ihre Schenkel und ihre Vagina sehen konnte.« Seine einzige Assoziation hierzu war ein spanisches Mädchen, mit dem er vor Jahren in Buenos Aires eine Affäre gehabt hatte. Als er sich wieder einmal mit ihr verabreden wollte, erfuhr er, daß sie verhaftet worden war; zu seinem Arger wegen Prostitution.

Mit dieser Assoziation ist nun die Entsprechung der Spanierin in den drei Träumen vollständig. Daß Mr. L. in diesem Traum wirklich sehr Intimes sehen konnte, wird durch den Zusammenhang mit den dauernd wiederkehrenden Masturbationsphantasien von Mrs. S. deutlich: Sie stellt sich vor, eine Steptänzerin

zu sein und die Aufmerksamkeit des Tanzlehrers durch Enthüllung ihrer Vagina bei einem hohen Sprung derart zu erregen, daß er sich ihr nähert, sie küßt und mit der einen Hand ihre Vagina streichelt, mit der anderen ihre Brüste, die in ihrer Vorstellung viel üppiger sind als in Wirklichkeit. (Man beachte die Spuren dieser Phantasie in ihrem Traum, in dem sie sich mit der einen Hand an einem Pflock festhält, während die andere die Brüste der Spanierin streichelt, die sie gerettet hat.) Am Vortag des Traumes sah sie sich in ihrer Phantasie im Saal des Funkhauses; das Opfer ihres unwiderstehlichen Charmes war hier der Ballettmeister.

Einige Tage davor war Mr. L. zu einem Gedenkkonzert für einen Komponisten in den Konzertsaal des Funkhauses gegangen und sah mit Entsetzen, daß eine überlebensgroße Statue des Komponisten aus dem Orchestergraben auftrug. (Dieser Komponist war zwar einer seiner besten Freunde gewesen, wurde von ihm aber wegen seiner Talente immer sehr beneidet.) Hier stoßen wir abermals auf eine Verbindung von Geburt (die aus dem Graben herausragende Figur hat etwas von einer Geburtsphantasie, ebenso wie die Elemente der Rettung und des Fischens im Traum), Tod und – wie bei meinem Erlebnis des Vorabends – Unsterblichkeit. (Der Patient, Mr. L., glaubte zwar kaum an ein Weiterleben nach dem Tod, dürfte sich aber sehnlichst die Unsterblichkeit gewünscht haben, die sein verstorbener Freund durch dieses Gedenkkonzert erlangt hatte, mochte es nun geschmacklos sein oder nicht.)

Nun ist an sich nichts Besonderes dabei, wenn Mr. L. träumt, er sei in einer Sex-Show oder er werfe einen Blick auf eine Vagina, denn er ist ein Voyeur reinsten Wassers. Auffällig ist nur, daß er davon in einer Nacht träumt, in der er vermutlich in den Traum einer Frau verwickelt war, deren Hauptphantasie es ist, genau in der Symbolik seines Traumes zu gefallen (und dann natürlich zu enttäuschen). Als Bindeglied erweist sich hier wieder der Besuch meines Freundes, der sich Unsterblichkeit nur als vollständige Auferstehung vorstellen kann, und mit dem komplizierten Zusammensetzen von Einzelelementen, wie beim Schachspiel, nicht zufrieden ist.

Als wir am Ende dieses Abends, noch in diese Problematik ver-

tieft, im Flur standen und auf den Fahrstuhl warteten, kamen unsere Frauen auf die Idee, zusammen zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung von *Bloomer Girl* (»Blüten-Mädchen«), einem Erfolgsmusical am Broadway, zu gehen. Für Wohltätigkeitspreise, witzelte mein Freund, wolle er keine Mädchen sehen, die noch ihre Schlüpfer (*bloomers*) an hätten, was seine Frau zu der Bemerkung veranlaßte, so wie er sich neulich gefühlt hätte, würde das ja wohl kaum einen Unterschied machen; fast hätte das zu einem heftigen Streit geführt.

Ich habe mit der Darstellung dieser Zusammenhänge nur den Hintergrund für einen Traum geben wollen, der eine interessante Verwendung der Psi-Symbolik zeigt; ich möchte jetzt aber wenigstens kurz auf eine weitere mutmaßliche Quelle hinweisen, die auf etwas verzwicktere Weise Eingang in den manifesten Inhalt der drei Patiententräume gefunden haben könnte.

Am Nachmittag vor den betreffenden Träumen war eine ehemalige Patientin mit der Bitte zu mir gekommen, ihr bei der Adoption eines Kindes über eine offizielle Stelle behilflich zu sein. Ihre Analyse hatte stattgefunden, als sie schon in recht vorgerücktem Alter war, und obwohl für sie bestimmt sehr nützlich, hatte ihr die Therapie doch nicht – wie sie gewünscht hatte – zu einem Mann und einem Kind verhelfen können. Jetzt, mehrere Jahre später, waren ihre Aussichten auf eine Verheiratung alles andere als vielversprechend, und ein Arzt hatte ihr gerade mitgeteilt, daß sie bereits in der Menopause sei. Als ich ihr sagte, daß die Behörden in der Regel alleinstehenden Frauen keine Kinder zur Adoption geben, wurde sie ganz aufgeregt und erklärte, daß sie ihre Kinder schon bekommen werde, über bestimmte inoffizielle Stellen seien ihr bereits drei spanische Flüchtlingskinder praktisch zugesagt worden. (Ich hatte glatt versäumt, ihre Anfrage analytisch zu behandeln, wie ich es eigentlich hätte tun sollen.) Wenn sie es war, auf die sich (mittels Psi) Mrs. S. in ihrem »Rettungs«-Traum bezogen hatte, dann wird mit dem Element des Streichelns der Brüste eine doppelte Rettung oder Erneuerung angeboten, denn tatsächlich hatte man ihr eine Brust operativ entfernt und die Möglichkeit des Verlusts der anderen (und des Lebens überhaupt) war ihre stete Sorge.

Nun kommen wir zu dem Thema, für das alles bisher Berichte-

te den Hintergrund darstellt. Eine Patientin mittleren Alters erzählte den folgenden Traum, den sie zwei Nächte vor dem Zeitpunkt der drei anderen Patiententräume hatte:

Ich war in einem Krankenzimmer von hellblauer Farbe, aber mit einer Tür aus dunklem Naturholz. Ich war krank, hatte jedoch keine Schmerzen. Das Telefon klingelte, und Sie waren am Apparat. Alles, was Sie sagten, war »Hallo«, dann wollten Sie mit einem anderen Zimmer verbunden werden. Das geschah dreimal hintereinander, jedesmal unterbrachen Sie das Gespräch und verlangten die Zentrale, um mit jemand anderem verbunden zu werden. Nachdem Sie mit diesen drei Personen, die ich nicht kannte, gesprochen hatten, legten Sie auf.

Die einzige Assoziation der Patientin zur Farbe des Raumes und der Tür war, daß so das Krankenzimmer eines Freundes aussah, den sie vor einigen Monaten besucht hatte.

Ihr Aufenthalt im Krankenzimmer dieses Freundes ist offenbar eine Art Entschuldigung dafür, daß sie an dieser Serie von korrespondierenden Träumen mit den anderen Patienten nicht teilnehmen konnte oder daß sie nicht dazu eingeladen war, denn dieser Freund, erfuhr ich auf meine Frage, litt an einem Blasenstein. Auf manifester Ebene würde ein Blasenstein die Träumerin daran hindern, Wasser »hervorzubringen«, ein Element, das den anderen drei Träumen gemeinsam ist. Auf latenter Ebene jedoch ist das Wasser nur eine Art Hintergrund für die Geburtsphantasien; Kinder waren es eigentlich, die die Patientin glaubte, nicht »hervorbringen« zu können, und vielleicht waren es ihre Schuldgefühle darüber, die sie aus den Verbindungen zwischen all den anderen heraushalten wollte.

Die Symptomatik der Patientin war vor einigen Jahren zum Ausbruch gekommen, nachdem ihr Mann von ihr verlangt hatte, eine Abtreibung vorzunehmen. In der Folgezeit hatte sie mehrere Fehlgeburten und nun, als Frau mittleren Alters, wurde sie von Gewissensbissen und von Haßgefühlen gegen ihren Mann geplagt, auf den sie ihre eigene Feindseligkeit gegenüber ungeborenen Kindern projizierte. (Von dieser Patientin stammt auch der im sechsten Kapitel behandelte Traum vom Verlust der Geldbörse

bei einer Freilichtaufführung; viele ihrer Träume bezogen sich auf Fehlgeburten der Schwiegertochter und anderer Frauen; ich habe darüber in einer früheren Veröffentlichung geschrieben.<sup>95</sup>

Seltsamerweise sagte die Patientin gleich am Anfang ihrer Stunde, sie habe vor zwei Tagen einen telepathischen Traum gehabt. »Erzählen Sie mir bloß nicht«, dachte ich bei mir, »daß auch Sie Spanierinnen aus dem Wasser gezogen haben.« Was sie aber dann berichtete, war nicht der soeben mitgeteilte Traum, sondern ein anderer, über eine Bekannte, die gerade Nesselfieber hatte. Am nächsten Tag traf sie ihre Freundin, die sie schon wochenlang nicht mehr gesehen hatte, und erfuhr, daß sie tatsächlich gerade einen Anfall von Nesselfieber gehabt hatte, und zwar zum ersten Mal in ihrem Leben. »Ich fühlte mich richtig »gut«, als ich das hörte«, meinte die Patientin.

Nesselfieber (wie auch andere »erhöhte« Hautausschläge, Beulen oder Gerstenkörner) hängt auffällig oft mit konfliktbeladenen Geburtsphantasien zusammen. Man kann deshalb annehmen, daß die Patientin, die sich beklagt, sie werde daran gehindert, etwas »hervorzubringen«, gleichzeitig bei jeder Gelegenheit symbolisch Kinder produziert.

2

Daß eine symbolische Anspielung des Traums auf einen Psi-Vorgang tatsächlich bestätigenden Wert hat, wird gelegentlich schon durch die Art und Weise, wie diese auftaucht, unterstrichen. So erzählte einmal ein Patient einen Traum der vergangenen Nacht: »Ich erfuhr, daß Dr. R. und sein Neffe gestorben waren . . .« usw. Eine Schlagzeilenmeldung, die am Tag darauf in den Zeitungen erschien, erwies sich dank der Assoziationen des Patienten langsam, aber sicher als der mutmaßliche Auslöser seines Traums. Ich konnte dieses Verbindungsglied unschwer zu meinen eigenen konfliktbeladenen Erlebnissen des Tages und Vorabends in Beziehung setzen, also eine Triangulation durchführen. Im Verlauf der Traumanalyse – der mutmaßliche Psi-Inhalt hatte sich dabei schon herauskristallisiert – fragte ich den Patienten, wie er in seinem Traum von dem Tod des Dr. R. und sei-

nes Neffen erfahren habe. »Seltsam, daß Sie mich das fragen müssen«, gab er zurück, »es war eigentlich so, als schaute ich konzentriert auf eine Telefon-Wählscheibe oder auf den Streifen eines Fernschreibers, der von jemand bedient wurde; irgendwie erhielt ich so die Nachricht.« Dieser »jemand«, vermutete der Patient (sprach es aber zum ersten Mal aus), war ich.

Eine interessante Fortsetzung erfuhr sein Traum am nächsten Tag, als ein anderer Patient, dessen starkes Konkurrenzstreben anhand von ausgeprägten Urszenenphantasien in den letzten Sitzungen gerade durchgearbeitet worden war, den folgenden Traum mitteilte:

*Ich saß mit einem anderen Mann in der ersten Reihe eines Busses für Besichtigungstouren. Während der Fahrt wurden wir von jemandem examiniert, der L., Professor für Mathematik an der – Universität zu sein schien. Als ich die Fragen überflog, fühlte ich mich völlig überfordert. Die Frage, die mir am meisten zu schaffen machte, enthielt besonders knifflige Berechnungen: Projektionen von Kreisteilen – spiralenförmige Schwingung – etwas Projektives. Ich sah, wie sich der andere in diesen verzwickten und komplexen Rechnungen sehr gut zurecht fand, während ich überhaupt nichts herausbekam.*

Zu diesem Gefühl der Untauglichkeit fiel dem Patienten ein ähnliches Gefühl ein, das in ihm als Kind aufgekommen war, als sich herausgestellt hatte, daß er nicht das absolute Gehör seines Vaters besaß. In seiner Vorstellung war das absolute Gehör gleichbedeutend mit »telepathischen und anderen seltenen Fähigkeiten«. Seine Assoziationen zu »spiralenförmigen Schwingungen« und »etwas Projektivem« waren »noch unbekannte Strahlungsphänomene wie die magnetischen Strahlungen von Ehrenhaft« (einem Wiener Physiker).

Dieses Material, in dem Andeutungen jenes »telegraphischen« Vorganges enthalten sind, den ich im Traum meines anderen Patienten in der Nacht zuvor durchführte, erinnerte mich nun daran, daß der gegenwärtige Patient seine Stunde am Vortage mit der Erwähnung eines Zeitungsartikels eingeleitet hatte, der auf derselben Seite stand wie der Artikel, den der erste Patient vermutlich mittels Psi aufgenommen und als Element für seinen Traum benutzt hatte. Indem er auf eine kleine Überschrift hin-

wies, die »Fala von seiner Braut gebissen« lautete, mit dem Untertitel »Präsidentenhund muß nach den Flitterwochen ins Krankenhaus«, bemerkte der Patient: »Der Journalist hätte die Geschichte ›Wenn Fala einen Freund braucht‹ überschreiben sollen.« Da ihm Scherze dieser Art sonst nicht lagen, fragte ich mich, was ihn zu diesem hier veranlaßt haben mochte. Ich nahm an, daß diese Äußerung, wie so viele einleitende Bemerkungen von Patienten, später einen Zusammenhang mit dem in der Stunde ausgebreiteten Material ergeben würde, verzichtete darum auf eine Bemerkung und entschloß mich, damit zu warten, bis sich ein bedeutungsvoller und lohnender Zusammenhang ergeben würde.

Es folgte dann die Analyse eines Traumes und im Anschluß daran ging es hauptsächlich um die Urszene, wobei er sich plötzlich wieder an ein Erlebnis erinnerte, das er mit fünf Jahren hatte: Er hatte mit Bettnässen angefangen, nachdem er aus dem elterlichen Schlafzimmer verbannt worden war, weil er einmal Zeuge des elterlichen Geschlechtsverkehrs geworden war.

Als ich dem Patienten gegen Ende der Sitzung die symbolische Verbindung zwischen dem »Präsidentenhund in den Flitterwochen« und dem elterlichen Verkehr sowie auch zwischen Hunden und Urinieren aufzeigte, war er vom Bedeutungsgehalt seiner anscheinend ganz zufälligen Einleitungsbemerkung zutiefst beeindruckt.

Es folgte dann in der nächsten Stunde der Traum über sein Scheitern in einer Prüfungssituation, wobei er die »spiralförmigen Schwingungen« und die »Projektionen« sowohl auf die väterliche Überlegenheit bezog (absolutes Gehör) als auch auf »seltene telepathische Fähigkeiten«; daraufhin hatte ich den Eindruck, daß die Einleitung der vorigen Stunde (über den Präsidentenhund in »Flitterwochen«) sehr gut zweifach determiniert sein könnte: einmal durch das erwähnte Urszenen-Material (die »Besichtigung« des elterlichen Verkehrs), zum anderen aber vielleicht auch durch seine unbewußte Kenntnis davon, daß der andere Patient ihn mittels Psi hinsichtlich der Schlagzeilen ausgestochen hatte; das wäre natürlich eine Wiederholung seiner Kindheitssituation, wo er von den Leistungen seines Vaters übertroffen wurde (»Ich bekam überhaupt nichts heraus«).

Bezeichnenderweise fing der Patient die zweite dieser beiden Stunden damit an, daß er über die Träume von Kindern nachsann. Er überlegte, an welchem Punkt ihrer Entwicklung sie wohl zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden könnten. Dann fragte er, ob mir aufgefallen sei, daß er heute keine Anfangsbemerkung gemacht habe (d. h. eine Äußerung vor dem Hinlegen auf die Couch), und überlegte, ob es wohl damit zusammenhinge, daß er sich nicht wieder ausliefern wollte wie am Tag zuvor. Dies führte ihn zurück zu Gedanken über die komplexe Determiniertheit seiner Einleitungsbemerkung vom Vortage, und wieder drückte er seine Verwunderung über die Präzision unbewußter seelischer Prozesse aus. An dieser Stelle berichtete er den Traum von dem Aussichtsbus, in dem er vermutlich dem telepathischen »Verkehr« zwischen mir und dem ersten Patienten nachspionierte und zugleich bestimmte Aspekte seiner Kindheitserfahrung wiederaufleben ließ. Hier werden nun tatsächlich Kinderträume eins mit psychologischer Wirklichkeit, um auf die Überlegungen des Patienten zu Beginn der Stunde zurückzukommen.

3

Es lassen sich viele Beispiele dafür geben, daß Psi und Sexualität unbewußt gleichgesetzt werden. Sexualität bedeutet natürlich Kommunikation im weitesten Sinn des Wortes; genauso verhält es sich mit den Psi-Prozessen, und verschiedene Überlegungen weisen auf einen tiefen biologischen Zusammenhang zwischen Psi und Sexualität hin.

Im nächsten Beispiel, in dem eine solche Koppelung vorliegt, sehen wir Psi wieder einmal durch ein Kommunikationsmittel (hier ein Radio) symbolisiert.

Der Traum einer Patientin aus der letzten Nacht: *Ich war in einem Haus einer Reihe baufälliger alter Sandsteinhäuser, als auf der Rückseite ein Feuer ausbrach . . . Ich nahm zwei Radios, ein kleines und ein großes, und bugsierte sie vorsichtig die Stufen der Vordertreppe hinunter, als wären es schwere Koffer.*

Ich selbst hatte in dieser Nacht folgenden Traum: *Von der anderen Straßenseite beobachte ich ein Feuer, das in einer Reihe*

*schäbiger alter Sandsteinhäuser ausgebrochen war. Durch die Fenster sehe ich Menschen in brennenden Zimmern, doch sie erscheinen seltsam ruhig und unbeeindruckt von der Gefahr. Auch ich bin ganz ruhig und empfinde keinen Schrecken angesichts der drohenden Katastrophe.*

Diesem Traum, den ich kurz vor dem Aufwachen hatte, war eine Reihe von Traumfragmenten vorausgegangen, in denen ein Hauptthema, *meine irgendwie vereitelten Bemühungen, mit einer bestimmten Frau zu schlafen*, in verschiedenen Variationen auftauchte.

Kurz nach dem Aufwachen hatte ich das Gefühl, die Bedeutung dieser Träume gleichsam automatisch zu erfassen (das allein hätte mich skeptisch machen und auf den Gedanken bringen müssen, daß ich damit wohl vermeiden wollte, mich mit einem wichtigen und noch verborgenen Aspekt auseinanderzusetzen). Dank einiger unmißverständlicher Anzeichen konnte ich sofort erkennen, daß die Frau, der ich im Traum erfolglos den Hof gemacht hatte, meine eigene (zu der Zeit siebenjährige) Tochter war. Am Abend vorher war angesichts des damenhaft-erwachsenen Verhaltens des kleinen Mädchens eine flüchtige Traurigkeit in mir aufgestiegen; ich wußte, daß sie nun nicht mehr allzulange in dem Alter sein würde, in dem man sich den gegenseitigen Zärtlichkeiten noch uneingeschränkt hingeben konnte. Ich sah sie heranreifen und aufblühen und stellte mir die gewisse Schranke vor, die sich dann natürlicherweise zwischen uns entwickeln würde.

In den beiden Träumen, die offensichtlich zusammengehören, sehe ich mich einerseits in einem Kampf um eine unerwiderte Liebe, einem Kampf, der zum Scheitern verurteilt ist. Die Bedeutung der Wiederholung des Themas in verschiedenen Variationen ist dabei zweifellos, daß es keinen Weg gibt, diese festgesetzte Schranke zu umgehen und zur Verwirklichung meiner Wünsche zu gelangen. Andererseits aber tröste ich mich mit dem Gedanken, daß der Kampf nicht so furchtbar sein wird, daß es nichts wirklich Beunruhigendes gibt und daß das Feuer — mein Feuer — zur rechten Zeit schnell und wirksam gelöscht werden wird. Das folgere ich aus meinen spontanen Assoziationen zu dem Feuertraum: Ungefähr ein Jahr zuvor hatte ich den Ausbruch eines Feuers erlebt, als ich eines Abends hinter einem Block dreige-



schossiger Häuser entlangfuhr. In der Zeit, in der ich den Wagen geparkt und zu der Stelle zurückgegangen war, von der aus ich die Flammen zuerst gesehen hatte, hatte sich bereits ein würender Brand entwickelt. Menschen balancierten auf Fensterbrettern, schrien um Hilfe und drohten hinunterzuspringen, während hinter ihnen in den Zimmern riesige Flammen aufloderten. Ich war starr vor Entsetzen und hilflos. In Sekundenschnelle aber, so kam es mir vor, rückten aus allen Richtungen Löschzüge an. In großartiger Zusammenarbeit brachten die Feuerwehrleute die angstgepeinigten Bewohner über Leitern in Sicherheit, und innerhalb weniger Minuten konnten sie das Feuer bezwingen – nicht zuletzt zur großen Erleichterung der erschreckten Zuschauer, die sich inzwischen in großer Zahl eingefunden hatten. Aus einer drohenden Katastrophe war schnell eine Routineangelegenheit geworden.

Die ruhige Gelassenheit der vom Feuer bedrohten Leute in meinem Traum sowie meine eigene Ungerührtheit legen nahe, daß meine Ängste vor dem Ausbruch inzestuöser, auf meine Tochter gerichteter Wünsche unnötig sind. Mein Feuer wird gebändigt und eine furchtbare Situation abgewendet werden – so wie in dem konkreten Fall, dessen Zeuge ich geworden war.

Als eine wichtige Hilfe bei der Angstminderung ist die Tatsachen anzusehen, daß das brennende Haus in Wirklichkeit zu einem Block imposanter, gut erhaltener Häuser aus grauem Stein gehörte, im Traum jedoch das Feuer ein Gebäude in einer Reihe ziemlich heruntergekommener alter Häuser aus braunem Sandstein erfaßt hatte. In einem solchen Haus hatte ich bis zum Alter von fünf oder sechs Jahren gelebt. Dieses Traumelement drückt demnach die Hoffnung aus, meine schuldbeladenen Empfindungen gegenüber meiner Tochter genauso wirksam bekämpfen zu können wie die gegenüber meiner Mutter, in deren Haus mein »Feuer« zum erstenmal ausgebrochen war.

Als mir meine Patientin am späten Vormittag ihren Traum berichtete, wurde durch eines seiner Elemente sofort offenkundig, daß einem Vorgang in dieser Nacht, den ich zunächst nicht weiter beachtet hatte, einige Bedeutung zukam; das wurde schon klar, noch bevor die Möglichkeit einer tieferen dynamischen Wechselbeziehung zu meinem eigenen Traum mir bewußt wurde.

Einmal während der Nacht, erinnerte ich mich, war ich durch so etwas wie Brandgeruch halb wach geworden, aber bald darauf wieder fest eingeschlafen, ohne der Sache nachzugehen. Irgendwie mußte ich mich beruhigt haben, daß ich bloß einer Sinnestäuschung erlegen war und daß die Kinder in ihren Zimmern in Sicherheit waren. Beim Aufwachen nahm ich an, daß sich diese Episode vor dem Feuer-Traum abgespielt hatte. Als ich mich, noch nicht ganz wach, auf meine Träume besann und sie zu analysieren begann, war meine erste Überlegung der unlogische und höchst unanalytische Gedanke: »Sieh da! Das ist ein Beispiel für einen Traum [der über das Feuer] ohne große Bedeutung, denn er ist einfach durch eine Geruchsempfindung zustande gekommen.« Was ich erst nach der Analyse meiner Träume erkannte, war einmal, daß die Geruchsempfindung, das heißt der Geruch, Sexualität in der primitivsten animalischen Form bedeutet, auf einer Ebene jenseits der Inzestschranke; zum anderen, daß »wo Rauch ist, auch Feuer ist«. Meine Sorge um die Sicherheit der Kinder, überlegte ich mir, muß also von einer Situation auf eine andere verschoben worden sein, aus der mich dann meine Träume retteten.

Ein weiterer wichtiger Punkt war, daß das Feuer im Traum der Patientin »auf der Rückseite« ausgebrochen war; noch bevor die Patientin dazu assoziierte, hatte ich vermutet, daß es sich hier um eine Symbolisierung ihrer noch weitgehend unaufgedeckten starken analerotischen Tendenzen handelte. Erst in Verbindung mit diesem Detail kam ich darauf, daß sich hinter meiner nächtlichen Geruchstäuschung noch eine weitere Verschiebung verbarg. Als sich nämlich die Patientin tags zuvor zu Beginn der Stunde hingelegt hatte, entdeckte ich, daß sie stärker parfümiert war als gewöhnlich, ja, geradezu aufdringlich roch. (Das Hauptthema dieser Sitzung war ihre Angst vor dem Fortschreiten der Zeit; das baufällige alte Sandsteinhaus steht für das Bild, das sie sich von ihrem einstmaligen schönen Körper macht, so wie sie sich in einem früheren Traum einmal als »in einer alten Hütte« lebend dargestellt hatte.<sup>96</sup>) In diesem Augenblick überlegte ich kurz, welche Bedeutung das Parfüm wohl haben mochte, kam aber irgendwie gleich wieder von diesem Gedankengang ab.

Die Antwort darauf, das sah ich jetzt, war in meinen Träumen

zu finden. Ihr Auslöser konnte neben den konflikthaften Empfindungen gegenüber meiner Tochter auch diese versteckte sexuelle Verlockung durch meine Patientin gewesen sein, die sie auf der primitivsten Ebene, der des Geruchs, ausgedrückt hatte.

Vielleicht stellte die Situation mit meiner Tochter sogar im Augenblick eine weniger starke Bedrohung dar und gab im Traum deshalb eine passende Tarnung ab für die Bedrohung, gegen die ich mich wahrscheinlich in erster Linie verteidigen mußte, als ich ein vages und flüchtiges Gefühl der Gefahr in Zusammenhang mit meiner halluzinatorischen Geruchswahrnehmung hatte. Diese Halluzination konnte durchaus die Wiederholung jenes gefährlichen Geruchs sein, den ich tags zuvor wahrgenommen hatte, und mein »Sieh da, das hat keine große Bedeutung« kann sich gut sowohl auf jene Situation als auch auf die Träume beziehen, in denen ich in der Tat versuchte, mir genau dies zu sagen.

Eine Art Bestätigung bildete eine Tatsache, der ich ursprünglich keine besondere Bedeutung beigemessen hatte: Auf jenes Feuer, das eine Schlüsselrolle in meinem Traum spielte, war ich damals auf dem Heimweg von einer Versammlung der Psychoanalytischen Gesellschaft gestoßen, kaum drei oder vier Straßenzüge vom Hauptgebäude der Gesellschaft entfernt. Für das latente Gefüge des Traumes konnte das nur bedeuten, daß es sich hier um eine zusätzliche Sicherung gegen meine gefährlichen Gefühle für die Patientin handelte. Dies bis jetzt unbemerkt gebliebene Detail meiner Assoziationen zu dem Element des Feuers scheint zu sagen: »Denk daran, daß du Analytiker bist!«

Seltsamerweise hatte die Patientin keine spontanen Einfälle zu ihrem Traum und bot nichts an, das zu dem Element »Feuer« geführt hätte. Ich erinnerte sie an die letzte Sitzung, wies sie auf die Möglichkeit hin, daß das »baufällige alte Sandsteinhaus« (wie auch die »alte Hütte« in ihrem früheren Traum) ihren Körper symbolisierte, und fragte sie dann nach der Bedeutung dieses Feuers, das »auf der Rückseite« ausgebrochen war. Daraufhin breitete sie ein vielfältiges analerotisches Material aus, ohne jedoch etwas Neues oder wirklich Relevantes zu bringen. Als ich sie jedoch mit dem manifesten Inhalt meines Feuer-Traumes bekannt machte und auch die provokative Rolle meiner Tochter dar-

in andeutete, da endlich sprach sie Dinge aus, die zu verdrängten (oder zumindest isolierten) Erinnerungen an eindeutig anale Körperperspiele in ihrer Kindheit überleiteten, die sie mit ihrem viel älteren Bruder (dem dunklen Punkt in ihrem Leben) getrieben hatte. Dies stellte einen Schlüssel dar zu vielem in ihren Phantasien und Verhaltensweisen und bot eine Erklärung dafür, daß sie ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt, da ihr Körper – wie sie es sah – »auseinanderfiel« (und ihr Mann auf Reisen war), mich vor allem mit »Geruchsmitteln« zu verführen suchte.

Ein wichtiger Punkt in dem ganzen Zusammenhang bezieht sich auf die Bedeutung der manifesten Elemente des großen und kleinen Radios in ihrem Traum: Nach der Pubertät hatte sie damit angefangen, ihre dann verdrängten analerotischen Phantasien um ihren Bruder in Haltungen ganz gegenteiligen Charakters umzuwandeln. (In einer dieser Phantasien, wie sie sie heute noch hatte, ging es darum, daß ihre eigene Tochter – die sie unbewußt mit Fäkalien identifizierte – das Produkt einer inzestuösen Verbindung mit ihrem Bruder sei.) Langsam hatte sie ihm gegenüber eine Art unkörperlicher »Spiritualität« und Sensibilität entwickelt, durch die ihrer Beziehung zu ihm etwas Besonderes erhalten blieb, von dem der Rest der Familie ausgeschlossen war.

In der Übertragung auf mich wurde diese Beziehung wieder lebendig: Während sie mich auf einer Ebene mit ihrer »parfümierten Einladung« zu einem ganz bestimmten Spiel verleiten wollte, nahm auf einer anderen eine beachtliche telepathische Feinfühligkeit mir gegenüber den Platz der früheren »spirituellen« Verbindung mit ihrem Bruder ein, die sie in ihren Phantasien zu haben glaubte. »Radio« war zum Symbol für diesen Aspekt ihrer Übertragungsbeziehung geworden, seit es vor etwa zwei Jahren in einem Psi-Traum zum erstenmal aufgetaucht war.<sup>80</sup>

Das kleine und das große Radio, die sie nun vor dem »Feuer auf der Rückseite« in Sicherheit zu bringen suchte, bedeuteten vermutlich einmal die alte spirituelle Verbindung mit ihrem Bruder und zugleich auch die jetzige telepathische Beziehung zu mir; daß sie die Radios »vorsichtig die Stufen der Vordertreppe hinunterbugsiert«, symbolisiert den Ersatz für die längst aufgegebene freizügige anale Masturbation, die sie noch bis in die späte Kindheit praktiziert hatte.

Ich vermute weiter, daß die Verbindung mit ihrem Bruder noch immer die »große«, die »eigentliche« war – so wie auch meine Beziehung zu meiner Mutter unbewußt mein Verhältnis zu allen Frauen mitgestaltete, die zu »besitzen« mir versagt ist; zweifellos stand dies auch in meinen Träumen hinter den Rollen meiner Tochter und der Patientin.

4

Eine interessante Variante des Kommunikationsthemas als Psi-Symbol in Träumen stellt die Anspielung im manifesten Inhalt des Traumes dar, daß *keine*, das heißt keine *verbale* Kommunikation stattfindet. Ein schönes Beispiel dafür findet sich im Traum einer Patientin, in dem sie *in meine Praxis kam, wo sie ein Kind von etwa drei Jahren antraf, das kein Wort sprach und so aussah, als wäre es meine Tochter. »Irgendwie gaben Sie ihr zu verstehen, daß Sie zu tun hätten. Es wurde kein Wort gewechselt. Sie verstand aber, daß sie nicht gern gesehen war, so als ob Sie gesagt hätten: »Geh heim, ich habe keine Zeit für dich.« Sie verstand es, als seien Worte gar nicht nötig.«*

Am Abend des Traumes hatte ich meine Tochter in Kalifornien angerufen und sie gebeten, ihren geplanten Besuch um eine Woche zu verschieben; es habe sich sowohl für meinen Zeitplan wie auch für die Familie eine unvorhergesehene Komplikation ergeben: Ich hatte nämlich versprochen, mich einer Dame von auswärts zu widmen und ihr unser Gästezimmer zur Verfügung zu stellen; sie litt an ungewöhnlichen dissoziativen Verwirrungszuständen, die es unmöglich machten, sie in einem Hotel unterzubringen, wenn sie zur Untersuchung und Behandlung nach Denver kommen sollte. Gerade hatte sie mich informiert, daß sie überhaupt nur in der Zeit kommen könnte, in der meine Tochter uns besuchen wollte. So blieb mir nichts anderes übrig, als meine Tochter zu bitten, ihren Besuch zu verschieben.

Die Patientin, mit meiner tief enttäuschten Tochter identifiziert, muß sich unbewußt bedroht gefühlt haben durch dieses Auftauchen eines neuen und höchst interessanten Falles, der in der folgenden Woche sicherlich ein Großteil meiner Zeit und mei-

ner Aufmerksamkeit beanspruchen würde. Ihre Assoziation zu dem dreijährigen Kind, das nicht sprach, war das zurückgebliebene Kind einer Nachbarin, das sie an eine Kindheitssituation erinnerte, als sie gespürt hatte, wie sich ihre Eltern nach der Geburt einer Schwester von ihr abwandten, weil man sie für dumm hielt.

5

Gelegentlich kommt es vor, daß ein Patient zwei oder mehr Träume aus ein und derselben Nacht berichtet, von denen der eine ein paranormal erfaßtes Element enthält, während sich in dem anderen eine symbolische Anspielung auf einen Aspekt des Psi-Vorganges findet.

Ein Patient erzählte ein Traumfragment, *in dem er, sehr selbstbewußt, einen Damenslip trug*. Die Analyse dieses Traumes ließ sich vollständig an seiner vermutlich außersinnlichen Wahrnehmung eines Ereignisses festmachen, das am Tage vor dem Traum stattgefunden hatte: Eine Analysandin, die in Zusammenhang mit ihren visuellen und kognitiven Hemmungen ein beträchtliches Urszenenmaterial durchgearbeitet hatte, war »aus Versehen« am falschen Tag und zur falschen Zeit zur Sitzung gekommen, war in die Wohnung gegangen und hatte im Schlafzimmer meine Frau angetroffen, die dort ruhte, nur mit einem Slip bekleidet. Der Grund für die Identifikation mit meiner Frau im Traum des Patienten war, daß er seine Besuche bei mir kurz zuvor auf einen pro Woche hatte reduzieren müssen, weil er an den anderen Tagen aus beruflichen Gründen nicht in der Stadt war. Obwohl er sich über die ihm auferlegte Trennung nicht beklagt hatte, zeigte der Traum doch deutlich seinen Wunsch, mir so nahe zu sein wie meine Frau, die sich zudem außerhalb der Analysestunden unbekleidet in der Wohnung aufhalten konnte. Außerdem enthielt der Traum natürlich seinen Protest gegen die Notwendigkeit zu arbeiten und seinen Wunsch, von mir unterhalten zu werden wie meine Frau, die entdeckt worden war, als sie sich zu einer Zeit ausruhte, zu der andere Leute bei der Arbeit sind.

In einem anderen Traum aus derselben Nacht, den der Patient berichtete, *wurde er, indem er durch den Sucher einer versteckten*

*Filmkamera schaute, Zeuge eines Mordes. Er sah das Geschehen silhouettenhaft und wußte nicht, ob eine Frau getötet wurde oder ob eine Frau die Mörderin war.*

Dies ist offensichtlich ein Urszenentraum, der die Verwirrung und Angst des Patienten angesichts der Rollen von Mann und Frau beim Geschlechtsverkehr verrät, vielleicht angeregt durch die Gefahr, die er durch die Identifikation mit meiner Frau in der Übernahme der weiblichen Rolle mir gegenüber sah.<sup>321</sup>

Eine ähnliche Aufspaltung in zwei Träume zeigte sich bei einem Patienten, der träumte, daß er seinen Wagen auf eine große Parkfläche fuhr, die, wie er glaubte, frei war. Als er aber dann doch einen Wagen dort stehen sah, fuhr er ärgerlich fort.

In einem zweiten Traum aus dieser Nacht ging er ein Treppenhaus hoch (das Gefühl im Rücken, daß andere unmittelbar hinter ihm waren) und fand ganz oben einen Automaten, in dem man nach Einwurf einer Münze dreidimensionale Filme sehen konnte; er schaute sich den Film an, vermochte sich an dessen Inhalt aber nicht mehr zu erinnern.

Als ich diese Träume hörte, konnte ich zunächst kein Psi-Element in ihnen entdecken; am nächsten Tag jedoch zeigten sich in den Träumen zweier anderer Patienten Verbindungen zu seinem Parkplatz-Traum.

In dem einen versuchte der Patient, einen Parkplatz auf einer großen, flachen und leeren Hochebene zu finden, entdeckte aber aus irgendeinem dunklen Grunde keinen.

In dem zweiten prallte die Ehefrau des Träumers bei dem Versuch, das Auto in eine enge, an ein altes Haus angebaute Garage zu fahren, gegen die hintere Wand und brachte alles zum Einstürzen.

6

In vielen Psi-Träumen, in denen – wie auch bei den letzten Beispielen – der Aspekt des *Sehens* im Vordergrund steht, können Anspielung auf die Urszene und das Moment der Angstkontrolle in einem Symbol verdichtet sein. In bestimmten Träumen dagegen scheint der Aspekt des Sehens oder »Spionierens« gegenüber

der angstkontrollierenden Funktion eines Rahmens von Film oder Bühne, in dem der Traum spielt, von untergeordneter Bedeutung zu sein.

Ein Beispiel für die Verwendung beider Aspekte – des Sehens und der Angstkontrolle – ist ein Traum, der in Zusammenhang mit einem Ereignis stand, das geeignet war, im Träumer massive Angst zu erzeugen; er datiert aus der Nacht der Invasion der Alliierten auf dem Kontinent, wovon die Weltöffentlichkeit jedoch erst am nächsten Morgen erfuhr. Ein Patient träumte: *Hitler, Eisenhower, Göring, Mussolini und andere – alle leitende Angestellte eines Warenhauses oder einer Fabrik – hatten eine Theaterprobe oder führten ein Stück auf. In der Pause und danach verbrüderten sie sich sehr herzlich.*

Der Patient, ein Flüchtling aus Deutschland, war vor mehr als einem Jahr wegen Krampfanfällen in die Analyse gekommen, die erstmalig während des Krieges aufgetreten waren. Als Kind, im Ersten Weltkrieg, hatte er in einer Stadt gelebt, die stark bombardiert worden war.

Wie bei vielen Epileptikern bestand sein Hauptproblem in der Unfähigkeit, mit seinen mächtigen unbewußten Aggressionen fertig zu werden. Gewalt und Vernichtung des Krieges hatten entsprechende Triebe in ihm aktiviert; das Ergebnis war eine enorme Bedrohung seiner inneren Stabilität. Er sprach in der Analyse nie vom Krieg, sondern war ganz mit der Sorge um die kleine Insel emotionaler Sicherheit beschäftigt, die er sich aufzubauen suchte. Sogar am Morgen nach dem Traum, als die Nachricht von der Invasion die Welt bereits erschüttert hatte und die Menschen zum Gebet in die Kirchen strömten, erwähnte er das bedeutende Ereignis mit keinem Wort und eröffnete seine Stunde statt dessen mit amüsanten Trivialitäten, über die er sich ausgiebig ausließ, bis er beiläufig auf seinen Traum zu sprechen kam. Und sogar seine Assoziationen dazu berührten die aktuellen Vorkommnisse in keiner Weise.

Der Traum selbst stellt eine extreme Verleugnung dar: Hitler, Eisenhower, Göring und die anderen sind nicht wirklich böse aufeinander – sie spielen nur so; in Wirklichkeit sind sie Geschäftsleute (die der Patient zutiefst bewunderte), die wissen, wie man mit derlei Angelegenheiten glatt und erfolgreich fertig wird.

Manchmal sind Psi-Symbole als entstellte Tagesreste des Analysanden oder des Analytikers (oder von beiden) in den manifesten Inhalt eines Traumes eingeschlossen, so daß sich der Anschein hochgradig verdichteter doppelter Anspielungen ergibt.

Dazu der Traum einer Patientin, in dem folgendes auftaucht: *Das heimliche Lesen eines Buchmanuskripts von mir, das abgelehnt worden war; dann meine Ankündigung, eine Art Test mit ihr zu machen; ferner meine Rüge, sie hätte versucht, nach Ablauf ihrer fünfzigminütigen Sitzung wieder hereinzukommen (also ein Versuch, die Zeit zu manipulieren); ich selbst wurde dargestellt mit Lichtstrahlen aus einer Lampe, die ich statt der Augen hatte, wobei ich nur im Profil zu sehen war.*

Wie sich herausstellte, war der Hinweis auf ein Manuskript von mir – ein heimlich gelesenes Manuskript – als mutmaßliches Psi-Element stark überdeterminiert. Das wichtigste Element einer Verdichtung sowohl von seiten des Patienten als auch von mir war jedoch meine Darstellung mit aus den Augen strahlendem Licht, eine Symbolik, die schon an sich einen Hinweis auf etwas »Okkultes« gibt.

Am nächsten Morgen bekam ich mit der Post außer zwei Briefen, die mir die *Annahme* zweier Arbeiten zusicherten, eine Anfrage betreffs einer Aussage, die ich in einem kurz zuvor erschienenen Artikel über die Bedeutung der Phantasie von Licht, das aus den Augen strömt, gemacht hatte.<sup>108</sup>

Ich stellte nun einige latente Zusammenhänge mit eigenen Inhalten fest: Zunächst brachte ich es mit der Bedeutung von *Weinen mit einem Auge* in Verbindung, ein eigenartiges Symptom, das mir an einem Patienten, einem Transvestiten namens Benoa, aufgefallen war; »Benoa« wies eine besondere anagrammatische Verwandtschaft mit »Eon« auf (ich hatte kurz vor dem Traum, eben dieses Patienten wegen, noch einmal gelesen, was Havelock Ellis über »Eonismus« schreibt, ein Terminus, der sich von dem berühmten Transvestiten Chevalier d'Eon herleitet); außerdem war da die Ähnlichkeit mit Ebon (einer der Herausgeber, von dem ich eine Zusage erhalten hatte; von ihm hatte ich in der Nacht des Patiententraumes geträumt); schließlich gab es eine

Verbindung zu der zahmen *Boa*, die einen wichtigen Tagesrest der Patientin darstellte, denn das Hausmädchen hatte ihr gerade gekündigt, weil sie den *hypnotischen Blick* der Schlange nicht länger ertragen konnte.

Eines der tieferliegenden Probleme dieses Traumes hatte mit der Befürchtung einer Geschlechtsumwandlung zu tun, die symbolisiert sein könnte durch die anagrammatische Transformation Eon-Ebon-Benoa-Boa.

Das »bon« von »Ebon« hing darüber hinaus mit dem Titel des Buches zusammen, das die Patientin heimlich las: *Die Schwestern von Mieux*. Sie sah in »mieux« [franz. »besser«] einmal den Komparativ von »bon« [gut] und dann »mes yeux« [meine Augen].

Die Verbindung der Patientin zu ihrer Boa mit dem hypnotischen Blick sowie die zahlreichen volkstümlichen Berichte über diese seltsame Kraft, die von Schlangenaugen ausgeht, riefen mir Experimente ins Gedächtnis zurück, die ich vor fünfundzwanzig Jahren durchgeführt hatte: In der Hoffnung, eine bisher unbekannte, vom Sehnerv ausgehende Strahlungsenergie zu entdecken, hatte ich in verdunkelten Räumen stundenlang konzentriert auf offenes Filmmaterial gestarrt.\* Diese Erinnerung führte dann über mehrere Schritte zu anderen Elementen im Traum der Patientin und erneut zu dem Manuskript, das sie heimlich zu lesen versucht hatte. Aber sie führte auch zu dem wichtigsten Teilstück von allen: der Tatsache, daß ich (im Alter von sechsundfünfzig Jahren) die ersten sicheren Anzeichen für den Beginn einer Altersweitsichtigkeit festgestellt hatte. Dies führte über einige Assoziationen zu einem frühen Schüler Freuds, einem Mann von prophetischer Gestalt, dessen höchst auffallende (und nicht weitsichtige) Augen bis zu seinem Tode vor ein paar Jahren tatsächlich *Feuer gesprüht* hatten, und von dem ich wußte, daß er sich zur Steigerung seiner sexuellen Potenz tierisches Hodengewebe hatte einpflanzen lassen (eine »Umwandlung« im buchstäblichen Sinne).

Hinter meiner relativ geringen Besorgnis um die Sehschwäche

\* Dieser Traum liegt mehrere Monate vor dem Zeitpunkt zu dem ich Ted Serios kennenlernte, über den ich dann mein Buch zur Gedankenfotografie schrieb.<sup>101</sup>

verberg sich also die weitaus größere Angst vor dem unvermeidlichen Schwinden der sexuellen Potenz und des Lebens selbst. Und genau hier taucht das wichtige und überdeterminierte Traumelement der Zeit auf. Meine Patientin, in mittleren Jahren und sexuell außerordentlich aktiv, hatte ganz ähnliche Sorgen und fürchtete sich vor »einer Art Test« durch einen Arzt mit »Röntgenaugen«. Sie versuchte nun, Zeit zu gewinnen, indem sie nach Ablauf ihrer fünfzigminütigen Sitzung zurückkehrte, was ihr in ihrem Psi-Traum auf magischem Weg natürlich auch gelang.

8

Es folgt ein weiteres Beispiel eines Traumsymbols, das ohne Schwierigkeit auf den Psi-Vorgang selbst bezogen werden kann, das aber gleichzeitig auch eine eindrucksvolle Entsprechung zu einem Stück meiner eigenen jüngsten Erfahrung aufweist, die in diesem Falle tatsächlich ebenfalls mit dem Psi-Vorgang zu tun hatte.

In der ersten von zwei aufeinanderfolgenden Nächten, in denen ein Patient Psi-Träume hatte (einer davon war der im siebten Kapitel vorgestellte CIVIL SERVICE-SYPHILIS-Traum), träumte er, daß er versuchte, einen besonderen Projektor zu bedienen, der Bilder nicht auf eine Leinwand, sondern in die Luft warf. Dabei kam es zu einem Tumult, in dessen Verlauf er festgenommen wurde.

Das Symbol des »Projektors« war in den Assoziationen des Patienten vielfach überdeterminiert; das gab ihm außer der phallichen noch weitere Bedeutungen. Vor allem aber ließ sich auf dieses Traumsymbol beziehen, daß zwei Nächte vor diesem Traum nach sieben Jahren ermüdender Arbeit still und ruhmlos ein experimenteller Versuch von mir zu Ende ging, in dem ich Psi-Leistungen bei statistisch ausgewerteten Tests durch unterschwellig wahrnehmbare optische Stimuli aus besonderen tachistoskopischen Projektoren verbessern wollte – es war also sozusagen ein Versuch, Bilder nicht auf eine Leinwand sondern »durch die Luft in den Sinn« zu werfen. Die Endauswertung der Daten hatte aber keine signifikanten Ergebnisse gezeigt, so daß

180

ich die Experimente als gescheitert ansah und beendete.<sup>81</sup> (Der Traum zeigt demgegenüber, daß sich bei einer entsprechenden unbewußten Motivation leistungssteigernde sensorische Stimuli erübrigen.)

181

»In den bestgedeuteten Träumen muß man oft eine Stelle im Dunkel lassen«, schreibt Freud,<sup>125</sup> »weil man bei der Deutung merkt, daß dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will, aber auch zum Trauminhalt keine weiteren Beiträge geliefert hat. Dies ist dann der Nabel des Traums, die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt. Die Traumgedanken, auf die man bei der Deutung gerät, müssen ja ganz allgemein ohne Abschluß bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer Gedankenwelt auslaufen. Aus einer dichteren Stelle dieses Geflechts erhebt sich dann der Traumwunsch wie der Pilz aus seinem Mycelium.«

Wer sich jemals damit beschäftigt hat, Träume zu untersuchen – vor allem die eigenen –, wird Freud sicher recht geben. Allerdings hat er sich stets nur mit einzelnen Träumen befaßt – wie undurchdringlich muß dann erst das Gewirr der latenten Gedanken sein, wenn drei oder noch mehr Träume auf einer Psi-Basis miteinander in Beziehung gesetzt werden, mit dem Analytiker in der Mitte des Ganzen.

Bei derartigen Untersuchungen ist man sicherlich narzißtisch geneigt, hinter allem und jedem Entsprechungen und Bedeutungen zu sehen, aber das ist ein unvermeidbares Berufsrisiko, dem alle ausgesetzt sind, die sich in das Reich der Träume vorwagen. Um dieses Abenteuer zu bestehen, braucht man vor allem einen gesunden Sinn für die Realität, der es gestattet, das Labyrinth scheinbar nie endender, miteinander verflochtener latenter Gedanken zu betreten.

Ein Patient träumte: *Ich nahm an einer Englischprüfung teil. Um mich herum eine ähnliche Menschenmenge wie etwa in der U-Bahn. Wir mußten uns zu viert nebeneinander aufstellen, um*

die Prüfungsbogen entgegenzunehmen und die Fragen zu beantworten. Als ich nach vorne kam, sah ich, daß die Antworten in einer Reihe gelber Taschenbücher standen, deren Rücken mir zugewandt waren. Man hieß mich die Bücher Nr. 51 und 53 heraus-suchen.

Der Patient beschäftigte sich zunächst mit den Zahlen 51 und 53 und suchte nach Assoziationen, ihm fiel jedoch zu beiden nichts Besonderes ein; die Taschenbücher erinnerten ihn dagegen spontan an Hunderte von Krimis, die er gelesen hatte. Diese wiederum riefen in ihm die Erinnerung an einen Traum wach, den er noch in der gleichen Nacht gehabt hatte und in dem außer Mord und Totschlag auch eine Partitur eine Rolle spielte und der Satz, den er selbst im Traum gesprochen hatte: »Dieser Latouche komponiert aber wirklich gute Musik, nicht wahr?«

Die Zahlen 51 und 53, die in der Englischprüfung auftauchen, an der der Patient teilnimmt, erinnerten mich daran, daß ein anderer Patient am Tag zuvor – und zwar zum zweiten Mal innerhalb von vier Tagen – auch davon geträumt hatte, eine Prüfung in Englisch abzulegen. In seinem ersten Traum wurde er vom Lehrer sehr ermutigt. Im zweiten Traum – er fand in der Nacht vor dem Traum des ersten Patienten, in dem die Zahlen 51 und 53 vorkamen, statt – gab ihm derselbe Lehrer die Note 94. Als er den Prüfungsbogen jedoch ein zweites Mal durchsah, senkte er die Note auf 88.

Wir werden gleich noch näher auf gewisse Aspekte dieses Traums eingehen, aber zuerst möchte ich erwähnen, daß noch ein dritter Patient in jener Woche von einer Prüfung in Englisch träumte. Dieser Patient – er träumte in der Nacht vor dem Traum des zweiten Patienten – erhielt die Note »E«. Dieses »E« stand jedoch nicht für »exzellent«, es bedeutete vielmehr, daß der Patient versagt hatte, es war die schlechteste Note überhaupt. Der Patient erinnerte sich, daß er in der Schule einmal eine so schlechte Note in Mathematik bekommen hatte. Diese Assoziation stellte sich als nicht unerheblich für die Tatsache heraus, daß der Scheck, den er mir am Ende dieser Sitzung ausschrieb, einige Tage später »platzte«, und zwar genau an dem Tag, an dem der erste Patient (kürsioserweise Angestellter der Bank, auf die der Scheck ausgeschrieben worden war) seinen Traum erzählte, in dem die Zahlen 51

und 53 vorkamen. Der Scheck war die erste Bezahlung, die der Patient seit Beginn der Analyse leistete. Als ich mit ihm die Stationen durchging, die dazu geführt hatten, daß er sein Konto überzog, wurde klar, daß es sich um keine Fehleinschätzung seiner finanziellen Lage handelte, es war vielmehr ein unbewußtes Bravourstück, um Hilfe gratis zu bekommen – so hätte er natürlich alle Examina spielend bestanden. Warum der Patient ausgerechnet von einem Examen in Englisch träumte, um all dies zu bewerkstelligen, blieb ungeklärt.

Jener Patient, der von der Herabsetzung seiner Note von 94 auf 88 geträumt hatte, glaubte beim Aufwachen zunächst, er habe die Note 92 bekommen. Erst als er ganz wach war, dachte er, daß es vielleicht doch eine 94 gewesen sein könnte; diese Zahl entsprach der Nummer seiner Lizenz. Seine Großmutter, die ihn nach dem Tod seiner Mutter – er war damals vier Jahre alt gewesen – versorgt hatte, war zwei Jahre zuvor im Alter von 92 Jahren gestorben. Diese Zahl war auch schon ein- bis zweimal in früheren Träumen des Patienten aufgetaucht. Seine Großmutter wäre jetzt 94 Jahre alt, wenn der Patient ihren Tod »ungeschehen« machen könnte – er war übrigens wegen der damals schon beginnenden Zwangsvorstellungen nicht bei ihrer Beerdigung gewesen. (Tod und Wiederauferstehung kehrten laufend in seinen Einfällen wieder.) Die erste Assoziation des Patienten zu der Zahl 88 waren die Panzerabwehrgeschosse der Deutschen, die man 88er nannte. Später kam er noch darauf, daß er am Tag nach dem 88sten Geburtstag seiner Großmutter geheiratet hatte. Der Verbindung zwischen der 88er als tödlicher Waffe und der mutmaßlichen Bedeutung der 88 als Brüste, die der Patient unbewußt für ekelhaft und zerstörerisch hielt, wollen wir nicht weiter nachgehen, ich möchte dazu nur noch eines bemerken: Als der Patient von einem anderen Traum in der gleichen Nacht erzählte, einem Traum, in dem er zu spät kam, begann er zum erstenmal seit langem, einigermaßen frei zu reden und spontan zu assoziieren. In diesem Zusammenhang erzählte er auch vom Tod seines Vaters durch einen Herzinfarkt. Er blieb einige Zeit bei diesem Thema und kam schließlich zu dem Schluß, daß seine Angst vor der verstreichenden Zeit (er besaß weder Uhr noch Kalender) seiner Angst vor dem Tod entsprach. Daraufhin schwieg er wieder



eine ganze Weile. Als ich ihn nach seinen Gedanken fragte, sagte er: »In meiner Umgebung kratzen ständig Leute ab.« Dann erzählte er mir, wie er mit zwölf Jahren von einem Jagdausflug heimkam und erfuhr, daß während seiner Abwesenheit seine vierjährige Schwester gestorben war. Als sein Vater starb, war der Patient gerade als Soldat in Europa. So »versäumte« er sowohl die Todesstunde der Schwester wie des Vaters.

Ich möchte mich hier nicht weiter mit dem unendlich komplexen Material dieses Patienten beschäftigen, aber alle Symptome und der Inhalt seiner Träume weisen darauf hin, daß er die Menschen, die er liebte und für die er sich verantwortlich fühlte, ständig wieder zum Leben zu erwecken versuchte. Ich erwähne diesen Punkt nur, um die auffällige Entsprechung zwischen den Zahlen im Traum des Patienten (92 und 94), in dem die Elemente Zeit und Tod in den latenten Gedanken eine so große Rolle spielen, und den beiden Zahlen im Traum des ersten Patienten (ihre Differenz beträgt ebenfalls 2), dessen hauptsächliche Assoziation, wie schon erwähnt, Krimis waren, aufzuzeigen.

Auch in diesem Fall erweist sich die Methode der »Triangulation« als höchst aufschlußreich: In der Nacht, als der zweite Patient den Traum mit den Zahlen 92-94-88 hatte, beschäftigte auch mich das Problem der Zeit, und zwar gerade die Zeiteinheit »2«. Ich träumte, daß ich mit der Geschwindigkeit des Windes wie in der Luft dahineilte. Ich sagte dabei zu dem ersten Patienten (der in der folgenden Nacht von den Zahlen 51 und 53 träumen würde) so etwas wie: »Na, ist das vielleicht nichts?« Zur gleichen Zeit dachte ich aber auch: »Sollte ich das eigentlich tun?«, und dann kam mir der scheinbar nicht damit zusammenhängende Gedanke: »Und was ist mit meinem Herzen?« Die Frage »Sollte ich das eigentlich tun?« konnte sehr gut ein versteckter Hinweis auf ein sexuelles Erlebnis sein, das dem Traum vorausgegangen war. Das gleiche gilt für die Vorstellung, mit der Geschwindigkeit des Windes in der Luft dahinzueilen. Ich sah jedoch zwischen diesem Satz und einem Vorfall, der sich früher am Tag mit einem Patienten ereignet hatte, eine unmittelbare Verbindung. Es war übrigens Patient Nummer eins, der gleiche, dem gegenüber ich im Traum mit meiner Geschwindigkeit prahlte. Gegen Ende der Sitzung hatte der Patient sich darüber beschwert, daß seine Analyse

so lange dauere. Aus einem unerfindlichen Grund machte ich die – analytisch gesehen – sinnlose Bemerkung, daß die meisten natürlichen Prozesse ihre »eigene Zeit« besitzen; so könnten wir uns zwar vorstellen, daß eines Tages jemand die 100 Yards in 9 Sekunden laufe, der Rekord jedoch nie bei 2 Sekunden liegen werde. 4 Minuten sei jetziger Meilenrekord, in 1 Minute würde jedoch wohl keiner die Meile je bewältigen. Während ich diese überflüssigen Bemerkungen von mir gab (sie schienen um so unsinniger, als die Klagen des Patienten völlig aus der Luft gegriffen waren: Nach einer Pause von fünf Jahren war er erst seit einigen Wochen wieder bei mir in Behandlung, und bei seinem ersten Versuch vor fünf Jahren hatte er nur wenige Monate durchgehalten), dachte ich ständig: »Warum zum Teufel sagst du das alles? Wo ist denn da der Zusammenhang?« Wir werden später sehen, was es mit diesem technischen Fehler auf sich hatte.

Jetzt möchte ich die Aufmerksamkeit auf die Zeiteinheit 2 lenken – 2 Sekunden, 2 Minuten –, wie sie in einer Sitzung des Patienten, der von 51 und 53 geträumt hatte, vorkam. Außerdem will ich noch erwähnen, daß die Zeit auch im Traum des Patienten, der von 92-94-88 träumte, latent eine Rolle spielte. Zuerst sollte ich diesem Gesichtspunkt kaum Aufmerksamkeit, sondern wandte mich einem anderen Aspekt meines eigenen Traumes zu, der Tatsache nämlich, daß ich die 100 Yards in 2 Sekunden schaffte und daß ich mit diesem Tempo vor dem Patienten prahlte. Was konnte das bedeuten?

Meine Gedanken schweiften sofort zu der Stunde zurück, die vor jener lag, in der ich die unsinnigen Bemerkungen gemacht hatte. Zugleich dachte ich an eine andere Unterhaltung, die ich mit diesem Patienten gehabt hatte – wieder kurz vor Ende einer Sitzung –, als er so nebenbei bemerkte, daß er in der vergangenen Nacht irgend etwas geträumt hatte, an das er sich beim Aufwachen jedoch nicht mehr habe erinnern können. Als er sich bemühte, den Traum ins Bewußtsein zu heben, fiel ihm lediglich ein, was er an jenem Tag alles erledigen wollte: Eine Rechnung begleichen, mit dem Gärtner reden, das Auto reparieren lassen, etwas im Büro regeln usw. Ich sagte ihm, daß jene Gedanken beim Erwachen wahrscheinlich die Verdrängung äußerst unangenehmer Traumerlebnisse darstellten und daß die Aufzählung von

Dingen, die zu erledigen waren, durchaus heißen konnte: »Wenn das meine ganzen Sorgen wären – einige unbezahlte Rechnungen, das Auto, der Gärtner und andere lästige Kleinigkeiten –, wie sorglos wäre mein Leben!« Bei meiner Deutung sprang der Patient erregt auf und rief: »Sie haben recht! Sie haben vollkommen recht!« Anscheinend hatte meine Deutung ihm den vergessenen Traum wieder zu Bewußtsein gebracht, *in dem ihm jemand unangenehmerweise aufgezählt hatte, was alles in seinem Leben und an seinen Beziehungen zu anderen Menschen falsch war, woraufhin er versucht hatte, jene Person niederzubrüllen.* Die Sitzung endete damit, daß der Patient und ich von meinem »Schuß ins Schwarze« sehr beeindruckt waren. Hier lag auch sicherlich die Ursache für meinen glänzenden Auftritt in meinem Traum, möglicherweise angereichert – allerdings aus einem bis jetzt unerklärlichen Grund – mit einem sexuellen Tagesrest.

Von dieser Sitzung gibt es noch etwas zu berichten, das in allem Folgenden eine wichtige Rolle spielen wird: »Geht es Ihnen gut?« fragte mich der Patient bei der Begrüßung; er kam nämlich gerade vom Mittagessen mit einem Bekannten, der ihm erzählt hatte, daß mir vor einigen Tagen mitten in einer Vorlesung schlecht geworden war und ich abbrechen mußte.

Die Bedeutung meines Traumes, den ich in der Nacht nach der nächsten Sitzung des Patienten hatte, wurde mir nun langsam klar. Zunächst einmal die selbstgefällige Prahlerei – hervorgerufen durch meine phantasievolle Deutung des vergessenen Traumes des Patienten, daß ich, trotz der »unüberwindlichen Zeitgrenzen«, von denen ich während der Sitzung mit meinem Patienten gesprochen hatte, seine Analyse in (tatsächlich märchenhafter) Rekordzeit zu Ende führen könnte. Die Antwort auf die Frage »Wozu die Eile?« wird ergänzt durch den Bezug des Traumes (»Sollte ich das eigentlich tun? Mit meinem Herzen?«) zu dem Thema, das der Patient zu Beginn der ersten Sitzung anschnitt, als er fragte: »Geht es Ihnen gut?« Was ging in mir vor, als der Patient mich das fragte? Er bezog sich, wie gesagt, auf meinen »Kollaps«, der sich zum Glück als eine schlichte Grippe herausgestellt hatte, *ich* dagegen erinnerte mich an einen ziemlich schweren Herzanfall, den ich vor fast zwei Jahren gehabt hatte, und der hatte natürlich von da an das Thema Gesundheit und

meine voraussichtliche Lebenserwartung bei allem, was ich unternahm oder plante, in den Vordergrund gerückt. All das kann meiner Meinung nach sehr gut die Faselei über Zeitbegrenzungen erklären, die ich dem Patienten zugemutet hatte (der Patient wußte übrigens nichts von dem Herzanfall), anstatt seine Klage sorgfältig zu analysieren.

Mein zweiter Traum aus der folgenden Nacht erhielt auch eine gewisse Bedeutung im Rahmen dieser Traum-Wirklichkeit-Entsprechungen. Es war die Nacht, in der mein Patient von den Zahlen 51 und 53 träumte, und wieder scheinen die Gedanken, die sich auf meine Verbindung zu diesem Patienten beziehen, im Zentrum dessen zu stehen, was mich beunruhigte. Das konnte man schon dem Schauplatz des Traumes entnehmen: *Ich war bei einem Psychoanalytikertreffen in San Franzisko und konnte nicht herausbekommen, ob ich von den anderen akzeptiert wurde oder nicht, obwohl mir keiner direkt unfreundlich begegnete. Dr. John B. trug einen dunkelgrauen »Pfeffer-und-Salz«-Anzug und wandte mir den Rücken zu. Ich hatte den Arm um May Frei gelegt, die mich (oder mich und meine Frau) zum Essen einladen wollte. Sie hatte mandelförmige Augen und sah jünger und schlanker aus. Ich machte ihr deswegen irgendein Kompliment. Dann war ich wild darauf, mit einer älteren weißhaarigen Frau zu schlafen. Ich drängte sie hartnäckig, mit mir woanders hinzugehen und mit mir zu schlafen, und sie war einverstanden.*

Meine erste Assoziation war May Frei – mir war allerdings klar, daß sie noch für jemand anders stand, dessen Identität im Moment noch nicht zu erkennen war. Ich hatte Mrs. Frei zum letzten Mal bei einer Sitzung von Psychoanalytikern in San Franzisko getroffen, in Begleitung ihres Mannes, der auch Psychoanalytiker ist. Meine Frau und ich hatten tatsächlich vor, mit den beiden zu Abend zu essen, doch uns kam etwas dazwischen, und wir konnten die Verabredung nicht einhalten, was, so vermutete ich, May mehr leid tat als ihrem Mann Harold. Aber warum sollte sie mich (und vielleicht meine Frau) – in meinem Traum – zum Essen einladen?

Ich lasse diesen Punkt für den Moment beiseite und verfolge einen anderen Gedanken, der dadurch hervorgerufen wurde, daß ich einige Tage vor dem Traum in einer Zeitschrift die Ankündi-

gung eines Vortrags von Dr. Harold Frei über Psychotherapie gelesen hatte. Meine erste Reaktion war: »Was zum Teufel versteht *der* schon von Psychotherapie?!« Dieses scharfe Urteil beruhte zweifellos darauf, daß dieser Kollege mir vor nicht allzulanger Zeit unverblümt zu verstehen gegeben hatte, daß er meine Ideen über Telepathie in Träumen für ein Hirngespinnst halte. In diesem Zusammenhang taucht auch die Erinnerung an einen anderen »Dr. Harold« auf, einen Psychoanalytiker aus San Franzisko, der während eines Kongresses zu mir gesagt hatte: »Sie sind ein netter Kerl, aber verrückt.« Dieser Analytiker besaß bereits seinen Platz in meiner unbewußten Kartei, seit er einmal einige meiner Gedanken zum Traum öffentlich angegriffen hatte. Es sieht ganz so aus, als ob mein Unbewußtes, der Gestapo ähnlich, alle jene emsig in einem kleinen schwarzen Buch notiert, über die ich mich einmal geärgert habe.

Mir fiel plötzlich ein, daß Kollege Harold Frei, der mich zu dem Gedanken verleitet hatte: »Was zum Teufel versteht *der* schon von Psychotherapie!«, in meinem Traum wahrscheinlich für Roland Firth stand. Roland Firth ist jener Patient, der von den Zahlen 51 und 53 geträumt hatte, und in dessen Traum auch der Satz »Dieser Latouche komponiert aber wirklich gute Musik, nicht wahr?« auftauchte. Die Eignung für diese Ersatzfunktion würde nicht nur auf der anagrammatischen Verbindung zwischen

Harold	Frei
Rol(an)d	Firth

beruhen, sondern auch auf der Tatsache, daß sowohl bei der ersten Analyse vor fünf Jahren als auch bei verschiedenen Gelegenheiten während der jetzigen Behandlung (das letzte Mal an dem Tag, an dem er mich mit den Worten »Geht es Ihnen gut?« begrüßte), der Patient seine Liebe zur Oper erwähnte. Dadurch hatte er in mir den Gedanken geweckt: »Was zum Teufel versteht *der* schon von Musik!« Dieser unfreundliche Gedanke ließ mich auch während der Sitzung nicht los, als der Patient mir erzählte, daß ihn das Quartett aus *Martha* stets zu Tränen rühre. Meiner Meinung nach ist das nun wirklich keine besonders »gute Musik«; ich sehe jedoch ein, daß der Patient es bestimmt besser

weiß, wenn er von Latouche träumt, der gute Musik »komponiert«. Man könnte diese Fehlleistung im Traum – Latouche war *Librettist* und nicht *Komponist* – als absichtlich ansehen, gleichsam als eine Art Bestätigung meiner geringen Meinung über seine musikalische Kompetenz. Wir werden später noch darauf zurückkommen und dabei auch sehen, welche Rolle Latouche in *meinem* Leben gespielt hat. Im Augenblick will ich nur noch erwähnen, daß ich seit einiger Zeit meinem Patienten Roland Firth unerklärlicherweise ziemlich negative Gefühle entgegenbrachte. Ich hatte nun den Verdacht, daß meine Verachtung seines musikalischen Geschmacks nur etwas anderes verbarg, das ich noch nicht identifizieren konnte.

Ein weiterer Beweis für die Vermutung, daß Harold Frei – der in meinem Traum allerdings nur hinter den Kulissen auftrat, so, als hätte ich ihn dafür verbannt, daß er mich durch seine Verunglimpfung der Parapsychologie gekränkt hatte – meinen Patienten Roland Firth repräsentierte, der gleichfalls nicht persönlich in Erscheinung trat (obwohl mehr und mehr klar wird, daß er einer der Hauptpersonen der latenten Traumgedanken war), wird durch einen genaueren Blick auf May Frei geliefert, der ich im Traum Komplimente über ihr Aussehen machte. Diese »jüngere und schlankere« Person, mit der ich sie offensichtlich im Traum vermischte, erkenne ich, ohne lang nachzudenken, als Mary Firth, die Frau meines Patienten. Sie hat die mandelförmigen Augen, mit denen ich May Frei im Traum ausstattete, und ihr sonstiges Aussehen, das ich von einem Zeitungsbild her kannte, das ich vor einigen Wochen ausgeschnitten hatte, um es zum Dossier ihres Mannes zu legen, stimmt ebenfalls mit dem Traumbild überein. Warum sie im Traum mich *und* meine Frau zum Essen einladen will, erscheint unter diesem Aspekt gar nicht mehr so ungewöhnlich, denn meine Frau hat mich oft damit aufgezo-gen, daß ich eigentlich eine reiche Frau bräuchte, um mich und meine Familie zu erhalten. Ein- oder zweimal hat sie sogar behauptet (ich glaubte sogar, eine Spur von Ernst in ihren Worten entdecken zu können), daß sie, weit entfernt davon, eifersüchtig zu sein, so ein Arrangement tatsächlich begrüßen würde. In meinem Traum gehe ich auf ihre Herausforderung ein. Mrs. Firth (das Foto von ihr wurde übrigens, wie ich mich jetzt erinnere, auf einem Wohl-

tätigkeitsfest gemacht) hätte, wie ich von ihrem Mann weiß, genug Geld, um mich und meine Familie großzügig aushalten zu können. Zur Rechtfertigung dieser Phantasien muß ich erzählen, daß meine »Traumwohltäterin« mich vor fünf Jahren, nach einer Unterredung, die ich anlässlich des Beginns der ersten Analyse ihres Mannes mit ihr gehabt hatte, ihrem Mann gegenüber als »traumhaft« bezeichnete – ein typischer Teenagerausdruck jener Tage für attraktive Männer. Unbewußt machte ich in meinem Traum das Beste daraus. Zu allem übrigen erinnerte ich mich jetzt noch an eine eindeutige Verbindung zwischen May Frei und einer wohlhabenden Dame, die, wie allgemein bekannt war, einige Jahre lang einen berühmten Schriftsteller unterstützt hatte. Damit wurde die Bedeutung der »allesgebenden« Frauenfigur meines Traumes klar.

Bilde ich mir vielleicht ein, daß mir eine solche Hilfe zusteht, weil ich Schwierigkeiten mit dem Herzen habe und mich schon als Invalide sehe, auf den besondere Rücksicht genommen werden muß? So ein Gedanke birgt zweifellos den regressiven Wunsch nach der Mutterburst, den ich stets hegte, wenn die Schwierigkeiten zu groß wurden. Trotzdem muß auch die Sorge um mein Herz eine Rolle spielen, da der Name der weißhaarigen Frau, mit der ich im Traum schlafen will, *Hart* (lautgleich mit *heart* = Herz) ist. Zusätzlich zu der regressiven Reaktion auf meine mögliche Invalidität versuchte ich, Leben in mein angeknackstes Herz zu pumpen, und zwar auf die elementarste, nämlich erotische Weise. Es sieht fast so aus, als würde ich unbewußt sagen: »Versuch alles! Was kannst du schon verlieren?« (Ich erinnere mich, daß die ersten Träume nach meinem Herzanfall ausgesprochen erotisch waren.)

Ich komme jetzt zu einer anderen deutlichen Figur in meinen Träumen, zu meinem Freund Dr. John B., einem äußerst gebildeten Mann – ihn ins Unrecht zu setzen, würde einige Mühe kosten. Ich hatte John das letzte Mal einige Tage vor dem Traum in der Pause eines Kammerkonzerts getroffen. Vor der Pause wurde ein langatmiges Trio gespielt, das ich reichlich ermüdend fand. Johns Frau jedoch, mit der ich zuerst sprach (John stand mit dem Rücken zu mir inmitten einer Gruppe), behauptete – sicherlich vertrat sie Johns Geschmack, da sie früher einmal zugegeben hat-

te, von Musik nichts zu verstehen –, daß dieses Trio eines ihrer Lieblingsstücke sei. Damit vermittelte sie mir sofort das unangenehme Gefühl, daß mein Geschmack in Johns Augen vielleicht schlecht sein könnte. Daß John mir dann im Traum den Rücken zukehrte, kam jedoch nicht nur daher, daß er an jenem Abend im Konzert mit dem Rücken zu mir stand, es hängt unter anderem auch mit Johns Eigenart zusammen, auf diese Weise eine Person auszuschließen, mit der er sich nicht weiter unterhalten mag, weil er das Gespräch für trivial hält. Den gleichen Trick wendet er auch dann an, wenn er zu verstehen geben will, daß sein Gesprächspartner vom gerade behandelten Thema absolut nichts versteht. Ich erinnere mich jetzt an eine Gelegenheit, bei der er mich vor einer Gruppe dadurch zu blamieren versuchte, daß er konstatierte, ich kenne die Mozart-Opern nicht so gut, wie ich sollte (typisch für seine Denkweise, daß man Mozart-Opern kennen sollte). Bei derselben Unterhaltung hatte er, nachdem ich ihn zuvor nach der theoretischen Grundlage für einige seiner kritischen Äußerungen über die Methoden der Parapsychologie gefragt hatte, gereizt erwidert: »Nun, du bist schließlich nicht der Freud der Parapsychologie!« Die Verbindung zwischen diesen Erinnerungen und der jetzigen Situation ist die Bemerkung, die John gemacht hatte, als er sich schließlich unserer Gruppe in der Konzertpause zuwandte: Er sagte nämlich, daß er sich auf mein Seminar über das Thema »Schweigen in der Analyse« freue, das ich beim nächsten Treffen einer Diskussionsrunde, zu der wir beide gehörten, anfangen wollte. In meinem Traum schien John sich jedoch nicht sonderlich für mich zu interessieren, denn er *kehrt mir ja den Rücken zu*. Ohne Zweifel beinhaltete dieses Detail meines Traumes eine Vorahnung der Kritik, die ich von ihm bei meinem Seminar zu erwarten hatte, und die dann auch wirklich kam.

Ich bin jetzt imstande, bestimmte Elemente des manifesten Traumes stärker miteinander zu verbinden. Vor allem das »Werde ich von den anderen akzeptiert oder nicht?«, den mir zugekehrten Rücken von John und die Sorge um mein Herz, die sich in allen meinen latenten Gedanken zeigt. Ich habe gerade erwähnt, daß John eine besondere Art hat, eine Person aus dem Gespräch auszuschalten, und mir fiel dabei plötzlich siedendheiß ein, daß dergleichen gerade am Abend vor meinem Herzanfall

geschehen war. Nachdem ich an jenem Tag im medizinischen Institut noch sehr spät an einem Experiment über Psi und unterschwellige Wahrnehmungen gesessen hatte (diese ganze Arbeit mußte sozusagen »schwarz« erledigt werden), schleppte ich meine schweren Apparate zu den Räumen, die ich vor kurzem an John abgetreten hatte, da der Platz in unserer Abteilung knapp geworden war. Ich wollte sie dort vorübergehend abstellen. Leider mußte ich jedoch feststellen, daß das Schloß geändert worden und ich somit von meinem früheren Zimmer und Lagerraum ausgesperrt war. Ich fühlte mich brüsk zurückgewiesen und stand ziemlich ratlos in dem trübseligen Korridor, vollbepackt mit meinen Habseligkeiten. In diesem Augenblick spürte ich zum ersten Mal jene Präkordialangst, auf die sofort die Symptome eines starken Schocks folgten, die meine lange Krankheit einleiteten.

Als ich nun meine Traumassoziationen der Reihe nach an mir vorüberziehen ließ, begann ich über meine – sehr oft ungerechtfertigte – Neigung nachzusinnen, Ansichten und Fähigkeiten anderer Leute herabzusetzen, und zwar vor allem dann, wenn es sich dabei um ein Gebiet handelt, auf dem ich eine gewisse Kompetenz oder Begabung für mich in Anspruch nehmen kann. Ein Fall dieser Art, der mir jetzt einfiel – ich glaube, ich hatte viele Jahre überhaupt nicht mehr daran gedacht –, gehört in eine frühe Phase meiner Kindheit, als ich rasend eifersüchtig auf einen kleinen Jungen war, der im gleichen Haus wohnte wie ich. Ich muß fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein – er war etwa im gleichen Alter, und man hielt ihn für ein so großes musikalisches Talent, daß sogar die Zeitungen über ihn schrieben. Seine Stärke war es, Opernarien auf dem Klavier zu spielen. Die Anlage für meine spätere Neigung, andere Leute herabzusetzen, war damals schon klar vorhanden, und obwohl ich bezweifle, daß ich ihn mit den Worten »Was zum Teufel versteht *der* schon von Musik?« abqualifiziert habe, erinnere ich mich mit Sicherheit daran, daß ich dem Sinn nach genau das über ihn dachte.

Der nächste Zwischenfall dieser Art, der mir in diesem Zusammenhang einfällt, war eine leidenschaftliche Rivalität – ich war dreizehn oder vierzehn Jahre alt – mit einem Jungen, den ich immer schon mit meinem früheren »Feind« identifiziert hatte (beide hatten braunes lockiges Haar) und der seltsamerweise *Frei* hieß.

Ich konnte einfach nicht verstehen, was die Leute an seiner oberflächlichen Virtuosität fanden. Er spielte wie ein Teufel Klavier und war – was alles noch schlimmer machte – von einem aufreizenden Selbstbewußtsein.

Das Thema Musik läßt mich wieder an den Satz im Traum meines ersten Patienten denken: »Dieser Latouche komponiert aber wirklich gute Musik, nicht wahr?« Bei der Premiere einer Oper, deren Librettist Latouche war, hatte ich einmal Gelegenheit gehabt, ihn aus der Nähe zu sehen. In jener Aufführung traf ich auch zufällig meinen Patienten Roland Firth. Es war in der Zeit zwischen seiner ersten und zweiten Analyse bei mir. An Latouche verblüffte mich vor allem die unheimliche Ähnlichkeit mit meinem Vater, der vor achtundzwanzig Jahren gestorben war. Seit diesem eigenartigen Erlebnis, das übrigens nur wenige Wochen vor Latouches frühem Tod durch einen Herzschlag stattfand, hatte ich Latouche in meiner Vorstellung immer mit dem Rücken zu mir gesehen, in derselben Haltung wie mein Freund John im Traum. Ich sah ihn in meiner Phantasie nicht nur deswegen so, weil ich ihn die meiste Zeit tatsächlich nur von hinten gesehen hatte, sondern weil ich bei der Betrachtung seines Viertelprofils hätte schwören können, daß mein Vater wiederauferstanden war – so ähnlich waren die Kopfform, der kurze Hals und die breiten Schultern. Und mir fiel jetzt auch wieder ein, daß ich als Kind meinen Vater als großen Musiker und Sänger betrachtete, auf gewisse Weise Caruso ebenbürtig, von dem er häufig gesprochen hatte.

Eines scheint jetzt klar zu sein: Der Bogen spannt sich vom ersten Objekt meiner ödipalen Rivalitätsgefühle – dem kleinen Opernpianisten – hin zum bisher letzten, meinem opernliebenden Patienten Roland Firth.

Dabei habe ich alle ernsthaften musikalischen Ambitionen schon vor vielen Jahren aufgegeben, mochte sich mein Unbewußtes auch noch damit beschäftigen. Der Ehrgeiz, den ich in dieser Richtung gehabt haben mag, hat sich anscheinend allmählich in ein immer tieferes Interesse für Psychoanalyse verwandelt. Ich kann mich nur noch an ein Klavierstück erinnern, das meine Mutter oft für mich gespielt hat: Schumanns *Träumerei*. Obwohl ich natürlich nicht glaube, daß diese Tatsache als solche etwas mit

der Verlagerung meines Interessengebietes zu tun hat, kann ich trotzdem den Einfall nicht unterdrücken, daß der Verbindung zwischen »Träumerei« und der gegenwärtigen Ansammlung von »Traumgleichungen« eine gewisse Bedeutung zukommt – vor allem, wenn ich an das Verbindungsglied, Mrs. Firth, meine ersehnte Ersatzmutter, und ihre Beurteilung meiner Person als »traumhaft« denke. Vielleicht benütze ich diese Verbindungen in Wirklichkeit dazu, meinem Freund John, meinem Patienten Roland Firth (beide sind gute Pianisten) und allen übrigen, mit denen ich zu irgendeiner Zeit konkurriert haben mag, zu sagen: »Von mir aus seid ihr in Musik besser. Mir gebührt der Beifall in »Träumen und Träumereien«, darin liegt meine geniale Begabung, die ich unverzüglich weiter demonstrieren werde.«

Aus irgendeinem Grund habe ich bis jetzt die genauere Schilderung des Anzugs, den John B. in meinem Traum getragen hat – den bereits erwähnten dunkelgrauen »Pfeffer-und-Salz«-Anzug – vernachlässigt, so als ob dies ein zufälliges Detail ohne spezifische Bedeutung wäre. Als ich merkte, daß ich offensichtlich zu vermeiden suchte, dieses Element näher zu betrachten, das nichtsdestoweniger in meinen Gedanken herumgeisterte, erinnerte ich mich, daß die einzige Person, die ich je einen solchen Anzug habe tragen sehen, mein Vater war. Er hatte in den letzten Monaten vor seinem Tod meistens einen Anzug aus diesem Material angehabt. Doch mein Vater war mir gegenüber nie so kritisch gewesen, wie John es gelegentlich war. Ich kann mich keiner Gelegenheit entsinnen, bei der er mir zu verstehen gegeben hätte, daß ich nicht mithalten konnte, im Gegenteil: Alles, was ich tat, war in seinen Augen perfekt, und er zeigte immer deutlichen Stolz auf alle meine Fähigkeiten. Nur einmal war er unzufrieden oder vielmehr enttäuscht: als ich meine Hebräischstudien abbrechen wollte. Ich durfte die Sache ohne weitere Diskussion aufgeben, doch ein- oder zweimal sagte er halb neckend, halb traurig, daß ich nicht einmal genug gelernt hatte, um für ihn bei seinem Tod ein *Kaddish* (Gebet des Trauernden) zu sprechen.

Das bringt mich geradewegs zum hypochondrischen Kern meiner latenten Traumgedanken, zu dem alle Wege zu führen scheinen, und zu einem anderen möglichen Bezugspunkt für das »Pfeffer-und-Salz«-Element. Am Tag vor meinem Traum stieß

ich zufällig auf zwei Artikel, die zur gleichen Zeit erschienen waren. Beide (der eine in der *Saturday Review*, der andere im *New Yorker*) handelten von einer Mrs. Pepper (Dr. C. Doris Hellman), die zusammen mit ihrem Mann die George Sarton Memorial Foundation ins Leben gerufen hatte, um das Werk des verstorbenen Geschichtswissenschaftlers, dessen Schülerin sie war, fortzuführen. Der Gedanke »Und wer wird *mein* Werk weiterführen?«, der mir ganz bewußt während der Lektüre über Mrs. Peppers außerordentliche »Weihetat« im Kopf herumspukete, hatte einen gewissen bitteren Beigeschmack, als ich an die Gleichgültigkeit meiner Tochter gegenüber meiner Arbeit dachte. Sie stand kurz vor dem Collegeabschluß und hatte ganz andere Interessen als ich. Bei meinem älteren Sohn war es noch schlimmer; denn er hatte offensichtlich sogar Schwierigkeiten, überhaupt aufs College zu kommen. Die deprimierte Stimmung, in die ich durch diese Überlegungen versetzt wurde, erweckte in mir eine Vorstellung, die wiederholt seit meinem Herzanfall aufgetaucht war: Nach meinem Tod würde John B. als enger Freund der Familie meine Frau bitten, ihm die Durchsicht meiner unveröffentlichten Manuskripte und Notizen zu gestatten. Nachdem er das Ganze durchforstet hätte, würde er meiner Frau mit trauriger Miene mitteilen, daß praktisch nichts Verwendbares darunter sei. Wie sehr muß ich mir etwas vormachen, wenn ich angesichts einer solchen Vorstellung (die im übrigen die Lage ziemlich korrekt wiedergeben dürfte) versuche, Johns drohendem Angriff damit zu begegnen, daß ich ihn hinter der Gestalt der aufopferungsfreudigen Mrs. Pepper verberge? Und indem ich mit einem einfachen Trick John in einen »Pfeffer-und-Salz«-Anzug steckte, rede ich mir durch eine magische Manipulation ein, daß meine Furcht vor seinen bevorstehenden Angriffen unsinnig ist, weil er in Wirklichkeit mir gegenüber genauso unkritisch sein wird, wie es mein Vater gewesen ist, und daß er mein Werk – falls mir etwas zustoßen sollte – genauso hoch schätzen wird wie Mrs. Pepper Sartons Arbeit. In diesem Zusammenhang fällt mir auch ein, daß es ein Dr. Pfeffer (*Pepper*) gewesen ist, der mir den Patienten geschickt hatte, der ein »E« im Englischexamen bekam, und dessen Scheck platzte (für den er jedoch, wie ich die ganze Zeit wußte, im Grunde einstand). So wird John mir also weder den Rücken zukehren

noch mich angreifen, im Gegenteil: Er wird mich »ernähren« wie Mrs. Pepper und Dr. Pfeffer zusammen.

So war die Lage am Tag nach meinem Traum, als ich begann, mögliche Verbindungslinien zwischen meinem Leben und den Träumen meiner Patienten aufzuzeigen. Im Mittelpunkt von allem stand die Sorge um mein Leben und meine Arbeit, die, gleich meiner sexuellen Angst, zweifellos zum Teil dadurch hervorgerufen wurde, daß mir die Grippe immer noch zu schaffen machte (jene Grippe, als die sich mein kürzlicher »Kollaps« herausgestellt hat). Auch frage ich mich ständig, wieviel Zeit mir noch bleibt. Als mein Patient Latouche erwähnte, fiel mir wieder dessen plötzlicher Tod durch einen Herzanfall ein – und dabei hatte ich ihn noch wenige Wochen vor seinem jähen Ende höchst lebendig in der Oper gesehen! Zugleich dachte ich an einen guten Freund Latouches, einen Historiker, der mich wenig später besuchte. Kurz darauf beging er Selbstmord, und zwar gerade, als sein Hauptwerk, das zu vollenden er ungeheure Schwierigkeiten gehabt hatte, schließlich erschienen war. (Er hatte mich ermahnt, mit meiner Arbeit, koste es, was es wolle, voranzukommen, weil sie sonst nie fertig werden würde.) Außerdem wollte er über bestimmte philosophische Fragen mit mir korrespondieren und diesen Briefwechsel dann vielleicht später als Buch veröffentlichen.

An diesem Punkt legten meine Gedanken »eine Pause ein«, genau nach dem Traumzyklus, der mit dem Traum meines Patienten Roland Firth (Zahlentraum 51–53) und mit meinem Traum, in dem ich bei der Analytikerversammlung in San Franzisko nicht wußte, ob ich von den anderen akzeptiert wurde oder nicht, endete.

Und es war sehr gut, daß ich einige dieser Verbindungen zu jenem Zeitpunkt nicht gewaltsam weiterverfolgt habe, sondern den Dingen erlaubte, sich zu ordnen und langsam »zu setzen«. Wenn ich jetzt nämlich die unbewußten Kräfte bedenke, die eine Rolle in meinem »Fall« spielten, so tauchte eine der bedeutenderen mutmaßlichen Quellen der Traumgleichungen, in die ich verstrickt war, erst einige Tage später auf, als ich die neueste Ausgabe der Zeitschrift *Scientific American* zur Hand nahm. Meiner Meinung nach muß es natürlich einen bestimmten Grund für die

verzögerte Ankunft dieses nachfolgenden Traumelements geben. Vielleicht sollte ich in diesem Zusammenhang noch folgendes anmerken: Am Tag meines »Kollapses«, gerade bevor ich zu jener Vorlesung fuhr, während der ich den Zusammenbruch erlitt, hatte ich einen Artikel an eine psychoanalytische Zeitschrift geschickt, in dem ich versuchte, eine irreführende Kritik an parapsychologischen Untersuchungen sowohl statistisch wie klinisch richtigzustellen. Das Fazit meiner Bemühungen war gleich Null. Der Herausgeber, dem ich meine Stellungnahme gesandt hatte, schrieb mir, daß es für seine Zeitschrift weder zweckmäßig wäre, Kontroversen zu Artikeln des Blattes noch »Briefe an den Herausgeber« zu veröffentlichen (zu diesen zählte er meinen Artikel). Er schlug mir vor, meine Meinung doch den Autoren direkt mitzuteilen. Gerade das hatte ich aber schon getan, ohne jedoch von einem der Autoren (weder zu jenem Zeitpunkt noch später) irgendeine Antwort erhalten zu haben. Innerlich mit dieser ärgerlichen Angelegenheit beschäftigt, wandte ich mich den »Briefen an den Herausgeber« im *Scientific American* zu, um zu sehen, wie dieses Blatt kontroverse Meinungen behandelte.

Ich entdeckte einen Brief an den Herausgeber des *Scientific American*, in dem der Absender, ein Physiker, den Verfasser der mathematischen Rätsel, der in einer früheren Ausgabe einen satirischen Artikel über die Absichten und Methoden eines Numerologen geschrieben hatte, wegen seiner Engstirnigkeit tadelte. Das Beispiel, das der Numerologe angeführt hatte, um zu zeigen, daß »wichtige Daten niemals zufällig sind«, war folgendes: Man muß bei den Jahren 1492 – Entdeckung Amerikas durch Columbus – und 1942 – das Jahr, in dem Enrico Fermi seine Versuchsreihe über die nukleare Kettenreaktion abschloß – nur die mittleren Zahlen vertauschen, um jeweils die Jahreszahl des anderen epochalen Ereignisses zu erhalten. Daß zwischen diesen beiden Ereignissen ein innerer Zusammenhang bestand, lag seiner Ansicht nach in der Natur der Dinge und war von jeher vorbestimmt. Dr. Arthur Compton, der Fermis Erfolg Dr. James Conant am Telefon mit den Worten »Der italienische Seefahrer hat die Neue Welt erreicht« mitteilte, muß dies intuitiv erfaßt haben. Der Physiker wies in seinem Brief auf mehrere »wichtige Verifikationen« der Schlüsse des Numerologen hin, die eigentlich nur jenen be-

kannt gewesen sein konnten, die aktiv am Manhattan Projekt mitgearbeitet hatten, so etwa daß der einzige Grund für den Bau des Reaktors während des Kriegs der war, Plutonium, das 94ste Element im periodischen System der Elemente herzustellen . . . (und) daß der Code für Plutonium während des ganzen Krieges »49« war.

Die Entsprechung zwischen den Zahlen 92 und 94, die in diesem Artikel erschienen, und den Zahlen, die in den Träumen eines meiner Patienten auftauchten, versprach wenig an »tieferer Bedeutung« und hätte mich normalerweise kaum interessiert. Aber das Auftauchen dieser Zahlen in ihrer Beziehung zu »Kettenreaktionen« und der »Entdeckung der Neuen Welt« war etwas, auf das sich mein Narzißmus natürlich sofort stürzte, und es machte mich wachsam für alles, was noch auftauchen konnte. Also fing ich an, Verbindungslinien zwischen dem 51-53-Traum meines anderen Patienten und der Tatsache zu ziehen, daß Fermi 51 Jahre alt war – mein jetziges Alter –, als er seine Kettenreaktionen entdeckte, und 53 Jahre, als er starb. Wenn ich – dieser Gedanke kam mir jetzt – noch die zwei Jahre hätte, die Fermi zugestanden worden waren – und hier sind wir wieder bei der *Zeiteinheit 2* –, dann würde ich möglicherweise meinen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft leisten können. Dieser Gedanke faszinierte mich. Aber welche Mrs. Pepper (um darauf zurückzukommen) würde nach meinem Tod meine Arbeit fortführen? Alle diese mit den Zahlen zusammenhängenden Assoziationen schienen auf irgendeine Weise miteinander verbunden zu sein, aber auf welche genau, blieb mir verborgen.

Wenn man dem *Scientific American* glauben darf, mag die Numerologie vielleicht keine Zukunft haben, aber sie schien auf ihre unwissenschaftliche und zweifellos total unamerikanische Art in meinen Träumen jedenfalls sehr viel Lärm um ihr Ableben zu machen. Wenn wir alle diese Artikel aus dem *New Yorker*, der *Saturday Review* und dem *Scientific American* als mögliche Quellen für die Traumarbeit ansehen müßten, wären wir berechtigt, auch ohne Überbewertung der mutmaßlichen Triebkräfte, die dabei eine Rolle spielen, zu vermuten, daß eine komplizierte Art der Verdichtung vorlag.

An diesem Punkt ging mir auf, daß kein anderer als Freud

selbst – er war auf diesem Gebiet der treue Gefolgsmann seines hochgeschätzten Freundes Fließ – ernsthaft mit der Numerologie geliebäugelt hatte (eine Tatsache, die ebenso wie sein Interesse für Parapsychologie seine Anhänger stets in Verlegenheit setzt). In seiner *Traumdeutung*<sup>125</sup> gibt es mehrere Anspielungen darauf. Ich stürzte mich sofort auf diese Quelle und stieß auf das Kapitel »Absurde Träume«, in dem Freud auch einen eigenen Traum über seinen Vater mitteilt: *Ich erhalte eine Zuschrift vom Gemeinderat meiner Geburtsstadt, betreffend die Zahlungskosten für eine Unterbringung im Spital im Jahre 1851, die wegen eines Anfalls bei mir notwendig war. Ich mache mich darüber lustig, denn erstens war ich 1851 noch nicht am Leben, zweitens ist mein Vater, auf den es sich beziehen kann, schon tot. Ich gehe zu ihm ins Nebenzimmer, wo er auf dem Bette liegt, und erzähle es ihm. Zu meiner Überraschung erinnert er sich, daß er damals 1851 einmal betrunken war und eingesperrt oder verwahrt werden mußte. Es war, als er für das Haus T... gearbeitet. Du hast also auch getrunken, frage ich. Bald darauf hast du geheiratet? Ich rechne, daß ich ja 1856 geboren bin, was mir als unmittelbar folgend vorkommt.*

Der auslösende Faktor für den Traum war – nach Freud –, daß ein älterer Kollege, »dessen Urteil für unantastbar gilt«, Freud kurz zuvor kritisiert hatte, weil »einer meiner Patienten die psychoanalytische Arbeit bei mir jetzt schon ins fünfte Jahr fortsetze.« »Die Traumgedanken«, schreibt Freud, »wehren sich nun erbittert gegen den Vorwurf, daß ich nicht schneller vorwärtskomme, der von der Behandlung dieses Patienten her sich dann auch auf anderes erstreckt. Kennt er denn jemanden, der das schneller machen kann?« Später fährt er fort:

Die größte und störendste Absurdität des Traumes liegt in der Behandlung der Jahreszahl 1851, die mir von 1856 gar nicht verschieden vorkommt, als würde die Differenz von fünf Jahren gar nichts bedeuten. Gerade das soll aber aus den Traumgedanken zum Ausdruck gebracht werden. Vier bis fünf Jahre, das ist der Zeitraum, während dessen ich die Unterstützung des eingangs erwähnten Kollegen genoß, aber auch die Zeit, während welcher ich meine Braut auf die Heirat warten ließ,



und durch ein zufälliges, von den Traumgedanken gern ausgenütztes Zusammentreffen auch die Zeit, während welcher ich jetzt meinen vertrautesten Patienten auf die völlige Heilung warten lasse. »Was sind fünf Jahre?« fragen die Traumgedanken. »Das ist für mich keine Zeit, das kommt nicht in Betracht. Ich habe Zeit genug vor mir, und wie jenes endlich geworden ist, was ihr auch nicht glauben wolltet, so werde ich auch dies zustande bringen.« Außerdem aber ist die Zahl 51, vom Jahrhundert abgelöst noch anders, und zwar im gegensätzlichen Sinne determiniert; sie kommt darum auch mehrmals im Traum vor. 51 ist das Alter, in dem der Mann besonders gefährdet erscheint, in dem ich Kollegen plötzlich habe sterben sehen, darunter einen, der nach langem Harren einige Tage vorher zum Professor ernannt worden war.

In anderem Zusammenhang kommt Freud auf diesen Traum noch einmal zurück: »In dem scheinbar absurden Traum, der den Unterschied von einundfünfzig und sechsundfünfzig als *quantité négligeable* behandelt, war die Zahl einundfünfzig mehrmals erwähnt... Anstatt dies selbstverständlich oder gleichgültig zu finden, haben wir daraus auf einen zweiten Gedankengang in dem latenten Trauminhalt geschlossen, der zur Zahl einundfünfzig hinführt, und die Spur, die wir weiter verfolgten, führte uns zu Befürchtungen, welche einundfünfzig Jahre als Lebensgrenze hinstellen, im schärfsten Gegensatz zu einem dominierenden Gedankengang, der prahlerisch mit den Lebensjahren um sich wirft.«

Ich muß fast vermuten, daß irgendwo im Mittelpunkt der latenten Gedanken und Tagesresten, aus denen sich sowohl meine beiden Träume als auch die meiner Patienten (vor allem der 51-53-Traum) entwickelten, meine schlummernde Erinnerung an dieses Kapitel aus Freuds Buch lag, das so scheinbar mühelos und elegant alles zu sich ergänzenden Strukturen verbindet. Wenn wir mal annehmen, daß ich der Schrittmacher der jetzigen Geschenisse bin, und wenn wir den Blickwinkel verkleinern und nur meine Beziehung zu Patient Nummer eins betrachten, dessen Träume ich als mit den meinen auf einer *psi*-bedingten Basis *verwandt* ansehe, so können wir den Vorgang im Moment ungefähr

folgendermaßen rekonstruieren: Mein Patient, der sich darüber beschwert hatte, daß seine Analyse so lange dauere, und sich auf ambivalente Weise besorgt über meinen Gesundheitszustand gezeigt hatte (»Nachdem Sie meine Analyse abgeschlossen haben«, so könnte ich mir den Gedankengang jenes Patienten vorstellen, »dürfen Sie von mir aus ruhig tot umfallen«), ist jetzt imstande zu sagen: »2,0? Meilenrekord in zwei Minuten? Aber natürlich brauchen Sie nur zwei Jahre für mich und nicht die fünf, die Freud für seine langwierigste Analyse benötigte. Was die fünf Jahre anbetrifft, die ich nicht bei Ihnen in der Analyse war, so kann ich nur Freud zitieren: »Was sind fünf Jahre? Das ist für mich keine Zeit.«

Ich wiederum kann bestimmte Sätze Freuds fast wortwörtlich benutzen, um mich gegen die implizite Forderung des Patienten, daß ich mit seiner Analyse schneller vorankommen solle, zu wehren: »Die Traumgedanken«, schreibt Freud in dem bereits weiter oben angeführten Zitat, »wehren sich nun erbittert gegen den Vorwurf, daß ich nicht schneller vorwärtskomme, der von der Behandlung dieses Patienten her sich dann auch auf anderes erstreckt. Kennt er denn jemanden, der das schneller machen kann?« Was dieses »andere« betrifft, auf das Freud anspielt, so kann ich mit Hilfe seines Traumes und dessen Erklärung meine eigenen Ängste beruhigen, wenn ich mich mit dem indirekten Vorschlag des Patienten beschäftige, ich solle seinetwegen 53 Jahre alt werden. »Unsinn«, sage ich zu alldem. »Warum soll ich nicht älter als 53 Jahre werden? Freud hatte Angst, mit 51 Jahren zu sterben, aber in Wirklichkeit ist er dann sehr viel älter geworden.«

Es ist sehr schwer, genau zu sagen, wer verantwortlich ist für ein bestimmtes Element, das im manifesten Trauminhalt des einen Patienten auftaucht, im Traum des anderen jedoch nicht. Ein gutes Beispiel dafür ist die Zahl 51. Obwohl sie im latenten Inhalt des Patienten Nummer eins auftauchte, fiel ihm persönlich nichts dazu ein, während diese Zahl sich für mich als außerordentlich wichtig herausstellte. Mehr noch, ich war durch diese Hinweise auf Fermi, seine Kettenreaktionen und seine »Entdeckung einer Neuen Welt« gestoßen, was der Zahl natürlich eine besondere Bedeutung gab. Und schließlich war es auch wieder ich

und nicht der Patient (soweit ich sehen konnte jedenfalls), für den die zitierten Passagen aus Freud, die alles miteinander verknüpfen, einen Tagesrest darstellen könnten. Was den Patienten angeht, der ja in gewissem Sinn wirklich der war, dessen Analyse am längsten gedauert hatte (die fünf Jahre, die er pausierte, zählen für das Unbewußte nicht), so können wir annehmen, daß er ein berechtigtes Interesse für meine Tagesreste, Erinnerungen und latenten Gedanken besaß. Dürfen wir jedoch annehmen, daß ich die Zahl 51 irgendwie in seinen Traum eingebracht, sozusagen *ingeschmuggelt* hatte, um vielleicht etwas Verräterisches noch kurz vor dem Aufwachen loszuwerden, einem Schmuggler ähnlich, der nahe der Grenze schnell den Edelstein in die Tasche eines harmlosen Mitpassagiers steckt? Dies ergibt meiner Meinung nach wenig Sinn, insbesondere, da ich mich zum Schluß ja doch als der Zollbeamte entpuppe, der dann alles zutage fördert. Eher liegt die Vermutung nahe, daß in Situationen dieser Art die Assoziationen meinerseits irreführend überdeterminiert werden. Das ist eine unvermeidbare Konsequenz dieser Methode, Daten aufzuspüren, doch ist sie immer noch die einzige Methode, die man bei Untersuchungen dieser Art überhaupt anwenden kann. Wie schon früher gezeigt wurde, können wir in der Behandlungssituation, so wie sie angelegt ist, nicht die Mitarbeit der Patienten erwarten, die ideal wäre, um das Problem, wie es sich in ihren Träumen und Assoziationen zeigt, vollständig aufzurollen, wenn es dagegen um die eigene Person geht, sind wir in der Lage, die Zeit und andere die Interpretation fördernde Umstände zu nutzen, um die Sache, wenn nötig, voranzutreiben. Daher fühle ich mich auch nicht berechtigt anzunehmen, daß der Patient seinerseits *keine* ebenso bedeutungsvollen latenten Assoziationen zu den Zahlen 51 und 53 hat wie ich, Assoziationen, zu denen unser »normale« Zugang versperrt war, die ich aber dennoch möglicherweise auf einer Bewußtseinsebene, die mir rational verschlossen ist, irgendwie benutzt habe.

In der Ausgabe des *Scientific American*, in der der für alles Bisherige so bedeutsame Brief über die Leistungen der Numerologie erschienen war, stand zufälligerweise auch ein Artikel eines Freundes und Kollegen von John und mir, der erst vor kurzem für seine grundlegende Arbeit über »Die Erforschung der Ge-

heimnisse des Lebens« ausgezeichnet worden war – so hatte es einmal jemand (vermutlich auch im *Scientific American*) ausgedrückt. Soweit ich weiß, ist jener Kollege der beste Freund von John, der sehr wählerisch in seinen Freundschaften ist. Nachdem ich nun schon durch andere latente Gedanken die Argumente vorgebracht habe (»Ich kenne vielleicht meinen Mozart nicht gut genug, bei meinem Freud habe ich jedoch keinerlei Schwierigkeiten« und »Wer sagt denn, daß ich nicht der Freud der Parapsychologie bin?«), versuche ich nun vielleicht, die latente Verbindung, die durch das »Nebeneinander« im *Scientific American* hergestellt wurde, zu benutzen, um John zu fragen: »Was hat mein Bruder, was ich nicht habe? Versuche nicht auch ich in die Geheimnisse des Lebens einzudringen...?«

Das bringt mich auf eines der verwickeltesten Bindeglieder in der komplexen Ereigniskette, die wir als gegeben voraussetzen, ein Bindeglied, das in einem manifesten Traumelement verborgen war, mit dem ich von Anfang an schon Schwierigkeiten hatte: der dunkelgraue »Pfeffer-und-Salz«-Anzug, den John in meinem Traum trug. Ich möchte jedoch zunächst noch einmal die Aufmerksamkeit auf die Besonderheit dieser Art von psychoanalytischer Forschung lenken und sagen, daß ich die ganze Angelegenheit, obwohl unzufrieden mit den vielen ungelösten Fragen, zweifellos beim jetzigen Stand der Dinge abgebrochen hätte, wenn ich mich nicht hingeworfen hätte – übrigens kurz nach den Träumen, die diese ganze Kette ausgelöst haben –, um einen längst überfälligen Brief an eine englische Kollegin, die sich mit Parapsychologie beschäftigt, zu schreiben.

In ihrem Brief, der schon einige Wochen zurücklag, erwähnte sie die Anklage auf Betrug, die – ihrer Überzeugung nach völlig zu Unrecht – gegen einige junge Mitarbeiter erhoben worden war, die bei mehreren ASW-Tests sensationelle Ergebnisse erzielt hatten. Ausführlich war sie auch auf die unglückliche Tatsache eingegangen, daß einer ihrer Mitarbeiter, den sie beruflich und persönlich sehr schätzte, wegen Verführung Minderjähriger zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden war. »Er hat praktisch darum gebeten, gefaßt zu werden«, schrieb meine Kollegin – und sofort fiel mir Freuds »Was sind fünf Jahre?« ein. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch noch mehr durch die Erwähnung eines

Mr. Salter gefesselt, der, wie wir gleich sehen werden, auf die eigenartigste Weise in die bisher beschriebenen Vorgänge verwickelt ist.

Alles begann vor einigen Jahren, und zwar 1956, als ich anlässlich der Feierlichkeiten zum hundertsten Geburtstag von Freud in England war. An einem der Abende kam ich ins Gespräch mit Mr. Salter, einem bedeutenden, von mir sehr verehrten Mitglied der British Society for Psychical Research, der einigen meiner Ansichten jedoch wenig Sympathie entgegenbringt; dabei gab ich ihm einen Rat hinsichtlich einer drohenden Betrugsaffäre, den er jedoch nicht weiter beachtete. Die Angelegenheit wurde im Moment gerade »auf die Spitze getrieben«, wie meine englische Briefpartnerin es ausdrückte, und konnte unter Umständen die gesamte Parapsychologie in Mißkredit bringen. Um ganz verstehen zu können, warum gewisse Gedanken durch die briefliche Erwähnung Salters – eine einfache Zusammenfassung aus »Salz und Pfeffer« (*salt and pepper*) – hervorgerufen wurden und eine besondere Bedeutung gewannen, müssen wir noch ein anderes, stark psi-bedingtes Ereignis betrachten – es liegt schon einige Monate zurück –, bei dem der Name Salter eine wichtige Rolle spielte. Zuvor sollte ich vielleicht noch erwähnen, daß der Brief den ich jetzt beantworten wollte, schon einige Wochen auf meinem Schreibtisch gelegen hatte – als ständige Mahnung sozusagen, die natürlich wie alles »Unerledigte« hervorragend dafür geeignet ist, sich irgendwie in meine latenten Traumgedanken einzuschleichen. Ich hatte den Antwortbrief so lange hinausgeschoben, weil ich auf entscheidende Entwicklungen und Resultate besonders genauer und strenger Tests wartete, die ich als zusätzliche Prüfung für einige junge Männer ausgearbeitet hatte, die bereits außerordentlich gute Ergebnisse bei anderen ASW-Tests erzielt hatten. Die von mir ausgearbeiteten Tests wurden unter Aufsicht in einer anderen Stadt ausgeführt, und ich wäre zutiefst beschämt gewesen, wenn sich die jungen Leute als Schwindler entpuppt hätten. Jetzt waren die Ergebnisse eingetroffen, und sie erwiesen sich, wie so häufig bei diesen Dingen, als enttäuschend unbestimmt.

Nun zu jener früheren Episode. Wir werden sehen, daß das Thema Betrug, der Name Salter und verschiedenes abgewehrtes

Material auf eine Weise zusammentreffen, die in mancher Hinsicht mit all dem, was zuvor geschehen ist, in Verbindung steht.

Zu der Zeit, von der ich spreche, hat mir ein Patient – derselbe, der in dem Jack-Jag-Jake-Vorfall (siehe Kapitel 7) eine Rolle gespielt hat – den folgenden Traum erzählt, den ich ganz wiedergebe, obwohl ich mich nur mit dem Teil beschäftigen werde, der zu unserer Traumserie paßt:

»Ich hatte irgendwie 1000 Dollar in Hundertdollarscheinen veruntreut. Mein Freund M. brauchte 400 Dollar, deshalb gab ich ihm drei der Hundertdollarscheine und einen Scheck über 150 Dollar und behielt sechs oder sieben Scheine. Ich fühlte mich beschämt und ängstlich wegen meiner Tat. Plötzlich wurde mir klar, daß die Veruntreuung sicher aufgedeckt würde, da früher oder später jeder Gesetzesbrecher gefaßt und bestraft wird. Wie konnte ich mir nur einbilden, bei dem Betrug geschickter als alle anderen zu sein? Ich beschloß, das Verbrechen ungeschehen zu machen. Ich forderte von M. das geliehene Geld zurück, gab die 1000 Dollar wieder und fühlte mich ungeheuer erleichtert. Später sah ich M. auf einer Couch liegen. Er spielte mit seinem Penis, der aussah wie meiner.«

Die unmittelbaren Tagesreste dieses Traumes waren zahlreich. Der Patient war gerade zu etwas Geld gekommen, das seine Frau für eine Analyse verwenden wollte, doch war darüber noch nicht entschieden worden. Der Patient hatte jedoch am Tag vor seinem Traum seinen Freund M. zu überreden versucht, sich von mir analysieren zu lassen; M. wußte aber nicht, ob er sich das finanziell leisten konnte. Das manifeste Traumelement der Unterschlagung bezieht seine Grundbedeutung – eine Art von »Gefühlsunterschlagung« – aus der unbewußten Bedeutung der Tatsache, daß der Patient seinem Freund M. (mit dem er offensichtlich lieber auf die Couch ginge) statt seiner Frau Geld gibt. Ein weiterer Tagesrest, der auch den Hintergrund für das Traumelement »früher oder später gefaßt werden« bildete, stammte anscheinend aus einer Unterhaltung, die der Patient am Vorabend mit seiner Frau geführt hatte. Dabei sprachen sie auch über den Betrugsskandal auf höchster Ebene, der erst vor kurzem aufgedeckt worden war und es zu nationaler Bedeutung gebracht hatte. Der Patient schien gemerkt zu haben, daß ihre übertrieben scharfe Kritik an

der Moral des Hauptschuldigen jenes Skandals, der übrigens zufälligerweise ein Professor für Englisch war und dessen Name dem jenes Freundes von M. sehr ähnelte, ein unbewußtes Erkennen seiner eigenen Schwierigkeiten bedeutete. Auch sein starkes Interesse für M. schien sie unbewußt erfaßt zu haben. Dies alles wird durch den spezifischen Ursprung der Zahl 1000 im manifesten Trauminhalt bestätigt. Diese Traumquelle bildet eine Rezension in der *Time* über das Buch *One Thousand Homosexuals* (»Eintausend Homosexuelle«) von Edmund Bergler, die der Patient am Tag vor dem Traum gelesen hatte. Danach fühlte er sich sehr entmutigt, wie er mir gestand, *weil er doch schon mehrere Jahre in psychoanalytischer Behandlung sei*, um mit den Problemen seiner latenten Homosexualität fertig zu werden, während Bergler in seinem Buch behauptete, daß jeder Homosexuelle, der geheilt werden *wolle*, auch innerhalb von acht Monaten geheilt werden könne. (Die Traumgedanken protestierten daraufhin gegen den Vorwurf, daß ich nicht schneller vorankam . . .) Außerdem machte dem Patienten zu schaffen, daß er als Schriftsteller unproduktiv blieb. Wohl vertraut mit Berglers früheren Werken über Schriftsteller und ihre Sperren wie auch mit anderen Werken dieses immens produktiven Schriftsteller-Analytikers, scheint der Patient in seinem Traum behaupten zu wollen: »Auch ich bin ein Bergler« (*burglar* = Einbrecher), aber er fürchtet, daß die im Grunde frivole und betrügerische Art dieser Identifikation (vergleiche seine Rolle in der zuvor erwähnten Jack-Jag-Jake-Episode) auch entdeckt wird.

Wirklich verblüffend an diesem Traum war, daß der Patient keine bedeutsame Assoziation für die 150 Traum-Dollar anbieten konnte, *ich* sie dagegen in reichlich dramatischer Weise unverzüglich lieferte. Am Tag vor dem Traum hatte ich eine Fotokopie von einem Scheck machen lassen, den ich als Beleg für meine Steuererklärung benötigte. Den Scheck selbst wollte ich dem Aussteller zurückgeben. Der Betrag auf dem Scheck sollte 150 Dollar betragen, und ich glaubte, diesen Betrag auch gelesen zu haben. Als ich die Fotokopie nun aus der Schublade zog, um dem Patienten die verblüffende Übereinstimmung mit dem Betrag in seinem Traum zu demonstrieren, entdeckte ich, daß der Scheck falsch ausgefüllt worden war. Während der Betrag in *Ziffern* 15 000 Dol-

lar lautete, sah der *geschriebene* Betrag, den ich mir offensichtlich nicht näher angeschaut hatte, so aus: Ein-hundert-fünfzig-und 50/100 Dollar. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, war dies möglicherweise ein beabsichtigter Irrtum, der bewirken sollte, daß der Scheck beim Einreichen nicht akzeptiert würde. Auf diese Weise wäre natürlich der Tatbestand des Betrugs erfüllt gewesen. Doch mein besonderes Interesse an dem Scheck erregte der Name des Scheckausstellers! William H. Saulter. Damit unterschied er sich lediglich durch das zusätzliche »u« von dem weiter oben erwähnten William H. Salter. Um den Beweis zu erhärten, daß der 150-Dollar-Scheck-Traum psi-bedingt war, kam schließlich noch die verwirrende Tatsache, daß drei Tage nach der Erzählung des Traums – es war ein Freitag – das Finanzamt mich benachrichtigte, daß ich mit einer Prüfung meiner Steuererklärung rechnen müsse. Ich hatte diese Benachrichtigung schon mit einiger Besorgnis erwartet (seit zwölf Jahren war meine Steuererklärung nicht mehr nachgeprüft worden), da ich mir Gedanken darüber machte, wieviel wohl von dem Betrag akzeptiert werden würde, den ich für einen landwirtschaftlichen Betrieb von der Steuer abgesetzt hatte. Es handelt sich dabei um eine Farm, die ich vor einigen Jahren gekauft habe. (Dafür brauchte ich auch die Fotokopie – als Beweis, daß wenigstens bereits ein Pachtangebot für die Farm vorlag.) Obwohl meine Steuerunterlagen tadellos in Ordnung waren, stellte ich seltsamerweise fest, daß ich so ängstlich reagierte, *als ob* eine Anklage wegen Betrugs gegen mich erhoben werden könnte, ein Gefühl, das sicher nicht nur damit erklärt werden kann, daß ich schon seit Jahren auf diesen Moment gewartet hatte. Besser trifft den Kern zweifellos eine Bemerkung, die ich meiner Frau gegenüber gemacht hatte, und zwar am Tag vor dem Traum des Patienten und in Verbindung mit demselben Skandal, über den der Patient mit seiner Frau gesprochen hatte. Ich hatte gemeint, daß ich derart übergenu in meiner Prüfung der psi-bedingten Daten sei, als wäre ich ständig gewärtig, bei irgendeinem Schwindel ertappt zu werden. Ich hatte weiter gesagt, daß meine übertriebene Vorsicht auf diesem Gebiet vermutlich für eine andere Quelle von Schuldgefühlen stünde, sehr wahrscheinlich verdrängte sexuelle Inhalte. Würde ich nun trotzdem bei einer Art von unbewußtem Betrug ertappt werden? Versuchte mein Pa-

tient, mich in seinem Traum auf bestimmte Einzelheiten so festzulegen, wie ich es mit ihm tun könnte?

Wenden wir uns jetzt wieder meinem englischen Kollegen Salter und der Frage zu, wie er und der »Unterschlagungstraum« (für den sein Namensvetter mit dem faulen Scheck eins der psi-bedingten Elemente geliefert zu haben schien), mit der späteren 2,0-Zeit-einheit-Traumserie in Verbindung stehen.

Am Tag des früheren Traums erschien eine Nummer einer parapsychologischen Zeitschrift, in der ein Nachruf auf Salters Frau stand, die einige Monate zuvor gestorben war – eine unangenehme Erinnerung daran, daß ich Salter zum Tod seiner Frau noch nicht kondoliert hatte. Als die Geschichte mit dem möglicherweise betrügerischen Scheck, der von seinem amerikanischen Namensvetter ausgestellt worden war, in Verbindung mit dem Traum meines Patienten am nächsten Tag auftauchte, überlegte ich – ich war ja vielleicht auf Psi-Ebene in das Traumgewirr verwickelt –, ob ich etwa versuchte, meine Unhöflichkeit gegenüber Salter zu rechtfertigen, indem ich die Gelegenheit ergriff, die verschiedenen Schuldgefühle, die mich wahrscheinlich im Moment plagten, auf ihn zu projizieren und ihm gleichzeitig heimzuzahlen, daß er im Jahr 1956 meinen Rat in jener Betrugsangelegenheit in den Wind geschlagen hatte. All dies schien wie gemacht für die Traumarbeit. Die fast völlige Gleichheit seines Namens mit dem des »Scheckausstellers« erlaubte mir, diesem Monument an englischer Integrität (den in Wirklichkeit kein Mensch selbst in seinen wildesten Vorstellungen eines moralischen Vergehens für fähig hielt) zu sagen: »Auch du bist ein Betrüger.« Zufällig stand in dem Nachruf auf Mrs. Salter, daß diese talentierte Frau neben ihren verschiedenen akademischen und sonstigen Ämtern auch von Zeit zu Zeit als Steuerbevollmächtigte fungiert hatte. Ein möglicher Nebeneffekt all dieser gegenseitigen Verbindungen konnte darin liegen, daß ich den Traum dazu benutzte, Salter zu beweisen (und den übrigen englischen Parapsychologen, die mich zu verschiedenen Gelegenheiten hatten wissen lassen, daß sie die Psychoanalyse und die Psychoanalytiker nicht allzu hoch einschätzten), daß es gar nicht so wichtig war, ob sich herausstellte, daß die jungen Leute bei den ASW-Versuchen betrogen hatten,

denn schließlich war ich für meine Psi-Daten nicht wirklich auf Untersuchungen im Laboratorium angewiesen; das zeigte die Tatsache, was man alles mit einem Traum anfangen konnte.

Wie dem auch sei – die bloße Tatsache des komplex angelegten früheren Traums, in dem Salter als ein wahrscheinlich psi-bedingtes Traumelement auftrat, plus der unmittelbaren Verbindung zum Tod (der Nachruf auf seine Frau), gab Salters mutmaßlicher Eingliederung in das »Pfeffer-und-Salz«-Element im gegenwärtigen Traum besondere Relevanz. Diese Verkörperung hat, wie wir schon durch Mrs. Pepper erfahren haben, die Bedeutung des »Wer wird meine Arbeit weiterführen?«, das dem Thema der latenten Gedanken zugrunde liegt. Auf einer Fahrt nach Oxford, die ich im Jahr 1956 mit meiner englischen Briefpartnerin unternahm, erfuhr ich zum erstenmal von dem eventuellen Betrug, den sie später in ihrem Brief erwähnt. Dadurch wurde eine begreifliche Überdeterminierung für die Zusammenfassung von »Betrug«, Hundertjahrfeier zu Freuds Geburtstag (Wer wird für mich weitermachen?) und Salter im »Pfeffer-und-Salz«-Anzug geschaffen. Als ich damit begann, die vielfältigen Hinweise auf Salter im »Pfeffer-und-Salz«-Element zu untersuchen, verblüffte es mich, daß ich über den Versuch hinaus, den Engländern zu zeigen, was die Psychoanalyse auch ohne quantitative Laboruntersuchungen fertigbringen konnte, noch beweisen wollte, daß nur wenig Bedürfnis nach der Überlebenshypothese bestehe, die den meisten von ihnen so lieb und teuer ist, wenn dem Grundpfeiler, auf denen der Beweis für diese Hypothese ruhte – die sogenannten »Kreuzkorrespondenzen« –, eine Traumserie, wie wir sie gerade studieren, sowohl der Komplexität nach als auch in anderer Hinsicht, durchaus ebenbürtig ist. Die Einbeziehung dieses Punktes durch die Traumarbeit könnte dadurch ausgelöst worden sein, daß Salter und seine Frau zu den wichtigsten Forschern auf dem Gebiet des Überlebens-Problems gehörten. Die verstorbene Mrs. Salter, eine bedeutende Automatistin (automatisches Schreiben), spielte in der Tat eine wichtige Rolle in den komplizierten Kreuzkorrespondenzen, die bis jetzt einige der beeindruckendsten Beweise für das fragliche Problem geliefert haben. Mr. Salter seinerseits wird als einer der fähigsten zeitgenössischen Autoritäten auf diesem interessanten Gebiet angesehen. »Was für einen

Beweis für das Leben nach dem Tod können Sie anführen«, schein ich zu fragen, »den eine Serie komplex hergeleiteter, psi-bedingter Träume nicht auch liefern kann?« Um die Sache abzuschließen, erinnerte ich mich jetzt daran, daß das Hauptelement jenes Traums vor zwölf oder dreizehn Jahren – in ihm spielte die Summe von 1000 Dollar, die Rückerstattung unterschlagenen Geldes, meine Finanzierung der psychoanalytischen Sitzung eines Bekannten und meine Einkommensteuererklärung eine Rolle – die Oper *Das Medium* war. Die Träumerin identifizierte mich mit der betrügerischen Hauptperson und ihren falschen Séancen, um sich auf diese Weise gegen die Einflüsse einiger telepathischer Kreuzkorrespondenzen zu wehren, auf die ich sie zuvor in der Analyse aufmerksam gemacht hatte. Auf diesem Weg kommen wir wieder zu einer direkten Verbindung zwischen der Frage des Überlebens und der des Betrugs. Ich nehme Salter als mein Hauptangriffsziel, weil er sich unmittelbar dazu anbietet.

Aber natürlich ist das, was ich sage, Unsinn. Ich muß nicht erst lange über die Verkettungen nachsinnen, um festzustellen, daß ich trotz allem gar nicht beweisen will, daß an dem »Weiterleben nach dem Tod« nichts dran ist. Wenn alles in meinem Traum auf eine ängstliche Besorgnis über einen möglichen frühen Tod hinweist, so erscheint es bei weitem wahrscheinlicher, daß mein Unbewußtes jeden Strohalm ergreifen würde, der mich davor retten könnte (das gleiche gilt für meinen Versuch, Eros dadurch in mein versagendes Herz zu pumpen, daß ich mit einer Mrs. Hart schlafe, für die ich, abgesehen von ihrem Namen, keinerlei besonderes Interesse haben würde).

Wenn ich genauer nachdenke, so ist das der springende Punkt, weshalb ich Salter so ins Bild setze, wie ich es getan habe. Wenn diese vielschichtigen Träume tatsächlich das beste sind, was ich als Kreuzkorrespondenzen anbieten kann, so muß ich zugeben, daß die Kreuzkorrespondenzen, in denen Mr. und Mrs. Salter beteiligt waren (und die hier durch Mr. Salter unmittelbar repräsentiert sind), hinsichtlich Reichhaltigkeit, Vielfältigkeit und Bedeutsamkeit den Sieg davontreiben. Auf diese Weise passe ich mich trotz meines ungeheuren Bedürfnisses, die Psychoanalyse und deren Ergebnisse zu verteidigen, an, indem ich genau das Gegenteil demonstriere, »wenn es darauf ankommt«. Aber indem

ich verliere, gewinne ich auch, und wenn ich bei diesem etwaigen Vergleich als zweiter abschneide, zeige ich außerdem von neuem, daß mein Vater – Salter ist in vieler Hinsicht eine sehr bedeutungsvolle Vaterfigur – tatsächlich mehr darstellt, als ich ihm zugestanden hatte. Was auch immer ich gegen Salter (oder meinen Freund John B.) einzuwenden habe, ist jedenfalls nichts im Vergleich zu meinen Empfindungen angesichts der Unnahbarkeit meines Vaters und zu meiner Eifersucht auf andere, die Anspruch auf seine Liebe hatten. (Es scheint unglaublich, und dennoch wollte ich wahrscheinlich, daß Salter *mich* betrauerte und nicht seine verstorbene Frau.) Bis zu diesem Punkt sind gewisse Traumanspielungen voll gerechtfertigt und wiederholen lediglich ein Rivalitätsthema – mein Vater stand dabei stets im Hintergrund –, das schon viele Male in meinen Träumen aufgetaucht ist. (Es ist, als sage ich hier zu John B.: »Ich versuche nicht nur, die Geheimnisse des Lebens zu ergründen wie jener Freund, den du mir vorziehst, sondern die Geheimnisse von *Leben und Tod*.«) Auf alle Fälle scheinen meine latenten Gedanken auf die Frage: »Geht es Ihnen gut?«, die meinen Traum initiiert hat, zu antworten: »Wenn es irgendeine Art von Überleben gibt, wie schlecht kann es dann jemandem gehen?«

Das bringt mich schließlich zu zwei Ereignissen von möglicher Relevanz in Verbindung mit dieser Serie. Auf das eine habe ich an früherer Stelle schon hingewiesen, bei dem anderen handelt es sich um etwas, das sich vor vielen Jahren abgespielt hat. Beide beschäftigen sich mit der Frage des Überlebens, zweifellos eines der Zentralthemen der Traumserie; ich muß jedoch zugeben, daß ich dieses Thema bisher stets mit skeptischer Gleichgültigkeit betrachtet hatte. Das erste Ereignis erzählte mir mein verstorbener Freund, der Historiker, kurz vor seinem Tod. Zum Zeitpunkt des plötzlichen Todes seines Freundes Latouche – er erfuhr später die genaue Todeszeit – hatte er ein lautes, heftiges Klopfen im Kleiderschrank gehört, das einige Zeit anhielt und, seiner Überzeugung nach, keiner natürlichen Ursache zuzuschreiben war. Als er mir das erzählte, fand ich es zwar ganz interessant, aber es bedeutete im Grunde genausowenig für mich wie alle ähnlichen Geschichten, die ich jemals gehört hatte. Doch jetzt versuchte ich,

daraus soviel Kapital wie möglich zu schlagen, indem ich das Traumelement meines Patienten – »Latouche, der gute Musik komponiert« – in die komplexe Struktur meines vielseitigen »Traumbeschäftigtseins« mit Tod und Überleben einwob. In der Tat eine »gute Musik«, wenn man ein Klopfen irgendwie als Beweis für ein Leben nach dem Tod nehmen könnte, was meinem Wachbewußtsein leider unmöglich ist. Jedenfalls taucht mein Vater (dessen »Reinkarnation« Latouche für mich war) hier als Wiedergänger auf. Das bringt uns erneut zu Freuds Ausführungen über die Bedeutung der Zahl 51 und der Zeit (*Was sind fünf Jahre?*) zurück, die sich fast ausschließlich auf melancholische Weise mit seinem eigenen und seines Vaters Tod (und Wiederauferstehung) beschäftigen. Außerdem spricht aus ihnen ein tiefes Bedürfnis, sich an Phantasien vom Überleben zu klammern, obgleich er sich das sicherlich nie selber eingestanden hätte.

Und nun zu dem zweiten Ereignis, das ich aus Gründen, die nicht allzu schwer zu erraten sind, bisher noch keinem Menschen anvertraut habe. In einer Nacht des Jahres 1937 – ich arbeitete damals an einer psychiatrischen Klinik, wo ich ständig in Kontroversen über Freuds Stellung in der Psychiatrie und der Wissenschaft verwickelt wurde – träumte ich, daß Freud neben meinem Bett stand; ich wußte irgendwie, daß er gestorben war. Mein Kummer war gewaltig, doch Freud stand nur schweigend da und sah mich an, und ohne daß ein Wort gesagt wurde, hatte ich plötzlich das deutliche Gefühl eines Vermächtnisses, so als ob es klar ausgesprochen worden wäre, und ich wußte irgendwie, daß es meine Aufgabe sei, Freuds Werk fortzusetzen. Beim Erwachen erkannte ich sofort, daß mein Kummer eigentlich meinem Vater gegolten hatte, mit dem ich Freud in meiner Phantasie immer identifiziert hatte, ich konnte mir jedoch nicht vorstellen, warum ich den Traum ausgerechnet zu jenem Zeitpunkt geträumt hatte. Der fünfte Todestag meines Vaters – ich wäre übrigens sehr erstaunt gewesen, wenn er mich noch so stark beschäftigt hätte – lag fast zwei Wochen zurück. (*Was sind fünf Jahre?*) Die Erklärung bekam ich mit den Morgenzeitungen, in denen stand, daß Alfred Adler gestorben war. Sofort erkannte ich, daß dieses – auf rätselhafte Weise erworbene – Wissen der entscheidende Auslöser meines Traums vom Tod Freuds gewesen sein mußte. Ich

empfand zweifellos Erleichterung darüber, daß nicht Freud tot war, sondern einer von denen, die sicherlich Todeswünsche gegen ihn hegten. Natürlich war es auch eine magische Aufhebung des Todes meines Vaters (mit einer Mahnung an den Sohn, der rebellieren könnte). Auf jeden Fall war das die erste Beobachtung, die ich auf dem Gebiet der psi-bedingten Träume angestellt habe. Die Wirkung auf mich war, wissenschaftlich begründet oder nicht, daß mir auch nicht der leiseste Zweifel blieb, daß solche Dinge wirklich möglich waren, obwohl ich nicht ernsthaft annahm, daß Freud mir eine Art von Vermächtnis übergeben hatte, das über das hinausging, was er der Welt hinterließ, nämlich die Psychoanalyse selbst. Jedenfalls begann ich von dem Zeitpunkt an, diesem Gebiet mehr und mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Wenn ich diesen Traum jetzt noch einmal überdenke, erkenne ich, daß sein auffälligster Bestandteil die Übermittlung einer Idee ohne Worte war, was natürlich das ganze Thema, mit dem wir uns beschäftigen, symbolisiert. Damit komme ich auf einen Patienten zurück, der in diese Serie von simultanen Traumgleichungen verwickelt ist, zufällig jener Patient, um den es in meinem Seminar über »Schweigen« ging. In der Nacht, in der ich von jenem Analytikertreffen in San Franzisko träumte, bei dem ich nicht wußte, ob die anderen mich akzeptierten oder nicht – derselbe Traum, in dem mein Freund John den »Salz-und-Pfeffer«-Anzug meines Vaters trug –, träumte der Patient (der in der Nacht zuvor seinen 92-94-Traum mit der Englischprüfung gehabt hatte), daß er in einer Zeitung vom Tod einer Frau aus seiner Heimatstadt las, deren Foto abgebildet war. Als er weiterlas, kam er zu den Worten »Unbefleckte Empfängnis«. Aber er wußte nicht (im Traum selbst), ob sich das auf das Dogma oder auf irgend etwas anderes, wie etwa eine Kirche mit diesem Namen, bezog. Am folgenden Tag erfuhr der Patient durch den Anruf eines Freundes aus seiner Heimatstadt, daß die Frau, von der der Patient geträumt hatte, ungefähr einen Monat zuvor umgekommen war, und daß ihre Schwester in der vergangenen Nacht, also der Nacht des Traums, überraschend gestorben war. »Sie war noch gar nicht so alt«, sagte der Patient, »etwa fünfzig.«

Ich will zu diesem Traum lediglich noch bemerken, daß die eine Bedeutung der »Unbefleckten Empfängnis« (deren Mehrdeutig-

keit der Patient in seinem Traum bemerkt hatte) mit einer Komponente der Schweigephase des Patienten und mit seinem Wunsch, von mir geschwängert zu werden, zu tun hatte. Eine andere Bedeutung hatte sicherlich mit dem »Wunder« der nicht-physikalischen Kommunikation zu tun, die natürlich eine Art von »Unbefleckter Empfängnis« darstellt. Im Fall des Patienten war dies mit den Mysterien von Leben und Tod sowie Liebe und Haß eng verknüpft. Da dies in jener Nacht geträumt wurde, als auch ich mich mit diesen Mysterien beschäftigte, und dieser Patient in die komplexe Traumserie derart verwickelt war, unterstelle ich, daß jener Traum als Vehikel für die Probleme gedient hat, die mich beschäftigten. Das gleiche gilt für den 51-53-Traum des anderen Patienten, der auch aus der gleichen Nacht stammt. Wenn ein Wunder möglich war, warum dann nicht zwei? Wenn es »Unbefleckte Empfängnis« gab, warum dann nicht auch Auferstehung – und ewiges Leben?

Mir fällt jetzt wieder ein, daß mein Freund, der Historiker, noch kurz vor seinem Tod in eine Geschichte mit der Frau eines englischen Diplomaten im Ausland verwickelt gewesen war. Er behauptete, das Ganze hätte auf gewissen Ideen von mir basiert, die ich ihm über hypnotische Wirkungen aus der Ferne berichtet hatte – eine erneute »Unbefleckte Empfängnis«. Als mir klar wurde, daß er kurz vor einem psychotischen Zusammenbruch stand, versuchte ich, das Schlimmste dadurch abzuwenden, daß ich überall herumtelefonierte, um jemanden zu finden, der zu ihm fahren und sich um ihn kümmern könnte. Das endete jedoch als kläglicher Fehlschlag, und als letztes erhielt ich von meinem Freund kurz vor seinem Selbstmord einen Brief, in dem er mir Vorwürfe machte, weil ich in einem meiner Briefe sein wildes Auftreten als Opera buffa bezeichnet hatte. Hier haben wir einen neuen Knotenpunkt all dieser Elemente, die sich irgendwie im »Opern«-Komplex sammelten – Latouche mit seiner »guten Musik«, mein Vater und seine wundervolle Musik, die Mozartopern und mein Urteil über den musikalischen Geschmack meines Patienten Roland Firth – und noch einmal das *Englisch*. Die Bedeutung der Englischprüfung im Traum meiner drei Patienten ist nicht klargeworden. Abgesehen von dem wenigen,

was sie schon geboten haben, kam zum Zeitpunkt der Träume nichts von seiten der Patienten, das einen Schlüssel liefern oder gar erklären konnte, was sich in ihren Träumen in bezug auf dieses gemeinsame Thema abgespielt hat. Das einzige, was noch eine gewisse Relevanz zu haben scheint, kommt wiederum von mir.

Die Dame, deren von mir unbeantworteter Brief mich am Abend vor meinem »Pfeffer-und-Salz«-Traum beschäftigte, hatte ich zum erstenmal auf einem Kongreß in Europa getroffen, bei dem ein starkes Aufgebot an englischen Parapsychologen – einschließlich Salter – anwesend war. Während eines Mittagessens mit einigen dieser Leute – ich weiß nicht mehr, ob Salter unter ihnen war – wurde ich als der einzige anwesende amerikanische Psychoanalytiker ziemlich angegriffen, zum Teil auf freundliche Art und Weise, teilweise jedoch auch fast böse. Mehr und mehr fühlte ich mich in die Enge getrieben; alles was ich sagte, wurde mit Fleiß von dem einen oder anderen lächerlich gemacht, wobei die übrigen auf eine Weise mitmachten, die nicht dem Fair play entsprach, für das die Engländer so berühmt sind. Die Ursache für diesen unerfreulichen Auftritt wurde schließlich von meiner jetzigen Briefpartnerin und guten Freundin aufgedeckt: Es lag im Grunde gar nicht an meinen Argumenten, sondern schlicht und einfach an meiner absolut unverständlichen Art, englisch zu sprechen. Sie spottete, daß der einzige Ausweg für mich darin bestünde, mir einen Dolmetscher zuzulegen. Biete ich jetzt meiner Briefpartnerin und ihren englischen Kollegen etwas, das sie unverständlich finden werden, etwas, für das sie wirklich einen Dolmetscher brauchen? Beweise ich meiner Bekannten und ihren muffigen Statistiker-Kollegen, daß ich mit Zahlen mehr anfangen kann, als sie in nutzlosen pseudomathematischen Manövern anzuwenden (worüber sie mir in Verbindung mit ihren Versuchspersonen geschrieben hatte)? Ich webte einige Elemente ihres Briefes in eine numerische Opera buffa, was die üblichen nüchternen experimentellen parapsychologischen Berichte langweilig aussehen läßt. Außerdem tue ich es auf eine Art, die in gewissem Sinn meine noch unerledigte Verpflichtung Salter gegenüber erfüllt: indem ich ihm mit all meinem Firlanz beweise, daß er der »Gewinner« ist, und daß ich – egal wie vielfältig ich all diese Traumverbindungen ausspinne – dennoch nicht mit den Daten der



Kreuzkorrespondenzen mithalten kann, wo er die anerkannte Autorität ist. Im Grunde sage ich ihm auf diese Weise: »Dies ist mein Kondolenzbrief.«

Wenigstens paßt dies zu einer ganzen Anzahl von Dingen im Restbestand dieser miteinander verflochtenen Träume, die – soweit ich eine Rolle darin spiele – anzudeuten scheinen, daß ich verschiedene Angelegenheiten vor mir her zu schieben versuchte. Zusammen mit dem Brief, den ich noch beantworten muß, haben diese unerledigten Angelegenheiten mich seit längerem bedrückt. Es wirkt fast so, als müßte ich meine Geschäfte abwickeln und alle Rechnungen begleichen, weil ich mein Ende nahen fühle – ein Gefühl, das durch die Frage meines Patienten: »Geht es Ihnen gut?« (ohne Zweifel vermischt mit irgendeiner sexuellen Angst) ausgelöst wurde und das im Grunde der hauptsächliche Impuls für meine Träume und meine Rolle in dem allgemeinen Durcheinander gewesen war. (Erinnern Sie sich bitte an die Liste des gleichen Patienten von »Dingen, die erledigt werden müssen«. Meine Interpretation davon wurde auch zu einem bedeutsamen Traumelement [Seite 186]. Ist mein latenter Gedanke »Wenn alles, was ich zu tun hätte, darin bestünde, eine Rechnung zu begleichen oder mich mit einem geplatzten Scheck zu befassen, mit dem Gärtner zu reden etc. anstatt meine Angelegenheiten für meinen Tod zu regeln, so wäre *mein* Leben wundervoll«?) Wenn ich nun mit der frühesten unvollendeten Sache beginne (ich lasse die Kindheit und frühkindliche Ursachen beiseite, obwohl einiges davon deutlich erkennbar ist), so muß ich als erstes ein anständiges *Kaddish* für meinen Vater sprechen. Als nächstes erfülle ich meine große Verpflichtung Freud gegenüber, meinen Teil des Vertrags, der in dem »Vermächtnis« von vor fast zwanzig Jahren enthalten war. Wenn ich mich nun der Gegenwart nähere, so führe ich auf diese Weise auch die »Kreuzkorrespondenz« fort, die mein Freund, der Historiker, sich gewünscht hatte und die nie Realität wurde. Durch die tragischen Umstände seines Todes konnte ich ein gewisses Schuldgefühl in dieser Sache nicht loswerden; auch das war zu einer Art »Vermächtnis« geworden. Als letzte unvollendete Angelegenheit führe ich symbolisch die Vorlesung weiter, die durch den Kollaps unterbrochen worden war, der meinen Patienten zu der Frage veranlaßt hatte: »Geht es Ihnen

gut?« Diese Frage hat meiner Meinung nach wiederum meine Träume, einen Teil seines Traums und die mannigfaltigen Wechselwirkungen zwischen ihnen hervorgerufen. Das Thema der Vorlesung, die wegen meines unzeitgemäßen »Todes« nicht sehr weit gediehen war, lautete: »Der gegenwärtige Stand der parapsychologischen Forschung.« Dabei hatte ich vorgehabt, die vielen Grenzen und unrealisierbaren Ziele der zeitgenössischen statistischen Forschung in der Parapsychologie darzulegen und aufzuzeigen, was mit der psychotherapeutischen Methode getan werden konnte. Der Höhepunkt der Vorlesung, zu dem ich nicht mehr gelangte, sollte die Behauptung sein, daß eine inhärente Unwahrscheinlichkeit dafür bestand, jemals das wirklich wiederholbare Experiment mit konventionellen experimentellen Techniken zu erreichen, während das Herstellen einer Dreiecksbeziehung bei der psychoanalytischen Untersuchung mutmaßlich psi-bedingter Träume (die Methode der »Triangulation«) ein Maß an Vorhersagbarkeit bot, das vieles von dem erfüllen könnte, nach dem normalerweise gestrebt wurde. Ich frage mich, ob ich jetzt sagen kann: »*Quod erat demonstrandum*«?

Es wäre denkbar, daß die unergründlichen Tiefen des Traumes – jenes andere Leben (und jener andere Tod) – niemals ohne die systematische Anwendung der Psi-Hypothese ausgelotet werden können. Das ergiebigste Feld für die Anwendung der Psi-Hypothese sind jedoch nicht unbedingt die Träume, sondern der normale Tagesablauf mit seinen alltäglichen Geschehnissen, die auf die verschiedenste Weise untersucht werden können, wobei der beste Ansatzpunkt dafür eine analytische Sitzung ist. Das psi-bedingte Wechselspiel zwischen Analytiker und Patient bietet in dieser affektgeladenen Situation konzentriert und besonders scharf akzentuiert eine Auswahl dessen, was sich Tag für Tag in den zwischenmenschlichen Beziehungen abspielt, wo die Möglichkeiten, tiefenpsychologische Untersuchungen anzustellen, höchst begrenzt sind.

Was die Durchführung der Analyse betrifft, so ist das Ziel der Anwendung der Psi-Hypothese – wie bei den Träumen –, den Bereich zu erweitern, dem relevante Informationen entnommen werden können. Die Erforschung und Interpretation dieser Daten folgt dann den Grundprinzipien der üblichen Analyse. Der einzige theoretische Unterschied zu den Prinzipien, die den herrschenden Vorstellungen über die Anwendungstechniken zugrunde liegen, besteht in der Annahme, daß die Beteiligten bei der Durchführung fähig sind, ein Psi-Bewußtsein für die Gedanken, Gefühle und Phantasievorstellungen des anderen zu entwickeln, von denen man normalerweise annehmen müßte, daß sie jenseits dessen liegen, was erkannt werden kann. Der praktische Hauptunterschied liegt im Grad der Selbsterkenntnis, die vom Analytiker gefordert wird. Außerdem muß er die Möglichkeit therapeutischer Vorteile in Betracht ziehen, die dadurch entstehen können, daß er Gedanken und Vorstellungen auf den Patienten überträgt.

Im Folgenden werde ich einige Episoden skizzieren, um verschiedene Aspekte des Wechselspiels zwischen Analytiker und Patient darzustellen, die auftreten, wenn die Situation im Sinne der Psi-Hypothese strukturiert wird. Aber die Betonung liegt bei diesen Beispielen keineswegs auf der bloßen Außergewöhnlichkeit dessen, was erzählt wird, sondern auf dem analytischen Wert, der darin besteht, Elemente unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammenzubringen, die normalerweise nicht als zusammenhängend betrachtet werden. Wenn ich nun behauptete, daß ein Gedanke mir zur gleichen Zeit oder unmittelbar vor der Bemerkung eines Patienten durch den Kopf geschossen ist, so mag mancher Leser vielleicht glauben, daß ich mir im nachhinein etwas vormache, und daß alles, was ich denke, in Wirklichkeit immer durch irgend etwas in den Äußerungen oder im Verhalten des Patienten ausgelöst wurde. Wenn ein Leser das vermutet, soll er sich lieber etwas anderem zuwenden und seine Zeit nicht mit fruchtlosem Widerspruch verschwenden. Das gleiche gilt, wenn man ein bestimmtes Wechselspiel durch Intuition, Einfühlungsvermögen oder einen »unbewußten Dialog« erklären will; wer so viel Geschicklichkeit bei der Handhabung der eigenen analytischen Praxis besitzt, hat etwas so Kontroverses wie die Psi-Hypothese offensichtlich nicht nötig.

1

Eine Patientin eröffnete ihre Stunde mit den Worten: »Ich war heute beim Arzt. Ich fühle mich bei ihm nicht wohl. Heute hat er zu mir gesagt: ›Ihre Mutter ist eine fabelhafte Frau. Sie schätzen sie bei weitem nicht genug.« Ich fragte mich, was wohl passieren würde, wenn ein Analytiker eine derartige Bemerkung machte? In einigen Fällen würde er wohl damit durchkommen und den Patienten nicht verlieren, aber er würde sicherlich die Übertragung stören. »Schreib es auf«, dachte ich mir, »Dinge, die ein Analytiker nicht sagen darf.« Dann stellte ich mir vor, wie ich einem der bekannten Analytiker gegenüber behauptete: »Diese Dinge darf ein Analytiker nicht sagen!« Ich erinnerte mich, daß ich diesen Analytiker vorgestern abend getroffen hatte und er

mich fragte, was ich denn da für ein Buch mit mir herumtrüge. Jetzt fällt mir plötzlich ein, daß ich dieses Buch schon vor einigen Tagen in der Bibliothek des CVJM hätte abgeben müssen, und ich sehe mich in der Bücherei stehen und die Strafbüße bezahlen. In dem Moment sagte die Patientin, die inzwischen in ihrer Erzählung fortgefahren war (meine Gedanken hatten nur ein paar Sekunden in Anspruch genommen): »Ich mag dieses CVJM-Gerede nicht.« Dabei bezog sie sich offensichtlich auf die unerbetene Bemerkung ihres Arztes.

Nun schien ich zu dem Thema CVJM über eine Reihe höchst »natürlicher« Assoziationen gekommen zu sein, während die Äußerung der Patientin reichlich unmotiviert wirkte, ohne erkennbare Beziehung zu ihren vorangegangenen Ausführungen – höchstens das fromme Lob ihres Arztes könnte eine gewisse Verbindung zu CVJM sein. Doch auch in meiner Gedankenkette gab es eine Lücke. Das fiel mir sofort auf, als meine Patientin mich durch ihre Äußerung aus meinen Grübeleien riß. Einige Stunden vorher hatte ich nämlich einer anderen Patientin gegenüber eine Bemerkung gemacht, die noch um vieles dümmer gewesen war als die »CVJM-Bemerkung« des Arztes, die meine jetzige Patientin so irritiert hatte. Die Selbstkritik, die diese (wie ich dachte) vielleicht nicht wiedergutzumachende Dummheit in mir ausgelöst hatte, war ziemlich heftig, und für eine Weile hatte mich mein schwindendes Selbstbewußtsein an meiner Befähigung zum Analytiker zweifeln lassen. Dazu kam noch meine Sorge, daß ich die Patientin wegen der unpassenden Bemerkung vielleicht verlieren könnte. Ich hatte versucht, die ganze Sache einfach zu verdrängen, aber es war zweifellos gerade diese Verdrängung gewesen, die meinen Gedanken eine solche Wendung gegeben hatte und schließlich dazu führte, daß ich »Schreib es auf! Dinge, die ein Analytiker nicht sagen darf!« dachte. Das erklärte auch die Gedankenverbindung zwischen diesem eigenartigen Einfall und der bisher ungeklärten Assoziation mit dem Analytiker, zu dem ich in meinen nachfolgenden Gedanken sprach: Ich hatte nämlich einige Tage zuvor erlebt, wie dieser Analytiker heftig errötet war, als sich jemand in seinem Beisein auf peinliche Weise ver sprach (... Dinge, die man nicht sagen darf). Ich hatte mich verwundert gefragt, warum eigentlich er errötet war?

Von hier aus wurde alles klar. Die schuldhafte Verdrängung meines technischen Fehlers in jener Sitzung früher am Tag hatte mich an jemanden denken lassen, der ebenfalls etwas falsch gemacht hatte. Darüber war ich auf die Verdrängung eines Fehlers gestoßen, der leicht wiedergutmacht werden konnte – nämlich den Rückgabetermin für das Buch zu überziehen; diesen zweiten Fehler korrigiere ich einfach, indem ich ein paar Cents zahle, ohne jedes Schuldbewußtsein. Damit kümmerge ich mich auf magische Weise sowohl um meine Sorge wegen der finanziellen Konsequenzen meines morgendlichen Fehlers, als auch um mein angeknackstes Selbstbewußtsein (die Bibliothekarin im CVJM sagte mir, daß ich einer der eifrigsten Leser bin). Schließlich hilft mir auch noch die Patientin, die vorübergehend zur Therapeutin wird. Ich könnte mir vorstellen, daß sie mir unbewußt folgendes zu verstehen geben will: »Aber, aber, grübeln Sie nicht zu viel über Ihre Fähigkeiten als Analytiker nach. Hier haben Sie eine kleine Assoziation mit Querverbindungen, die wird Sie wieder aufmuntern. Und jetzt schenken Sie mir bitte wieder Ihre Aufmerksamkeit!«

Es gibt noch einen weiteren Faktor, der bei dieser Assoziation mit Querverbindungen durchaus eine Rolle gespielt haben könnte: Als die Patientin erzählte, daß der Arzt ihre Mutter so überschwänglich gelobt hat, war mein erster Gedanke nicht, was wohl passierte, wenn ein Analytiker eine derartige Bemerkung machen würde, sondern mir fiel ein, daß der Satz »Ihre Mutter ist eine fabelhafte Frau« schon oft zu mir gesagt worden war. Und für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das schmerzliche Gefühl, daß ich meine Mutter vielleicht *nicht genug* geschätzt habe – ich verdrängte es aber sofort wieder und wandte mich der Frage zu, was wohl passieren würde, wenn ein Analytiker eine so dumme Bemerkung zu einer Patientin machen würde (dachte dann an meinen errötenden Kollegen, die CVJM-Bücherei und meine Strafbühne für ein zu lange entliehenes Buch). Möglicherweise erfaßte die Patientin diese meine Gefühle intuitiv und übernahm daraufhin vorübergehend die Rolle des Therapeuten; indem sie die unerwünschten Bemerkungen ihres Arztes genau in dem Moment als »CVJM-Gerede« bezeichnete, als ich selbst über eine völlig andere Ideenverbindung bei »CVJM« angekommen war, hat sie

vielleicht unbewußt versucht, meine Schuld zu mildern. Die Äußerung »Ich mag dieses ›CVJM-Gerede‹ nicht«, die im selben Moment erfolgte, wie ich an »CVJM« dachte, sollte möglicherweise ausdrücken: »Ich mag diese ›CVJM-Gedanken‹ nicht!« Darin könnte auch unbewußt ein Tadel dafür liegen, daß ich einen Moment lang nicht voll »da« war.

2

Einige Wochen später ergab sich ein weiteres interessantes Zwischenspiel mit dieser Patientin. Diesmal eröffnete sie die Sitzung mit einer sorgfältig vorbereiteten Widerlegung einer Deutung, die ich in der vorhergehenden Stunde in bezug auf ihre Reaktionsbildung gegen passive infantile orale Bedürfnisse geliefert hatte. Als die Patientin mir auseinanderzusetzen begann, wie *schief* ich lag, wie völlig falsch meine Deutungen im allgemeinen seien usw., ließ ich den Blick über die Bücherregale schweifen und entdeckte dabei eine Architekturzeitschrift, die ich vor kurzem abonniert hatte. Das erinnerte mich an eine Unterhaltung, die ich vor zwei Tagen mit einem Architekten geführt hatte, der es seltsam fand, daß jemand wie ich (ein Psychoanalytiker also) sich *derart* für Architektur interessiert. Ich erklärte ihm, daß ich ein völliger Laie auf diesem Gebiet sei, und mich mit dem bloßen Interesse eines Voyeurs für Häuser und Inneneinrichtungen interessierte. Ich verweilte einen Augenblick bei dieser Erinnerung und kostete sie aus einem bestimmten Grund noch etwas aus. Da unterbrach die Patientin plötzlich meine Träumerei und sagte: »Nun, genug davon (sie meinte ihre Kritik an meiner Deutung). Ich hatte gestern nacht einen Traum. Ich kann mich nur noch daran erinnern, daß es um ein Haus ging, das mich wegen seiner Form und der Art, wie Fenster und Türen eingesetzt waren, an einen weiblichen Körper denken ließ. Die oberen Fenster sahen aus wie Brüste.«

Eine Analyse dieser Sätze bringt Verschiedenes zutage. Als erstes wird angedeutet, daß meine Träumerei weder zielloses Umherschweifen meiner Gedanken noch ein verdrießliches Nachlassen meines Interesses für die aggressive Patientin war, sondern

vielmehr eine unbewußte Verteidigung gegen den Angriff der Patientin und eine bestimmte Art der Wiederherstellung meines angeknacksten Selbstbewußtseins, indem ich zeigte, daß meine Deutung schließlich doch richtig war (sie träumte von Brüsten) und daß ich sogar noch mehr kann als nur eine einfache Deutung dessen geben, was sie mir erzählt hat – ich kann sogar voraussagen, was sie mir erzählen wird. (Meine Gedanken über Häuser führen zu ihrem Traum über ein Haus . . .) Zweitens deutet eine Analyse des Traums darauf hin, daß sich die Patientin meine Architektursymbolik nur angeeignet hat, um mir etwas zurückgeben zu können, wenn die unvermeidliche Bestätigung meiner Deutung schließlich erfolgte. Auf diese Weise drückt sie etwa folgendes aus: »Und selbst wenn ich tatsächlich verborgene passive infantile Neigungen habe! Bei Ihnen ist es ja genauso, auch wenn Sie versuchen, es hinter einem Pseudointeresse für Architektur zu verbergen.« Da das »Traum-Haus« auf einer Ebene ihren eigenen Körper symbolisierte, könnte man auch vermuten, daß die Patientin mich verleiten will, ihre infantilen Seiten nicht analytisch aufzudecken, indem sie mir einen Blick auf ihre Brüste anbietet, anstatt mir einen Blick durch ihre »oberen Fenster« (in ihre Psyche) zu erlauben. »Ich lasse Ihnen Ihre verborgenen passiven Neigungen, wenn Sie die meinen nicht stören.«

3

Ein siebenundzwanzigjähriger Patient ist deprimiert und beklagt sich über meine Reserviertheit. Er hat das Gefühl, daß zwischen uns eine Wand ist und ich innerlich weit weg bin. Er bildet sich das ein, weil ich nicht viel geredet habe. Plötzlich hat er eine Phantasievorstellung, die er schließlich voller Scham erzählt: Er sieht sich selbst, wie er meinen Anus leckt. Dann versinkt er in Schweigen.

Nach etwa einer Minute des Schweigens, während der ich abwesend aus dem Fenster schaue, entdecke ich, daß zwei Himmelschreiber einige Kilometer entfernt am Werk sind. Ich beobachte, wie der erste Buchstabe Gestalt annimmt, ein »M«. Der nächste Buchstabe wird ein A. Dann folgen rasch ein T und ein Z. Aha!

Matz, der »verrückte« Matz, wie er sich selbst nennt, der dynamische Autohändler. Irgendwie gefällt mir die Vorstellung nicht, daß man dieser Art von Schauspiel hilflos ausgeliefert ist. Ich denke an den Narzißmus dieses Mannes, der nach allem, was ich von ihm gehört habe, gewaltig sein muß. Warum will er seinen Namen in Riesenlettern am Himmel stehen sehen? Ich denke über das Problem des Narzißmus im allgemeinen nach und frage mich, ob nicht ein Faktor für seine Entwicklung möglicherweise eine kompensatorische Aufgeblasenheit des Selbstbildes eines Säuglings ist, dessen Psi-Beziehung zu seiner Mutter, die normalerweise die reibungslose Symbiose der beiden garantieren würde, unzureichend und frustrierend ist.

Hier unterbricht der Patient sein Schweigen mit der Phantasievorstellung, er habe das Gefühl, auf einer Couch in der Luft zu schweben. Ich frage ihn, wo er in der Luft fliegt, und er antwortet: »Am Himmel.« Da erzähle ich ihm, was während seiner Schweigephase draußen vor sich gegangen ist (er war durch einen Vorhang und eine Wand am Blick nach draußen gehindert, und das Flugzeug war, soweit ich feststellen konnte, nicht zu hören), und teile ihm mit, was für Gedanken mir während dieser Zeit durch den Kopf geschossen sind. Hinter seiner Vorstellung, auf einer Couch am Himmel zu schweben, konnte sich folgendes verbergen: »Ich erzähle Ihnen hier, daß Sie mir nicht genügend Aufmerksamkeit widmen, daß Sie weit weg sind, und Sie kümmern sich gar nicht darum und verschwenden die Zeit damit, sich Gedanken über den Narzißmus dieses »Verrückten« am Himmel zu machen. Wenn ich auf einer Couch dort oben am Himmel schwebte, würden Sie mir dann mehr Aufmerksamkeit schenken?«

Es ist jedoch gut möglich, daß es für die Vorstellung des Patienten, hoch am Himmel zu schweben, noch eine weitere Quelle gibt. Abgesehen von der eben erwähnten mutmaßlichen Ursache, könnte die andere durchaus etwas mit jener Vorstellung des Patienten, meinen Anus zu lecken, zu tun haben. Wahrscheinlich stand dies einfach für die verdrängte und ins Gegenteil verwandelte Vorstellung davon, wie er in seinem infantilen Größenwahn (dessen Nichtbefriedigung er beklagt, indem er sich über meine Distanz beschwert) gerne behandelt werden würde. Aber das hätte dann seinerseits wieder Gegenströmungen ausgelöst,

eingeschlossen den Wunsch, die elementaren biologischen Forderungen des Körpers zu leugnen; das ist, wie sich in der Analyse immer wieder zeigt, mit vielen Gefühlen, Erfahrungen und Ideen mystischer Phänomene verwandt, zu denen das Gefühl, in der Luft zu schweben, ganz sicherlich gehört. Die Vorstellung des Patienten, auf der »Analytiker-Couch« in der Luft zu schweben, könnte folglich als von zwei Faktoren determiniert gedeutet werden: vom Wunsch, dem Körper zu entfliehen, und von dem Bedürfnis, mir an den fernen Ort zu folgen, der meine Aufmerksamkeit durch die narzißtischen »Mätzchen« des »verrückten« Matz gefesselt hatte; und natürlich auch von der Hoffnung, diesen als Gegenstand meiner Aufmerksamkeit zu ersetzen. All das würde völlig zu der Narzißmus-Hypothese passen, über die ich gerade in dem Moment nachgedacht hatte, als der Patient meinen Gedankengang unterbrach.

Ich entwickelte dem Patienten meine Theorie. Was ich ihm nicht sagte, war, daß ich durch die Gedanken über den »verrückten« Matz möglicherweise vor narzißtischen Vorstellungen floh, die vielleicht in mir durch die Phantasievorstellung geweckt worden waren, daß jemand meinen Anus leckt. In der Tat dachte ich bei seinem Geständnis flüchtig daran, daß eine frühere Patientin mit großem Vergnügen genau das während des Liebesspiels mit ihrem außerordentlich und unsublimiert narzißtischen Ehemann getan hatte. Ich unterdrückte diesen Gedanken schnell und wandte mich dem weniger verwirrenden »Himmelsschreiben« und dem Narzißmus eines anderen als mir selbst zu. Aber ist es nicht möglich, daß ich zwar vor der Vorstellung zurückschreke, daß jemand meinen Anus leckt, daß mein Narzißmus sich jedoch anhand der Psi-Forschung (die natürlich auch eine Art von Flucht aus dem »schlechten« Körper bedeuten kann) von Zeit zu Zeit durch hübsche kleine Episoden während der Analyse Befriedigung verschafft, die mir versichern, wie wunderbar ich im Grunde bin? Sagte ich etwa insgeheim zu dem Patienten: »Du brauchst mir nicht den Hintern zu küssen, mein Freund. Aber ich würde mich freuen, wenn du mir etwas Paranormales liefern könntest.«

Eine Patientin beginnt, von einer jungen Frau zu erzählen, mit der sie den Abend vorher verbracht hat. Meine Aufmerksamkeit läßt nach, als sie fortfährt, einige triviale Einzelheiten des Abends zu berichten. Ich denke an die vorherige Stunde, in der eine andere Patientin alles versucht hatte, mich erotisch zu stimulieren – offensichtlich mit Erfolg. Ich bekomme leichtes Kopfweh, wahrscheinlich ein Symptom meiner Bemühungen, das »gefährliche« Gefühl zu unterdrücken, das in mir geweckt worden ist.

Zwei oder drei Sekunden, nachdem die Kopfschmerzen begonnen hatten, und ich mich mit ihrer möglichen Ursache beschäftigte, wurde ich dadurch wieder in die Gegenwart zurückgeholt, daß die Patientin (immer noch in bezug auf ihre Freundin) sagte: »Ich habe gehört, daß ihre Mutter an einem Gehirntumor gestorben ist.«

Es ergibt sich nun eine interessante Frage (übrigens habe ich äußerst selten Kopfweh): Versuchte die Patientin, mich für mein Abschweifen zu bestrafen, indem sie mich durch eine unmotivierte, jedoch sachlich richtige Bemerkung daran erinnerte, daß Kopfweh das Symptom einer tödlichen Krankheit sein kann? Oder entwickelte ich ein Symptom, zu dem ich sonst nicht neige, weil ich einen möglichen Bezug auf einen Gehirntumor erspürt habe, der dabei ist, aus dem Vorbewußten der Patientin emporzusteigen? Wollte ich mich durch die Koinzidenz selbst bestrafen? (Oder hatte sich die Episode spontan aus dem Reservoir unbegrenzter Möglichkeiten, das uns beiden zugänglich ist, entwickelt?)

Als sich Dr. F. zu Beginn seiner Vormittags-Sitzung auf die Couch legte, schwang er zuerst das linke Bein hinauf; dann faßte er das andere Bein mit beiden Händen unter dem Schenkel und zog es nach. Zuerst behauptete er, nicht zu wissen, warum er das tat. Es erinnerte ihn an eine Zeit seiner Kindheit, als er sich das Bein gebrochen hatte und es einige Monate lang auf diese Weise

heben mußte. Er hatte keine Ahnung, warum dieses Verhalten gerade heute wieder aufgetreten war.

Der Patient hatte sich damals das linke Bein gebrochen, also hätte er, wenn er lediglich eine alte Erinnerung wiederbelebt hätte, eigentlich das *linke* Bein so auf die Couch legen müssen anstatt des *rechten*. Die mutmaßliche Erklärung dafür (die ich auch dem Patienten mitteilte): Mein Sohn hatte sich am vorhergehenden Tag das rechte Bein gebrochen, und ich hatte die ganze Nacht an seinem Bett gegessen. Wenn das Agieren des Patienten sich irgendwie darauf bezog, war die Bedeutung klar: »Hören Sie auf, an Ihren Sohn zu denken, und schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit mir. Auch ich habe mir ein Bein gebrochen.«

6

Ein anderer Patient, Mr. L., spricht von seiner allgemeinen Enttäuschung über das Leben – sein Lieblingsthema. Er vergleicht sich wie üblich mit Freunden, die besser angepaßt zu sein scheinen als er. Aus irgendeinem Grund beginne ich, über eine Frau nachzudenken, die mich einige Tage zuvor konsultiert hatte und die bald ihre Analyse bei mir beginnen wird. Heute vormittag hatte ich sie an der Theke eines Lokals gesehen. Mir fällt ein, daß sie zu mir sagte: »Für mich gibt es zwei Sorten von Männern, solche, mit denen man schläft, und solche, die man heiratet.« Ich sehe sie direkt vor mir, wie sie fröhlich mit dem Mann hinter der Theke plaudert, und ich überlege mir, ob sie wohl mit ihm schläft. Mir ist aufgefallen, daß diese Barkeeper meist jahrelang bei ihrer Arbeit bleiben – vielleicht sind die vielen Möglichkeiten für sexuelle Abenteuer einer der Hauptreize dieses Jobs.

In diesem Moment sagt der Patient, der nicht speziell über sexuelle Dinge geredet hatte: »Heute ging ich in ein Lokal, um etwas zu trinken. Mir fiel der Mann hinter der Theke auf – ein kräftiger, freundlich-aggressiver Bursche. Ich bin sicher, daß er sich nicht viele Gedanken darüber macht, wieviel Geld er hat oder mit wem er nächstens schläft. Während ich dort saß, rief er einem Freund zu, der gerade hereinkam: »Na, du Hurensohn, wo hast du dich denn wieder herumgetrieben?«

Im Laufe unseres Gesprächs stellt sich schließlich heraus, daß er eigentlich nicht, wie zunächst behauptet, einen Drink nehmen, sondern vielmehr zu Mittag essen wollte. Als er Platz genommen hatte, merkte er jedoch, daß er nicht sehr hungrig war, aber unheimlich Appetit auf einen Milchshake hatte. Ich bohre noch weiter, und es kommt heraus, daß der Patient die Mahlzeit bis kurz vor seiner Analysestunde hinausgeschoben hatte. Das läßt in Verbindung mit seinem Appetit auf einen Milchshake – nicht gerade sein übliches Mittagessen – vermuten, daß er etwas ausagiert, das dann nicht offen als Widerstand in der Sitzung auftauchen würde. Was das ist, und wie es zu der Assoziation mit Querverbindungen beitrug, die auf ein verborgenes Wechselspiel zwischen dem Patienten und mir schließen läßt, wird klar, wenn man es hinsichtlich der Sitzung des Patienten vom Vortag betrachtet. Ich hatte ihm klargemacht, daß er schon viele Faktoren kannte, die seine Männlichkeit hemmten, daß er jedoch so lange geschlechtlich nicht als Erwachsener handeln könne, wie er sich an infantile Formen der Befriedigung klammerte, und daß seine ständigen Klagen über sein Desinteresse an Sex (tagtäglich machte er mir Vorwürfe, daß ich ihn in dieser Hinsicht nicht geheilt hatte) schlicht und einfach eine Tarnung seiner Vorliebe für infantile Vergnügungen seien. Nun, da wir diese Vergnügungen aufgedeckt und als das, was sie waren, erkannt hatten, nun, da wir festgestellt hatten, daß die einst triftigen Gründe, sich so zu verhalten, nicht länger existierten, war es an ihm, sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden. »Wenn Sie ein Mann sein wollen«, hatte ich zu ihm gesagt, »seien Sie einer. Sie können Ihren Kuchen aber nicht zugleich aufessen und behalten.«

Der Patient hatte die Sitzung voller Begeisterung, Einsicht und dem festen Vorsatz beendet, von nun an alles Kindische zu meiden. Und trotzdem »saugte« er heute ein letztes Mal an der »Brust«, bevor er in die Analyse kommt, weil er erwartet, dort wieder ermahnt zu werden, solche kindischen Vergnügungen aufzugeben. Er sitzt da und schlürft seinen Milchshake, während er die vermutete Potenz des Mannes hinter der Theke bewundert.

Aber hier komme ich ins Bild. Habe nicht auch ich den Barkeeper um seine sexuelle Freiheit beneidet, als ich an meine neue Patientin dachte? Warum mußte ich den Gedanken verbannen, daß

ich selbst vielleicht der Liebhaber dieser attraktiven Frau sein könnte? War es etwa die schamlose Tatsache – reduziert auf den wesentlichen Kern –, daß sie meine Nahrungsquelle darstellt, also mein »Milchshake«?

Man könnte einwenden, daß da ein beträchtlicher Unterschied zwischen Mr. L.'s Situation und meinen Konflikten besteht, dennoch entdecke ich genügend Ähnlichkeit, um mir vorstellen zu können, daß ich dem Barkeeper gegenüber in der gleichen Lage bin wie mein Patient. Wir verzichten beide zugunsten infantilerer Vergnügungen auf sexuelle Lust (was in meinem Fall eine voyeuristische Kompensation meiner »Abstinenz« einschließt).

Mir kommt es in diesem Zusammenhang darauf an, zu zeigen, daß mein Wissen um einen möglichst psi-bedingten Aspekt dieser Assoziation mit Querverbindungen eine Reihe von Fragen auslöste, die allein das Agieren des Patienten als einen speziellen Widerstand aufdeckten. Ohne das hätte ich wahrscheinlich nie auf die beiläufige Bemerkung des Patienten über das Lokal hin nachgebohrt, und die Analyse dieses Zwischenfalls wäre nie so tief gegangen.

7

Es war eine harte Woche, und ich fühle mich völlig erschöpft. Die Patientin (die die Männer in zwei Kategorien einteilt) erzählt von einem neuen Bekannten und dessen Schwierigkeiten. Sie erklärt mir, daß sie sich über meine »stillschweigende« Verfügung, ihn nicht zu sehen (der ich mir gar nicht bewußt gewesen bin), hinwegsetzen wird. Er hofft, bald einige seiner Entwürfe verkaufen zu können, um mit dem Erlös seine Schulden zu begleichen. Inzwischen möchte er sich irgendwo 1000 Dollar leihen etc.

Der letzte Satz der *Pastorale* kommt mir in den Sinn, und ich erinnere mich an die Schwierigkeiten, die ich früher immer hatte, wenn es darum ging, eine Klavierversion dieser Symphonie vom Blatt abzuspielen. Es gelang mir einfach nicht, und ich war dementsprechend frustriert. Dann denke ich an Truman und seine lächerlichen Versuche, sich öffentlich als musikalisches Talent zu produzieren. Ich sehe ein Foto vor mir, auf dem er lächelnd am

Flügel sitzt – umrahmt von Chormädchen. Was für ein Auftrieb für seinen Narzißmus! Er kann sich ausmalen, wie die Leute bewundernd sagen werden: »Er ist nicht nur unser Präsident, er ist auch noch ein guter Pianist.« Fenichels Artikel über den Narzißmus bei Schauspielern geht mir durch den Kopf . . .

In dem Moment sagt die Patientin: »Und wissen Sie was? Er ist auch sehr musikalisch, er hat schon einige Musicals komponiert und ein Produzent will etwas daraus machen.« Auf meine Frage hin erklärte die Patientin, daß sie dieses Talent ihres Freundes erst gestern abend entdeckt hatte. (Ich muß noch erwähnen, daß sie von meinem Interesse für Musik keine Ahnung hatte.)

Bei dieser Episode sieht es so aus, als ob ein vorbewußter Gedanke der Patientin (»Sie müssen Bobo alles in allem akzeptieren und mir erlauben, weiter mit ihm zu verkehren, da er doch neben seiner Begabung als Designer ein talentierter Musiker und Komponist ist.«) in mir das Bedürfnis geweckt hat, mich zu meinem eigenen Vorteil mit dem Objekt ihrer Zuneigung zu identifizieren. Diese Identifikation kommt jedoch auf eine selbstkritische und ironisierende Weise zustande, die stark vermuten läßt, daß mein Über-Ich den verborgenen Wunsch oder die Wünsche hinter meinen Gedanken schon mißbilligt hat. Einer von ihnen scheint durch die Art, wie ich ihn auf Truman projiziert habe (und mittels Psi vielleicht auch auf Bobo), völlig klar zu sein: der rein narzißtische Wunsch, für ein vielseitiges Talent bewundert zu werden. Außer dem Wunsch, so von der Patientin bewundert zu werden wie Bobo, existiert jedoch noch ein stärker verdrängter Wunsch, den man nur verstehen kann, wenn man die Beziehung der Patientin zu diesem Mann und ihre Vorstellungen über ihn kennt. Nach dem, was ich bis jetzt erfahren habe, scheint dieser etwas exhibitionistische, so ziemlich ausgebrannte junge Designer ein pathetischer, dekorativ leidender, effeminiertes Jüngling zu sein, dessen Haupttalent offensichtlich darin besteht, die mütterlichen Instinkte der Frauen anzusprechen, mit denen er in Kontakt kommt. Er hatte in meiner Patientin den Wunsch erweckt, ihn zu ernähren, für ihn zu sorgen, ihn vor den Härten des täglichen Lebens zu schützen, kurz gesagt, ihn auszuhalten. Gerade jetzt fühle auch ich mich ziemlich erschöpft, so daß ich wohl unbewußt auf



dieses Übermaß an mütterlichen Gefühlen von seiten meiner Patientin wie auf eine fast unwiderstehliche Lockung reagiere. Meine Gegenvorstellungen, angefangen bei der zwanghaften Beschäftigung mit dem idyllischen letzten Satz der *Pastorale*, sollen auf magische Weise die Aufmerksamkeit der Patientin auf die Tatsache lenken, daß auch ich Musiker und vielseitig begabt bin, daß ich ihre Beachtung und Unterstützung genauso verdiene wie der andere Mann, an den sie in ihrer Phantasie ihre Gaben verschwendet. Das Eigenartige bei all dem ist, daß mir die ganze Zeit bewußt war, daß die Wunschvorstellungen meiner Patientin eine sehr trügerische Goldgrube bedeuten, daß sie nichts anderes als ihre Identifikation mit den passiven, abhängigen Wünschen Bobos darstellen, zu dem sich ihre Beziehung genau dann verschlechtern würde, wenn ihre Rolle als Wohltäterin zunehmend unerträglich wird (was unvermeidbar ist). Wie gesagt, all das war mir völlig klar, dennoch schnappte das ermüdete Kind in mir nach dem Köder, was nur beweist, daß das Unbewußte gefoppt werden kann, und daß auch Psi-Wahrnehmungen Gegenstand der Entstellung im Dienst der unbewußten Bedürfnisse sind – wie jede andere wahrnehmende oder erkennende Aktivität.

8

Fünf Minuten vor Beginn dieser Stunde erhielt ich einen lästigen Anruf von einer Frau, die vor zwei Tagen in meiner Sprechstunde war, und als die Sitzung begann, konnte ich die störenden Gedanken einfach nicht vertreiben, die dieser Anruf in mir ausgelöst hatte. Die Geschichte war folgende: Die Frau hatte eingewilligt, in einigen Tagen die Analyse bei mir zu beginnen. Nun mußte sie mir äußerst verlegen erklären, daß der Arzt, der sie zu mir geschickt hatte, inzwischen seine Meinung geändert hätte. Nachdem sie bei mir gewesen war, habe er ihr erklärt, daß ich doch nicht der richtige Analytiker für sie sei, und darauf bestanden, daß sie zu einem anderen ging, den er ihr nannte. Sie hoffte auf mein Verständnis, denn unter diesen Umständen bliebe ihr kaum etwas anderes übrig, als dem Ratschlag ihres Arztes zu folgen.

Ich hatte den bewußten Arzt, Dr. M., nie kennengelernt. Ur-

sprünglich war ich ihm als fähiger Psychiater und Analytiker von dem erfolgreichen »Neuropsychiater« Dr. B. empfohlen worden, mit dem er befreundet war. Inzwischen hat Dr. B. jedoch – wegen meines Interesses für Psi-Phänomene – seine Meinung über mich geändert. Durch reinen Zufall bekam ich heraus, daß Dr. M. am Vorabend des Tages, an dem er der Patientin doch von einer Analyse bei mir abriet, mit Dr. B. zusammen gewesen war. Nun wurde mir der Grund seines plötzlichen Meinungsumschwungs völlig klar: Er hatte wohl mit Dr. B. über mich gesprochen, und dieser hatte ihm bestimmt zu verstehen gegeben, daß er die Patientin unbedingt wieder meinen »Klauen« entreißen müsse.

Nach jenem Telefonanruf kochte ich förmlich vor Wut. Ich versuchte, die Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was der Patient erzählte, konnte es jedoch nicht lassen, weiter über diese unangenehme Sache nachzudenken. Es war immerhin schon das dritte Mal innerhalb von einigen Monaten, daß ein Patient mit Absicht von mir »weggegrault« worden war, weil man meine Ideen über Psi für gefährlich hielt. Zweifellos würde ein Artikel, den ich in Kürze veröffentlichen wollte, meinen Ruf noch verschlechtern. Ich überlegte mir, wieviele Fälle, von denen ich gar nichts wußte, mir schon dadurch entgangen sein mochten. Zunächst hatten meine Veröffentlichungen über Psi-Probleme (die erste erschien vor drei Jahren) keine nachteiligen Folgen für mich, aber im letzten Jahr war meine Praxis deutlich rückläufig, und ich hegte nun die Befürchtung, daß die Zeit der wohlwollenden oder amüsierten Toleranz vorbei war. Ich hatte natürlich schon mit dieser Entwicklung gerechnet, doch nun, wo sie Realität wurde, war das ganz und gar nicht angenehm. Ich fing an, mir Sorgen um die Erhaltung unseres Lebensstandards zu machen, und vor kurzem hatte ich sogar begonnen, sparsamer zu sein. Aber wie lange konnte ich das durchhalten? Ich kann nun einmal nicht wirtschaften und sah voraus, daß meine Ersparnisse ziemlich rasch aufgebraucht sein würden.

So weit war ich mit meinen Überlegungen gekommen, da unterbricht mein Patient plötzlich seinen Monolog über die Schwierigkeiten seines gesellschaftlichen Lebens (sein Lieblingsthema), um mir einen seltsamen Gedanken zu erzählen, der ihm plötzlich durch den Kopf geschossen war. »Ich sah Lewis und seine Gru-

benarbeiter vor mir. Sie sagten, daß sie natürlich einen großen Teil ihres Lohnes verlieren werden, wenn sie streiken, aber das sei die Sache – auf lange Sicht – wert.« Als ich den Patienten frage, ob er zwischen diesem Gedanken und dem, was er vorher erzählt hat, irgendeinen Zusammenhang sähe, erwidert er irritiert: »Sie wollen doch immer, daß ich Ihnen alles erzähle, was mir so einfällt. Wenn ich es dann aber tue, werfen Sie mir vor, ich sei konfus. Woher soll ich denn wissen, wieso mir ausgerechnet Lewis und seine Arbeiter in den Sinn kamen? Ich erzähle Ihnen nur, was mir gerade einfiel.«

Während zwischen den Gedanken des Patienten über Lewis und die Bergleute und seinen vorhergehenden Ausführungen keine Verbindung zu entdecken ist, scheint die Verbindung zwischen seinem plötzlichen Einfall und meinen Überlegungen klar zu sein: Auch ich bin ein »Bergmann«, ich trete zwar nicht in Streik, riskiere aber in gewissem Sinne freiwillig meinen »Lohn« für ein Prinzip. Wenn der Patient mir nun eine Art Rückversicherung gibt (so als würde er sagen: »Haben Sie keine Angst. Ihr Ziel ist gut und richtig, wie ich hiermit demonstriere. Und selbst wenn Sie sich eine Zeitlang verschanzen müssen, werden Sie letzten Endes wie die Grubenarbeiter wieder auftauchen und etwas erreicht haben«), so wurde er jedoch nicht ausschließlich von meinen Bedürfnissen gelenkt. Ich muß nicht erst betonen, daß er eigene Nöte hatte, die ihn beschäftigten. Wie diese aussahen, werden wir erkennen, wenn wir uns jetzt kurz jener Patientin zuwenden, die durch ihre Absage meine ganze Gedankenkette ausgelöst hatte.

Bei der ersten und einzigen Begegnung erzählte sie mir ein schönes Beispiel für unbewußtes »Psi-Geschehen«. Als ich sie fragte, ob sie häufiger solche sogenannten paranormalen Erlebnisse hätte, berichtete sie mir noch von verschiedenen anderen, die sie allerdings als bloßes »zufälliges Zusammentreffen« abtat. Außerdem hatte sie einen recht gescheiten und angenehmen Eindruck auf mich gemacht, und ich hatte mich darauf gefreut, sie in vielen interessanten Sitzungen eingehend studieren zu können. Daher vermute ich, daß mein jetziger Patient, der ab und zu unerträglich stumpfsinnig ist (auch in dieser Stunde war er es, bis er mit seinen Lewis-Gedanken herausrückte), unbewußt auf den

von mir insgeheim angestellten Vergleich reagierte, indem er eine fesselnde Assoziation mit Querverbindungen einbrachte und damit zeigte, daß er all das auch konnte, was die faszinierende Person, die mich verlassen hatte, hätte tun können.

9

Eine Patientin erzählte mir von einer kürzlichen Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, die sie wegen ihrer ständigen Trauermüde getadelt hatte. Wenn sie mehr lächeln und weniger finstere dreinschauen würde, hätte sie mehr Freunde, hatte ihre Mutter gesagt; überhaupt kritisiere ihre Mutter sehr viel an ihr herum.

Bei dem Wort »lächeln« fällt mir ein, daß meine Frau vor einigen Wochen einige Goldplomben bekommen hatte, die ihr gar nicht gefielen, weil man beim Lächeln das Gold sah. Auch ich finde, daß man es hätte besser machen können, und ärgere mich über die Nachlässigkeit des Zahnarztes. Der Gedanke kommt mir, daß Dr. S., der schon seit Jahren der Zahnarzt der Familie ist, bei alten Patienten möglicherweise nachlässiger arbeitet. Er hat eine beneidenswert florierende Praxis mit vorwiegend reichen Patienten, und vielleicht ärgert er sich darüber, daß er auch uns behandeln muß, obwohl er von anderen viel mehr Geld verlangen könnte. Allerdings kam mir die letzte Rechnung schon reichlich hoch vor, und ich überlege mir, ob er uns eventuell loswerden will. Vielleicht sollten wir den Zahnarzt wechseln, ich fürchte aber, daß wir dabei vom Regen in die Traufe kommen. Wie soll man die Fähigkeiten, den Charakter und die Verlässlichkeit eines Arztes beurteilen? Einige Sekunden lang schwanke ich zwischen der Entscheidung, bei Dr. S. zu bleiben oder zu einem anderen Zahnarzt zu gehen.

Die Patientin unterbricht abrupt die Klagen über ihre Mutter und sagt, daß ihr plötzlich ein Vorderzahn weh tut. Sie klopft mit dem Finger auf den Zahn. Dieser Zahnschmerz erinnert sie an eine Unterhaltung, die sie mit einer Freundin beim Mittagessen geführt hat, die erst kürzlich bei verschiedenen Zahnärzten gewesen war, die alle eine andere Diagnose gestellt und unterschiedliche Kostenvoranschläge gemacht hatten. Einer hatte ihr sogar den

Rat gegeben, alle Zähne ziehen zu lassen. Meine Patientin findet die scharfe Kritik ihrer Freundin an Zahnärzten berechtigt, zählt nun selber Beispiele von Unehrlichkeit, unnötigen Behandlungen, zu hohen Rechnungen etc. auf und meint schließlich, daß man in einer schwierigen Situation sei, wenn man nicht weiß, zu welchem Zahnarzt man gehen soll.

Man kann sehen, daß diese Episode auf beiden Seiten nicht nur Gedanken an Zahnärzte umfaßt, sondern auch das Problem der Wahl und der möglichen Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeit von Zahnärzten. Diese drei Faktoren – Zahnärzte, die Wahl des Zahnarztes, der Verdacht der Unzuverlässigkeit – sind offensichtlich miteinander verknüpft, jedoch keineswegs so, daß die beiden letzten Probleme sich zwingenderweise aus dem ersten ergeben müßten. In meiner Assoziationskette sind die vordergründigen Bindeglieder derart dürftig, daß man durch ihre deutlich erkennbare Künstlichkeit fast gezwungen wird zu folgern, daß eine ziemlich starke Unterströmung meine Gedanken in die schließlich eingenommene Richtung gedrängt hat, die eigentlich abwegig war. Man kann sich viele Assoziationen zu »lächeln« vorstellen, die naheliegender wären, weniger schief als jene, die mir in den Sinn gekommen sind (Zahnarzt, Plombieren).

Eine Deutung der assoziativen Gedankenverbindungen der Patientin ist relativ einfach: Die Mutter möchte aus ihrer finsternen Tochter eine »lächelnde« machen, darum hat sie die Tochter in die Analyse geschickt. Die Patientin hat starke Widerstände und reagiert – obwohl oberflächlich »willfährig« – insgeheim negativ, da sie auf mich unbewußt so reagiert, als wäre ich eine kritisierende und autoritäre Mutterfigur. Die Patientin kann Mißtrauen und Furcht nicht offen ausdrücken, sondern muß ihre feindlichen und kritischen Gedanken über Analytiker durch die Verschiebung auf Zahnärzte verbergen, die Gegenstand ihrer Unterhaltung beim Mittagessen waren, woran sie sich durch den vorübergehenden Zahnschmerz wieder erinnert.

Von dieser Deutung erzählte ich der Patientin zu jenem Zeitpunkt nur, daß ihre kritischen Bemerkungen über Zahnärzte im Grunde Psychoanalytikern galten. Die Patientin stimmte nicht nur sofort zu, sondern bestätigte und bestärkte meine Deutung durch zusätzliche Bemerkungen.

Nun bleibt uns nur noch, zu untersuchen, wie es dazu kam, daß ich diese latenten vorbereiteten Gedanken der Patientin erkannte und im stillen schon in Worte kleidete, bevor die Patientin es selbst tat. Es scheint fast so, als ob ich – wenigstens vorübergehend – mich mit der Patientin in bezug auf ihre feindlichen und kritischen Gedanken identifizierte, die sich natürlich nicht primär gegen Zahnärzte, sondern gegen Analytiker richteten. Was habe ich gegen Analytiker?

Um diese Frage zu beantworten, muß ich eine Unterhaltung näher betrachten, die ich einige Stunden zuvor mit meiner Frau geführt hatte. Während unseres Gesprächs erkannte ich, daß meine Frau mir gegenüber einen unbewußten Groll hegte, den sie selber nicht bemerken oder offen aussprechen konnte. Darüber war ich aus zwei Gründen traurig: erstens fühlte ich, daß sich in der Ursache dieses Grolls gewisse Tendenzen zeigten, die eigentlich in der Analyse, in der sie einige Jahre zuvor gewesen war, hätten verarbeitet werden sollen; und zweitens war ich enttäuscht von ihrer Unfähigkeit, ihre Aggression mir gegenüber offen auszudrücken, welche Ursache ihr auch immer zugrunde lag. Ich hatte meiner Frau jedoch nichts von diesen Überlegungen gesagt, und meine Enttäuschung und mein Ärger machten bald einem Gefühl von Resignation Platz: »Na ja, ihre Reaktion war unter diesen Umständen ja eigentlich zu erwarten gewesen. Wie gut, daß ich das verstehe und nicht wirklich ärgerlich bin.«

Im Grunde war das Verschwinden meiner negativen Reaktion durch eine doppelte Verdrängung zustande gekommen. Einmal unterdrückte ich den Gedanken: »Warum hat der Analytiker meiner Frau keine bessere Analyse durchgeführt?«, zum andern verdrängte ich völlig die Tatsache, daß ich meine Mutter zu demselben Analytiker geschickt hatte, der ihre schwere Depression aber nach drei oder vier Sitzungen als nicht weiter gravierend abtat. Kurz darauf hat meine Mutter sich das Leben genommen. Diese doppelte Verdrängung ist verständlich, wenn man annimmt, daß ich meine Frau mit meiner Mutter identifizierte. Unter diesen Umständen ist auch die Bedeutung des Ganzen völlig klar. Dennoch habe ich bei anderen Gelegenheiten, wo es vielleicht angebracht gewesen wäre, meine Schuld zu projizieren, offenen Groll gegen diesen Analytiker empfunden. Mir kam zu-

weilen der unschöne Gedanke, daß seine diagnostische und therapeutische Nachlässigkeit sowohl im Fall meiner Mutter als auch bei meiner Frau weniger von falschen medizinischen Überlegungen als dadurch verursacht worden war, daß er als vielbeschäftigter Mann keine erstklassige Arbeit für ein so bescheidenes Honorar leisten könne. Im Augenblick, wo ich mich über meine Frau ärgere und ohne Zweifel unterschwellige Todeswünsche ihr gegenüber hege, muß ich diese Gedanken verdrängen, da sie sonst den Wunsch ins Bewußtsein heben würden. Wenn also meine Patientin ihre Kritik an Analytikern auf Zahnärzte überträgt, so mache ich bei dieser Verschiebung mit und benutze auf ähnliche Weise den Zahnarzt als Ersatz für die feindliche Kritik am Analytiker, die ich unterdrücken muß (zugleich mit dem Todeswunsch gegen meine Frau). Der Mechanismus wird in diesem Fall durch die Tatsache erleichtert, daß Dr. S. sowohl der Zahnarzt meiner Mutter als auch der meiner Frau war.

Diese Episode hatte noch ein eigenartiges Nachspiel. Am Morgen nach der gerade beschriebenen Assoziation mit Querverbindungen erhielt ich einen Anruf von Dr. S., der mich bat, seine Nichte zu empfangen, eine Frau mittleren Alters, die nach dem Tod ihres Sohnes depressiv geworden war. Ein anderer Psychiater hielt den Zustand dieser Frau für sehr bedenklich und hatte geraten, sie sofort in eine Klinik einzuweisen, da sonst Selbstmordgefahr bestünde. Dr. S. gestand mir, daß er wenig Zutrauen in die Diagnose des anderen Psychiaters besäße und gerne meine aufrichtige Meinung über den Fall gehört hätte. Seltsamerweise bin ich nach dem Besuch der Frau der Ansicht, daß das Risiko übertrieben wurde. Ich bagatellisiere die Gefahr, spreche mich gegen einen Klinikaufenthalt aus und versichere der Familie, daß diese reaktive Depression der Frau äußerst wirksam mit ambulanter Psychotherapie bekämpft werden könne. Die ganze Zeit über bin ich mir der verblüffenden Parallelen wohl bewußt, die in dieser Situation liegen: Ich hatte insgeheim überlegt, von Dr. S. zu einem anderen Zahnarzt überzuwechseln, Dr. S. wiederum, der Psychotherapeuten ebensowenig vertraut wie ich Zahnärzten, wechselt den Therapeuten seiner Nichte. Und noch etwas: Ich verhalte mich in dieser Angelegenheit wie der Analytiker, bei dem meine Mutter gewesen war: Ich leugne den Ernst der Situation.

Ich muß noch erwähnen, daß Dr. S. mich noch nie zuvor konsultiert hat, und daß ich ihn einige Monate lang überhaupt nicht gesprochen hatte. Es ist nicht leicht, den Mechanismus dieser Wechselwirkung zwischen Dr. S. und mir aufzuzeigen. Hatte diese Angelegenheit Dr. S. schon am Tag zuvor beschäftigt und so die besten Bedingungen für die Assoziation mit Querverbindungen mit meiner Patientin geschaffen? Oder war Dr. S., als sich der Kreis auf meiner Seite schloß, die Entscheidung diktiert worden, mich anzurufen? Hier betreten wir ein Gebiet, wo Ursache und Wirkung recht inadäquate Begriffe werden, da alle Dinge synchron zu passieren scheinen, und alles mit Hilfe einer Logik, die unabhängig von konventionellen Vorstellungen ist (eine Logik, die mehr den Phänomenen organischen Wachstums ähnelt), im tatsächlichen Geschehen sichtbar wird.

10

Der Patient ist sehr schlechter Stimmung. In den letzten Tagen hat er über alles und jedes mit mir gestritten und mich ständig angegriffen. Er ist nun seit etwa sechs Wochen bei mir, und sein Negativismus ist – soweit ich erkennen kann – eng verknüpft mit seiner Angst vor zu großer Abhängigkeit von mir und dem Gefühl tiefer Beschämung, weil er Hilfe braucht.

Heute brach er ein trostloses Schweigen mit der Bemerkung: »Na ja, da die Sache doch nicht so recht läuft, kann ich Ihnen genausogut erzählen, was ich seit der letzten Sitzung getan habe. Nachdem wir hier fertig waren, trank ich zu Hause Cocktails mit Mr. H., einem Kunsthändler aus Kalifornien. Ich gab ihm den Auftrag, eines meiner Bilder für mich zu verkaufen.«

Während der Patient weiter von seinem Zusammensein mit dem Kunsthändler berichtet, fiel mein Blick auf die Bücherregale an der gegenüberliegenden Wand. Ich freute mich, wie ordentlich sie gebaut und gestrichen waren, wie genau sie in die Wandnische paßten. Ich verglich sie mit den Einbauschränken bei mir zu Hause, die nicht entfernt so elegant aussehen. Die Erinnerung an den alten Mr. Rufus, der die Regale gemacht hatte, kam mir in den Sinn. Wie stolz war er, als er sie mir brachte! Dann sah ich

ihn wieder vor mir, wie er einige Monate später zu mir in die Praxis gekommen war – während einer Analysestunde – und mich gefragt hatte, ob ich ihm Geld für einen Mantel »leihen« könnte. Wie schwierig war er später geworden!

Plötzlich sagt der Patient: »Danach aß ich mit einem Maler namens Rufus zu Abend. Ich besitze mehrere Bilder von ihm.«

Nach mehreren Minuten mürrischen Schweigens erzählt mir der Patient von Ereignissen, nach denen er sich als Person von einiger Bedeutung erweist – er kauft und verkauft Gemälde (wie er es ohne Zweifel am liebsten auch mit mir tun würde) und empfängt Bittsteller, für die er etwas tun soll, wie z. B. Kunsthändler oder Maler. Ingeheim bin ich wohl auf seinen Reichtum, sein Wissen und seinen Geschmack in Sachen Kunst neidisch. Mir ist klar, daß in meinem Haus die sorgfältig ausgewählten Bilder fehlen, wie ich sie in den Wohnungen meiner Freunde sehe. Manchmal habe ich schon gedacht, daß es mir nicht nur an den Mitteln, sondern auch am Geschmack für diese Dinge fehlt. Dann beruhige ich mich selbst, indem ich mir sage: »Das macht gar nichts. Die Leute kommen schließlich nicht wegen deiner Einrichtung zu dir.« Außerdem stelle ich mir vor, daß ich irgendwann einmal einen Sommer freinehmen werde, um all die Bilder selber zu malen, die ich zur Verschönerung meines Hauses brauche, und daß sie mindestens so gut sein werden wie das meiste, was ich bei anderen so sehe. Schließlich – was ist schon groß dabei? Hier ein Strich, dort ein Tupfer leuchtender Farbe etetc. Fast glaube ich selbst daran.

Ungefähr eine Minute, bevor dieser Patient hereingekommen war, hatte ich in der letzten Nummer von *Life* geblättert und war dabei auf Fotos von Bildern gestoßen, die Churchill in seiner Freizeit gemalt hatte. Dieser Bericht hatte meiner Phantasievorstellung von mir als Maler einen ziemlichen Stoß versetzt, denn ich mußte mir selbst eingestehen, daß ich vermutlich nicht einmal so gut wie Churchill malen konnte, der ja auch nicht gerade ein Leonardo ist.

Mit dieser Gedankenfolge reagierte ich unbewußt auf den Negativismus des Patienten und weise seinen assoziativen Versuch, Überlegenheit mir gegenüber zu gewinnen, zurück, während ich mich gleichzeitig mit meinem eigenen Problem befasse, nämlich

mit Gemälden. Ich höre mich direkt sagen: »Auch ich habe einen Mr. Rufus, der mir schmeichelte, weil er etwas von mir wollte – genau wie Ihr Mr. Rufus, deshalb kommt er auch zu Ihnen zum Essen.« (»Und was sein großes Talent als Maler betrifft«, fahre ich ironisch fort, »so kann Ihr Mr. Rufus – einer von diesen Avantgardisten, wie Sie sagen – möglicherweise Bücherregale streichen, wie es mein Mr. Rufus konnte. Folglich bin ich wirklich nicht sonderlich beeindruckt von Ihrer Erzählung über ihn und auch nicht von den Gemälden, die Sie besitzen.«)

Auch diese Episode hatte ein seltsames Nachspiel. Ich hatte von meinem Mr. Rufus über fünf Jahre lang nichts gehört, als er mich – übrigens nicht lange nach der eben geschilderten Unterhaltung – plötzlich anrief. Er fragte, ob er kurz bei mir vorbeischauchen könnte, um mir das Geld zurückzugeben, das er sich geliehen hatte. Als er hereinkam, sagte er, daß er schon vor einiger Zeit versucht habe, Kontakt mit mir aufzunehmen. »Vor ein oder zwei Wochen?« fragte ich. »Nein«, erwiderte er und überlegte offensichtlich angestrengt, »vor etwa drei Wochen. Ich rief Sie an, aber Sie waren ausgegangen, und ich hinterließ weder eine Nachricht noch meinen Namen.« Nach meinen Aufzeichnungen lag die Episode, in der ich die Erinnerung an ihn für meine eigenen üblen Zwecke mißbraucht hatte, achtundzwanzig Tage zurück. Hat die Tatsache, daß ich ihn mit dem Maler Rufus auf eine Stufe stellte, irgendeinen schlummernden Stolz in dem alten Burschen geweckt? Wenn ja, so müßte ich diese Episode als eine bemerkenswerte Ausnahme unter meinen sonstigen unbewußten Psi-Erlebnissen betrachten, da diese, vom materiellen Standpunkt aus, ohne Ausnahme keinen Profit gebracht haben.

11

Die Patientin entschuldigte sich zu Beginn der Stunde für ihr Fernbleiben am Tag zuvor. Diesmal war es jedoch nicht jene Sitzung, die sie schon häufig versäumt hatte, nämlich die erste des Monats – den »Zahltag« –, sondern ein paar Tage früher. Die Patientin konnte sich nicht vorstellen, was diesmal hinter ihrem Versäumnis steckte. »Reine Vergeßlichkeit«, behauptete sie, doch

dann überlegte sie, ob ihr »Vergessen« nicht in ein Verhaltensmuster paßte, das sie bei anderen Gelegenheiten bereits gezeigt hatte, und zwar immer dann, wenn ich, wie auch jetzt, ankündigen mußte, daß *ich* leider einige Sitzungen ausfallen lassen mußte. Das war es wohl! »Wahrscheinlich wollte ich Sie schon im voraus dafür bestrafen, daß Sie mich im Stich lassen«, sagte sie. Daraufhin schwieg sie etwa zwei Minuten lang.

Dann erzählte die Patientin von ihren beiden kleinen Kindern und deren Wunsch, immer in ihrer Nähe zu sein. »Am liebsten würden sie wohl in meine Tasche kriechen.« Wieder Schweigen. Nach ein paar Minuten begann ich, an einen mehrseitigen Brief zu denken, den ich einer Stenotypistin zum Abschreiben gegeben hatte. Die Schreibkraft hatte ich aus dem Telefonbuch herausgesucht. Wegen bestimmter Dinge, die in dem Brief vorkamen und die mir jetzt durch den Kopf gingen, wollte ich ihn lieber nicht meiner üblichen Stenotypistin zum Schreiben geben. Da es in dem Brief um Geldbeträge geht, die so weit über dem vergleichsweise geringen Lohn dieser Frau liegen, ist es mir unangenehm, ihr soviel Einblick in meine finanziellen Verhältnisse zu geben. Ohne mir weiter Gedanken zu machen, was hinter diesen Hemmungen stecken könnte, überlege ich mir, ob ich die neue Schreibkraft nicht vielleicht noch mit anderen Aufgaben betrauen sollte.

In dem Moment bricht die Patientin ihr Schweigen und sagt: »In letzter Zeit bin ich in Orthographie besser geworden. Außerdem habe ich angefangen, Maschinenschreiben zu lernen. Janie leiht mir ihr Übungsbuch. Vielleicht werde ich noch so gut, daß ich eine Arbeit als Sekretärin kriegen kann.« Sie lacht bei dieser Vorstellung (sie braucht einen Job so dringend wie Mrs. Rockefeller) und verfällt dann wieder in Schweigen.

Nach einer Minute sage ich zu der Patientin, daß sie noch nie zuvor den Wunsch geäußert hätte, ihre Orthographie zu verbessern oder Maschinenschreiben zu lernen oder gar Sekretärin zu werden. Sie stimmt mir zu und meint, daß Sekretärin zu werden auch kaum ein realistisches Ziel für sie ist. Sie weiß einfach nicht, wie sie auf diesen Gedanken gekommen ist.

Ich bot ihr eine Deutung an, die auf *meinen* Gedanken während ihres Schweigens basierte, Gedanken, deren Ursprung zumindest auf für mich unmittelbar wichtige Dinge zurückgeführt

werden kann. Ich erklärte der Patientin, für die psi-bedingte Aspekte von Träumen und Assoziationen nichts Neues waren, daß ihre Gedanken, denen es an einer anderen eingängigen maßlichen Determination fehlte, möglicherweise als Erwiderung auf meine Überlegungen in Zusammenhang mit der neuen Schreibkraft gesehen werden könnten: »Lassen Sie *mich* Ihre Sekretärin sein« – darauf läuft das Ganze hinaus. Das würde jedenfalls dazu passen, daß sie fehlt, wenn die Gefahr besteht, daß ich für ein paar Tage weg bin. Sie möchte in *meine* Tasche kriechen.

Die Patientin akzeptiert diese Deutung, will aber wissen, warum ich ihr keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Warum beschäftigte ich mich mit eigenen Problemen? Das paßt zu ihrer ständigen Klage, daß ich ihr nicht einmal die halbe Zeit zuhöre. Dabei fällt mir sofort etwas ein, was in jenem Brief steht und mich sehr beschäftigt hatte, außerdem erkenne ich zwei Verbindungsglieder zwischen der Patientin und dem Brief, die mir zuvor nicht aufgefallen waren. Das erste: Vor ungefähr zwei Jahren (um ihre Furcht, verlassen zu werden, zu bekämpfen, hatte sie damals die Analyse zeitweise ganz aufgegeben) hatte ich die Patientin zufällig getroffen, als ich in Begleitung jener Person war, an die sich mein jetziger Brief richtete. Es war das einzige Mal, daß die beiden sich begegneten und gleichfalls das einzige Mal, daß ich die Patientin traf, während sie nicht in Behandlung bei mir war. Das zweite Verbindungsglied hatte mit Geld zu tun. Der Brief, dessen Inhalt meine ständige Sekretärin nicht erfahren sollte, protestierte gegen eine Rechnung (die mir jene Person ausgestellt hatte), die ich für geradezu unverschämt hoch hielt. Ich vermutete, ehrlich gesagt, daß man mich für wohlhabend hielt und die Rechnung dementsprechend »frisierter«. Einen ähnlichen Vorwurf hatte mir meine wohlhabende Patientin zu Beginn ihrer Behandlung gemacht, und obwohl sie mich nicht mehr offen beschuldigte, sie nur ihres Geldes wegen zu behandeln, war ihr Mißtrauen, das sich im Fernbleiben am »Zahltag« zu Beginn jeden Monats äußerte, noch nicht ganz durchgearbeitet.

Der Grund dafür kann durchaus darin liegen, daß die Patientin zum Großteil recht hatte. Sie war mir als eine unattraktive, äußerst langweilige, introvertierte, ja, fast schon psychotische Person erschienen, und wenn ich mir auch einzureden versuchte, daß

sie eine therapeutische Herausforderung darstellte, konnte ich zu Anfang doch kaum leugnen, daß ich vermutlich für eine vergleichbare Aufgabe keinen Platz in meinem Terminkalender freigemacht hätte, wenn diese Frau mir nicht auch jene Art von Entschädigung geboten hätte, die ich zum damaligen Zeitpunkt so bitter nötig brauchte. Und nun gelangt ein neues Stück des Puzzles wie durch Zauberei an seinen Platz. Der ursprünglich angenommene Grund, weshalb ich meiner regulären Schreibkraft nicht den Brief gab, war, wie schon gesagt, mein Zögern, ihr zuviel Einblick in meine finanziellen Verhältnisse zu verschaffen. Doch plötzlich fiel mir ein, daß meine reguläre Schreibkraft schon wiederholt meinen Rat wegen ihrer ernsthaft gestörten Tochter erbeten hatte, die jetzt seit einem guten Jahr in einer psychiatrischen Anstalt war. Wollte ich die Sekretärin deshalb nicht in Anspruch nehmen, weil ich Angst hatte, sie würde mich wegen ihrer Tochter konsultieren, die schon bald aus der Klinik kommen würde? Und war das etwa so, weil sie das Honorar nicht bezahlen konnte, das ich normalerweise verlangte und das zufälligerweise auch in dem Brief erwähnt wird, den ich sie nicht schreiben lassen wollte?

Das bringt uns wieder zu meiner Patientin. In dem Brief, den ich gerade schreiben ließ, und dessen Inhalt mir während des Schweigens der Patientin wieder eingefallen war, bezog ich mich ziemlich ausführlich auf das Antwortschreiben auf einen früheren Brief von mir, in dem ich die zuvor erwähnte Rechnung bereits beanstandet hatte. In jenem Schreiben hatte der Rechnungssteller gemeint: »Als Mann, der im Berufsleben steht, wissen Sie genauso gut wie ich, daß alles, was wir verkaufen, Zeit ist.« »Nur zu richtig«, heißt es jetzt in dem Brief von mir, um den es hier die ganze Zeit geht, »und ich bedaure wie Sie die Nachteile, die sich manchmal daraus ergeben.« In meinem Beruf erhebt sich jedoch nur selten die Frage, wieviel Zeit für das, was getan werden muß, zu berechnen ist. Wir stellen in dieser Hinsicht von vornherein alles klar und versuchen, auch Geldangelegenheiten zwischen Arzt und Patient auf der Basis von Offenheit und Korrektheit zu bereinigen. Um Schwierigkeiten auf diesem Gebiet zu vermeiden, sind in unseren Rechnungen, die im Normalfall monatlich ausgestellt werden, Zahl und Dauer der Sitzungen genau angege-

ben. Die Frage: »Hören Sie auch zu?« mag sich wohl erheben, nicht aber die Frage: »Wer hört wie lange (nicht) zu?«

Damit sind wir wieder bei der Frage meiner Patientin: »Hören Sie auch zu?«, die sie mir wiederholt gestellt hatte, und es ist genau diese Frage, die sehr gut die verborgene Verbindung zwischen der Schweigepause der Patientin und meinen Gedanken über den Brief hergestellt haben kann. Vielleicht will sie mich auf diese Weise auch dafür tadeln, daß ich an ihr das gleiche gewinn-süchtige Interesse habe wie der Betreffende, dem ich in meinem Brief diesen Vorwurf in bezug auf mich machte.

Eine zusätzliche Dimension entdeckte ich nach den gerade beschriebenen Überlegungen. Es ist richtig, daß ich die Patientin zunächst unattraktiv und langweilig gefunden habe, doch dann änderten sich meine Gefühle ihr gegenüber in einer Weise, die ich zu Beginn nie für möglich gehalten hätte. Seit etwa einigen Monaten war ich ausgesprochen gern mit ihr zusammen und war immer enttäuscht, wenn sie nicht kam (was allerdings immer seltener geschah). Ich habe mich in letzter Zeit sogar dabei ertappt, gewisse fast zärtliche Gefühle der Patientin gegenüber zu hegen, Gefühle, die ich nicht nur der erstaunlichen Tatsache zuschreiben kann, daß sie sich als eine meiner intelligentesten, interessier-ten und auch interessantesten Patientinnen entpuppt hat. Doch bis jetzt hatte ich mir nie die Mühe gemacht, dieses nicht unange-nehme Entstehen einer Gegenübertragung zu analysieren.

Doch während ich in der eingangs erwähnten Stunde über die neue Schreibkraft nachdachte, fiel mir etwas ein: Bei mir ist zur Zeit auch ein Mann in Behandlung, dessen tiefe Ambivalenz Frauen gegenüber, auf ödipaler wie auf präödipaler Ebene, die Form einer zwanghaften Suche nach der »idealen« sexuellen Partnerin für seine wilden erotischen Vorstellungen angenommen hatte. In den letzten Monaten hat er systematisch versucht, seine Sekretärinnen zu verführen, deren ständiger Wechsel in seinem Büro ganz erhebliche Ausmaße angenommen hat. Sein Köder – Geld, Autos, Reisen – hat zuweilen die erstaunlichsten (in einigen Fällen allerdings gefährliche) Resultate ergeben. Am Tag vor dem oben beschriebenen Zwischenfall mit meiner Patientin ist er mit mir die Details seines letzten »Abenteuers« durchgegangen – in der Tat fast die Erfüllung des Prototyps einer Kindheitsphantasie.

Er hatte kürzlich die Schönheitskönigin seiner ehemaligen Schule als Sekretärin engagiert. In den Tagen, als sie die »Königin« und er ein linkischer anonymer Plebejer war, der sie nur aus der Ferne verehren durfte, hatte er niemals Zugang zu ihrem Freundeskreis finden können. Jetzt war mein Patient sicher, daß die vormals unberührbare Königin kurz davor war, ihm nachzugeben, die magische Barriere zwischen ihnen sei in einem leidenschaftlichen Vorspiel schon fast durchbrochen worden. Unglücklicherweise war unerwartet der »Kronprinz« der Dame, ihr Verlobter, aufgetaucht, doch der Patient versicherte mir, daß schon alles für den nächsten Tag arrangiert sei.

Man könnte sich jetzt fragen, ob die auffällige Phantasievorstellung der Patientin, die ursprünglich zweierlei auszudrücken schien, nämlich: »Lassen Sie mich als Ihre Sekretärin arbeiten«, und »Würden Sie mich weiter analysieren, wenn ich nur eine Sekretärin wäre?«, nicht auch als Erwiderung auf meine verborgene Identifikation mit dem Don-Juan-Patienten, der kurz vor der Erfüllung einer ödipalen Umkehrungsphantasie stand, zu deuten ist. Etwa so: »Ich werde eine gute Sekretärin sein, wenn Sie mir versprechen, die künstliche Barriere zwischen uns niederzureißen, wie es Mr. X. bei seinen Sekretärinnen tut.«

Was mir nun bleibt, ist, mein Gegenübertragungsproblem so gut wie möglich zu lösen.

12

Als letztes Beispiel dieses Kapitels möchte ich zwei Assoziationen mit Querverbindungen aufzeigen, die in einer Assoziationsreihe vorkamen. Gegen Ende einer Stunde bemerkte ein Patient, wie gut er sich fühlt, wenn er ausfällig gegen jemand werden kann, leider käme es dazu jedoch nur selten außerhalb der Analyse. Er erinnerte sich mit Befriedigung an einen Vorfall, der schon einige Monate zurücklag, und bei dem er auf einen Verwandten seiner Frau losgegangen war. Danach hatte er sich ausgesprochen wohl gefühlt.

Dieser Bericht erweckte in mir die schuldbewußte Erinnerung daran, wie unmöglich ich mich erst letzte Nacht meiner Frau ge-

genüber benommen hatte. »Für den Blutdruck mag's ja recht gut sein«, dachte ich, »aber wohl kaum die feine Art.« Wir hatten uns wegen einer Bewerberin für den Posten des Hausmädchens gestritten. eine hübsche, ziemlich aufgedonnerte Person, die nicht den solidesten Eindruck machte. Sie wirkte auf mich wie eine Dirne, die vorübergehend untertauchen mußte. Für die Stellung hielt ich sie völlig ungeeignet, besonderes wegen der Kinder. Meine Frau, die irgendwie von dem Mädchen beeindruckt zu sein schien, fragte mich, ob ich sie etwa nur deswegen nicht einstellte, weil ich nicht in Versuchung geraten wollte. »Schließlich«, so argumentierte sie, »findet man nicht alle Tage ein Hausmädchen.« Als ich daraufhin in die Luft ging – schon bei dem Gedanken, daß sie ein solches leichtes Mädchen für den Posten auch nur in Betracht ziehen konnte, sah ich rot –, behauptete sie, daß auch sie das Mädchen nicht genommen hätte, sondern nur meine Reaktion hätte testen wollen. Während mir die Erinnerung an diesen Zwischenfall durch den Kopf ging, malte ich mir aus, was hätte passieren können, wenn das Mädchen tatsächlich zu uns gekommen wäre. Zwei Szenen standen mir dabei fast gleichzeitig vor Augen: in der einen versuchte das Mädchen, mich zu verführen, und ich widerstand ihr mannhaft; in der anderen übernahm ich die Initiative und bedrängte sie leidenschaftlich. Ich stellte mir vor, daß das Mädchen, das nicht so aussah, als sei Hausarbeit seine Stärke, seine Position ausnützen würde, um mich später erpressen zu können. Diese ganze Gedankenkette, die mit der Erinnerung an den Ärger über meine Frau (die durch die Bemerkung des Patienten ausgelöst worden war) begonnen hatte, muß in wenigen Sekunden in meinem Kopf abgelaufen sein. Plötzlich sagt der Patient: »Ich erinnere mich an eine Szene aus *White Cargo*, wo einer der Männer gegen einen anderen grob wird; mir fällt auch das Stück *Der Regen* ein, wo der Arzt dem frommen Missionar die Meinung sagt.« Dann wandte der Patient sich wieder seinen eigenen Problemen zu, was zu Gedanken führte, die in der folgenden Episode eine Rolle spielen.

Die Dramenliteratur enthält unzählige Beispiele von geduldig leidenden Charakteren, die sich dann schließlich doch gegen jemanden wenden und ihn anfahren. Es hätte völlig genügt, wenn der Patient sich irgendeine dieser zahlreichen Situationen ausge-



sucht hätte. Das Bemerkenswerte an seiner Wahl ist jedoch, daß sich in beiden Stücken, die er erwähnte, die Hauptspannung (in moralischer wie in dramaturgischer Hinsicht) aus dem Konflikt zwischen frommer Ehrbarkeit einerseits und Begierde andererseits ergibt, während das »Anfahren« nebensächlich ist. In *White Cargo* erliegt der Neuling auf einer afrikanischen Plantage, der selbstgefällig jene abtrünnigen Engländer schmäht, die sich mit eingeborenen Frauen einlassen, schließlich den Verführungskünsten eines schönen Halbbluts; sein daraufhin folgender gesellschaftlicher Abstieg ist kurz und tragisch. In *Der Regen*, dem bekannten Stück von Somerset Maugham, geht der fromme Missionar Davidson zugrunde, weil er die verführerische Sadie Thompson nicht vergessen kann. So mußte ich meines Patienten scheinbar grundlose Erwähnung dieser Stücke in Verbindung mit der Assoziation einer Person, die »jemand anfährt«, deuten, daß er mir hiermit zu verstehen geben wollte, daß es ihm egal ist, welche Richtung meine Gedanken einschlagen. Noch wichtiger ist, daß ich in dieser Wiederholung einer frühen Urszene nun herausfinden konnte, wer welche Rolle in seinem Ödipuskomplex gespielt hatte, und warum er so oft klagte, daß ich meine weiblichen Patienten wohl mehr schätzte als ihn.

Vier Tage später sagte eine Patientin, die kurz vor der Niederkunft stand, sie hoffe, daß das Kind ein Mädchen sein würde, da sie schon zwei Jungen habe. Sie hielt wenig von den Prophezeiungen der vielen Frauen, die behaupteten, hellseherisch veranlagt zu sein. Sie dagegen besäße wirklich paranormale Kräfte, wenn es um die Voraussage des Todes bedeutender Leute ging, zum Beispiel von Wendell Wilkie (ein Politiker), der am Tag zuvor gestorben war. Sie habe von dem Moment an gewußt, daß er sterben würde, als sie von seiner Krankheit gehört hatte. Von zehn Fällen sage sie mindestens neun richtig voraus. Die Patientin überlegte weiter, warum sie eigentlich ihre parapsychischen Fähigkeiten (die sie noch nie zuvor erwähnt hatte) an Leute und Angelegenheiten verschwendete, die für ihr Leben gar nicht wichtig waren. (An diesem Punkt dachte ich bei mir, wie schön es wäre, wenn diese neue Patientin, statt ihre »Kräfte« außerhalb der Analyse zu verschwenden, meiner Sammlung psi-bedingter Vorgänge einige weitere hinzufügte.)

Dann kam die Patientin auf die anstrengenden Vorbereitungen zu sprechen, die sie treffen mußte, um sechzig Damen für einen Wohltätigkeitstee bei sich zu empfangen. Als sie die Unruhe beschrieb, die diese Veranstaltung in ihren Haushalt brachte, wandten sich meine Gedanken dem farbigen Dienstmädchen zu, das wir gerade eingestellt hatten (so weit ist die Beziehung zwischen den Gedanken der Patientin und den meinen klar). Dann dachte ich über den Roman *Strange Fruit* nach, den ich vor einiger Zeit gelesen hatte. Er handelt von der leidenschaftlichen Liebe eines Weißen zu einem schwarzen Mädchen, die tragisch endet, als das Mädchen schwanger wird. Ich malte mir eine sexuelle Beziehung zu dem neuen Dienstmädchen aus, das jung und hübsch ist, und überlegte, wie ich mich verhalten würde, wenn das Mädchen schwanger würde. Dann versuchte ich, mir vorzustellen, wie das Kind aussähe, schaffte es jedoch nicht, eine Verbindung meiner Züge mit den negroiden Zügen des Mädchens zustande zu bringen. Immer wieder sah ich ein Negerbaby vor mir, das entweder die Züge des Mädchens oder die meinen trug.

In dieser Überlegung wurde ich durch die Patientin unterbrochen, die sagte: »Ich hasse den Gedanken, daß alle diese Weiber durch mein Haus trampeln, als wollten sie ein doppelköpfiges Baby besichtigen.« Sie lachte. »Mir gefallen meine Vergleiche heute. Sie haben mich wohl noch nie albern erlebt, oder?«

Auf den ersten Blick findet man es vielleicht bei dieser Episode unnötig anzunehmen, daß irgendeine Kommunikation mittels Psi zwischen der Patientin und mir stattgefunden hat. Die Patientin, die dem Ende ihrer Schwangerschaft entgegenging, hatte sich vorher in dieser Stunde mit dem Thema Junge oder Mädchen beschäftigt, trotzdem wäre es schwierig, nur auf dieser Ebene dem Determinismus nachzuspüren, der die Patientin auf die Idee mit dem doppelköpfigen Baby genau in dem Moment gebracht hat, in dem sich meine Phantasie erfolglos mit der Rassenmischung beschäftigte, so daß ich ein Baby mit zwei Gesichtern vor mir sah. Natürlich war der Gedanke an ein doppelköpfiges Baby in diesem Zusammenhang seltsam genug, um die Patientin in ihren Gedankengängen zu stören und eine amüsierte Bemerkung über ihren Einfall hervorzurufen. Diese Vorstellung ist auf der anderen Seite allerdings nicht so absurd, wenn man sie in Verbindung mit einer

inzestuösen Vereinigung betrachtet, die meine Phantasievorstellung – auf eine symbolische Weise – klar repräsentiert hat. Volks- und Aberglaube hat solche Verbindungen immer mit der Geburt von Monstern in Zusammenhang gebracht. Daher kam es mir wohl wahrscheinlich vor, daß die Patientin, die auf Psi-Ebene Zugang zu meinen Vorstellungen erlangt hatte, mich für den Treuebruch bestrafte, indem sie eine Art Fluch über meine »sündige« Vereinigung aussprach. Auf gewisse Weise hatte ich geradezu danach verlangt, da ich sie insgeheim zuvor aufgefordert hatte, mir ein Beispiel ihrer parapsychischen Kräfte zu liefern. Nun hatte ich es bekommen!

Sofort wurde ich mir auch der Ähnlichkeit dieser Episode mit jener vor einigen Tagen bewußt, als ich gleichfalls dabei ertappt worden war, wie ich in meiner Phantasie mit Madame Jokaste (denn wer sonst sollte sie sein?) in Gestalt des Hausmädchens geschäkert hatte.

Bei der Behauptung von Mrs. X., sie hätte von dem Moment an gewußt, daß Willkie sterben würde, als sie von seiner Krankheit erfahren hatte, hatte ich im stillen ihren »Zufallstreffer« geringgeschätzt, denn ich selbst war zu der gleichen traurigen Schlußfolgerung gelangt – durch rationale Überlegung allerdings! In jenem Moment hatte ich die Patientin insgeheim aufgefordert, mir in der Analyse ihre Fähigkeiten zu demonstrieren (die sie unbescheiden und, wie ich fand, ungerechtfertigt zu haben behauptete). Willkie war tatsächlich – darin lag sein persönliches Problem wie auch das der Leute, die ihn in verschiedene Richtungen zerren wollten – eine Art von doppelköpfigem Baby. Wie passend, daß die Patientin auf meine heimliche Herausforderung in einem »doppelköpfigen Gleichnis« einen versteckten Hinweis auf Mr. S.'s Treffer vor einigen Tagen unterbrachte, einen beißenden Vorwurf gegen mein Gefühl der Überlegenheit wegen meiner rationalen Analyse der Faktoren, die zu Willkies Tod führten (im Gegensatz zu ihrer nachträglichen »hellseherischen« Voraussage) und eine Verwünschung der – analytisch gesehen und auch in anderer Hinsicht unzulässigen – Romanze, die ich mir in jenem Augenblick mit dem neuen Dienstmädchen ausgemalt hatte.

All dies erreichte sie mit dem ungewöhnlichen und ihr selbst

eigenartig erscheinenden Bild des doppelköpfigen Babys. Das demonstriert lediglich noch einmal, wieviel treffender das psi-bedingte Unbewußte ist als alle rationalen Analysen der Welt.

Es versteht sich von selbst, daß alle Reaktionen, deren ein Individuum fähig ist, im Zusammenhang mit psi-erkanntem Material erforscht werden können. Es sind daher bei der Anwendung der Psi-Hypothese auf Vorgänge, die die Entwicklung physischer Merkmale und Symptome einschließen, keinerlei grundlegend neue Prinzipien zu beachten.<sup>95, 100, 278, 302</sup> Allerdings unterliegen wir auch hierbei den manchmal schwer zu verstehenden Begrenzungen des therapeutischen Prozesses. Obwohl wir gelegentlich die dramatische Auflösung eines somatischen Symptoms infolge einer auf Psi basierenden Deutung erleben, müssen wir uns daher hüten, in einem derartigen Ergebnis das einzige oder endgültige Kriterium für die Validierung einer auf Psi basierenden Konstruktion zu sehen. In jedem Fall ist der therapeutische Wert einer gegebenen Hypothese von einer Vielzahl von Erwägungen abhängig, und auch die Prinzipien der Validierung unterscheiden sich nicht sonderlich von den in Kapitel 6 dargelegten.

I

Eine Patientin zeigte mir eines Tages zu Beginn ihrer Stunde eine Ansammlung merkwürdiger Pusteln auf ihrem linken Unterarm. Sie seien am Morgen, als sie aufwachte, urplötzlich dagewesen, erklärte sie, wunderte sich jedoch lediglich deswegen darüber, weil sie einen derartigen Ausschlag sonst immer nur auf der Brust bekam. Sofort fiel mir wieder ein, daß ich am vorangegangenen Abend von einem merkwürdigen Fall telepathischer Sensitivität gelesen und mir auch Notizen darüber gemacht hatte, bei dem auf der Haut der Sensitiven sowohl Buchstaben als auch einfache Bilder, auf die sich die Experimentatoren konzentrierten, als

Schwellungen erschienen waren.<sup>67</sup> In seinem Bericht erklärte der Autor, daß die bevorzugte Stelle für Mme. K.'s Dermographismus normalerweise der linke Unterarm sei, daß sie jedoch, wenn diese Zone für weitere Versuche schon zu gereizt war, auch ihre Brust zur Verfügung zu stellen pflegte. Beim Lesen des Artikels hatte ich jedoch den Eindruck, daß die Versuchsperson ein Überwecheln auf ihre Brust eifriger zu betreiben schien, als die Umstände es erforderten, während der Experimentator bei der Ablehnung des angebotenen Wechsels ein außerordentliches Maß an Takt und Feingefühl bewies (d. h., bis sich der Wechsel nicht mehr vermeiden ließ). Ich überlegte, ob sich meine Patientin mit der Produktion von Pusteln auf ihrem Unterarm statt auf der Brust zu diesem Zeitpunkt nicht über meine eigene Abneigung gegen voyeuristische und orale Impulse lustig machen wollte. (Wären die Pusteln, wie üblich, auf ihrer Brust erschienen, wäre ihre Deutung zweifellos schwieriger gewesen.) Ich hatte früher schon Veranlassung, sie auf die exhibitionistische und einladende Art ihrer wiederholten Anspielungen auf ihre schönen Brüste hinzuweisen – daß sie diese Bezeichnung verdienten, schien die einhellige Meinung ihres großen Bekanntenkreises zu sein – und auf die Tatsache, daß es ihr während der Sitzungen bei mir verdächtig oft gelang, irgendwie einen Blusenknopf aufspringen oder einen Träger reißen zu lassen, beinahe, als wäre sie fest entschlossen, den Beweis für ihre Behauptung hier bei mir auf der Couch anzutreten. Sie spottete natürlich jedesmal über meine dahingehenden Deutungen, diesmal jedoch, als der Ausschlag unmittelbar nach meinem Hinweis auf einen möglichen Zusammenhang zwischen den Schwellungen auf ihrem Unterarm und dem Dermographismus der so exhibitionsbegierigen Sensitiven verschwand, mit der sie sich (mittels Psi natürlich) unbewußt identifiziert haben mochte, lächelte sie nur und schüttelte verblüfft den Kopf.

Im folgenden Fall kann neben andere Determinanten des ätiologischen Hintergrundes eines spezifischen somatischen Symptoms gleichwertig ein mutmaßlich psi-bedingter Faktor gestellt werden. Eines Tages kam eine Patientin, die ich bereits seit einiger Zeit analysierte, mit steifen Schritten, die rechte Hüfte merkwürdig vorgeschoben, eine Hand fest ins Kreuz gedrückt, in meine Praxis gehumpelt. Ihre ersten Worte lauteten: »Beginnen Sie mit der Hypnose.« Dann erzählte sie mir, daß sie schon seit gestern unter starken Schmerzen leide und nur noch mit Mühe gehen könne. Sie hatte ihre Mutter im Krankenhaus besucht und, als sie aufstand, um sich zu verabschieden, urplötzlich einen heftigen Krampf im Rücken gespürt, der sich seitdem nicht mehr gegeben hatte. Hitzebehandlung, Sedativa und Analgetika hatten nicht geholfen, während der Nacht hatte sie kein Auge zugetan und sich zur Erleichterung ihrer Schmerzen sogar auf den Fußboden gelegt.

Zwei wahrscheinlich »normale« ätiologische Komponenten der Symptome dieser Patientin konnten sofort festgestellt werden. Die eine lag in der Übertragungssituation. Obwohl die Patientin, wie gesagt, bereits seit längerer Zeit in Analyse war, hatte sie sich bis vor kurzem keinerlei direkte erotische Phantasien im Zusammenhang mit mir gestattet. Ungefähr zwei Wochen zuvor jedoch wurde diese Phase ihrer Übertragungsbeziehung durch einen Traum eingeleitet, in dem eine Masseurin sie behandelte, »die sehr gut war, weil sie nicht dauernd redete, sondern massierte«. Das wurde als Wunsch ihrerseits gedeutet, daß ich zu reden aufhöre und ihr eine direktere Befriedigung bieten möge. Wenige Tage später berichtete sie von einer Masturbationsphantasie, bei der ein Masseur sie manuell reizte, dem sie dann plötzlich befahl, mit ihr zu schlafen, was er gehorsam tat. Auch das wurde als eine Phantasie des Dominierens und der Macht gedeutet, entstanden aus der Enttäuschung darüber, daß es ihr nicht gelang, mir eine positivere Reaktion abzurufen, diesmal jedoch vor allem in Zusammenhang mit meinem unmittelbar bevorstehenden fünftägigen Urlaub (der, nach den Fragen zu urteilen, die sie mir über die geplante Urlaubsreise stellte, in ihr Gefühle ausgelöst zu haben

schien, die auf Kindheitsphantasien über die gelegentlichen Geschäftsreisen ihres Vaters zurückzuführen waren).

Als ich, ungefähr fünf Tage vor dem Auftreten ihrer Symptome, aus dem Urlaub zurückgekehrt war, begann die Patientin erneut mit ihren Phantasien über eine offene Liebesbeziehung zu mir, machte sich nun aber nicht mehr die Mühe, mich als Masseuse oder Masseur zu tarnen. Trotzdem war ihr Wunsch, ich möge vom »Deutungs-Auflegen« zum Handauflegen übergehen, völlig klar, und man konnte in ihren gegenwärtigen Symptomen bis zu einem gewissen Grad den organischen Ausdruck dieses Wunsches sehen. Die einzige Frage, die sich erheben könnte, wäre, warum das Symptom ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt und weder vorher noch nachher aufgetreten ist.

Wir wenden uns daher einem zweiten, vermutlich relevanten Punkt zu. Die Mutter der Patientin, die diese gerade im Krankenhaus besuchte, als sie den plötzlichen Rückenschmerz bekam, hatte eine Rückgratoperation hinter sich. Aber der Eingriff lag bereits fünf Wochen zurück, und die Patientin hatte ihre Mutter während dieser Zeit beinahe täglich besucht. Warum war dieser organische Ausdruck der Identifikation also erst jetzt aufgetreten? Eine Nachfrage ergab, daß die Patientin während ihres Besuches an diesem Tag der Mutter gegenüber starken Groll empfunden hatte; das war jedoch während der vergangenen fünf Wochen ebenfalls häufig der Fall gewesen, deshalb schien auch das keine ausreichende Erklärung für die Entwicklung ihres Symptoms gerade an diesem Tag zu sein.

Und nun kommen wir zu der möglichen Psi-Komponente in diesem Bild. Am Nachmittag des Tages, an dem bei der Patientin die Rückenschmerzen einsetzten, waren zwei Patientinnen bei mir zur Hypnotherapie angemeldet. Die erste war eine attraktive junge Frau mit gewissen hysterischen Erscheinungen, die ich mit Hypnoanalyse behandelte, und dies sollte ihre dritte Sitzung bei mir sein. Die zweite Patientin, zwei Stunden später bestellt, war eine Dame mittleren Alters, die ich bisher noch nicht gesehen hatte. Sie war mir von einem Gynäkologen als mögliche Versuchsperson für experimentelle Studien empfohlen worden, die wir über die Psychophysiologie der Eileiter planten, und ich wollte ihre Eignung für die Induktion emotional getönter Komplexe un-

ter Hypnose testen. Sie war mir von dem überweisenden Arzt als eine äußerst unattraktive Frau geschildert worden, die an chronischen Schmerzen in der unteren Rückengegend litt und die ich, falls sie sich als gutes Hypnosemedium erwies, mit Hilfe therapeutischer Suggestionen behandeln sollte.

Irgend etwas an der ersten Hypnosepatientin – die Art, wie sie auf der Couch lag, und vor allem die Mühe, die sie sich gab, ihre Jacke so zu ordnen, daß nicht zuviel von ihrem Busen zu sehen war – erinnerte mich an meine Analysepatientin. Außerdem kam mir, als sie in Trance auf der Couch ruhte, der Gedanke, wie schade es doch sei, daß nicht sie die Patientin mit den hartnäckigen Kreuzschmerzen war, da ich lieber bei ihr eine therapeutische Massage angewendet hätte (ich beschränke mich nie auf die konventionelle Braidsche Technik), als bei einer unattraktiven Frau mittleren Alters. Diese entpuppte sich übrigens als ein hervorragendes Hypnosemedium, das sehr gut auf Suggestionen in Verbindung mit leichten Strichen reagierte, entsprach aber, was ihre Erscheinung und Persönlichkeit betraf, ganz genau der wenig schmeichelhaften Beschreibung ihres Arztes.

Die Symptome der Analysepatientin waren während meiner Sitzung mit der ersten Hypnosepatientin aufgetreten. Hatte ich diese Patientin infolge einer telepathischen Wahrnehmung des Leidens meiner Analysepatientin mit dieser identifiziert und daher den Wunsch entwickelt, sie zu massieren? Oder traten die Symptome meiner Analysepatientin im Zusammenhang mit ihrer telepathischen Wahrnehmung der (in Verbindung mit ihr) tiefen Bedeutung meiner Phantasienfolge auf, in der ich die junge Frau auf der Couch massieren wollte? Durch ihre plötzlichen Rückenschmerzen sagte sie im Grunde zu mir: »Wenn Sie sich eine attraktive Frau mit Kreuzschmerzen wünschen – warum in die Ferne schweifen?«

Die exakte Zeitabfolge festzustellen, war unmöglich; aus diesem wie auch noch aus anderen Gründen konnte keiner Hypothese Vorrang vor der anderen gegeben werden (obwohl es sich gewiß nicht um ein Entweder – Oder handelte). Die Entsprechung zwischen den Symptomen meiner Analysepatientin und meinen Phantasien zum ungefähr gleichen Zeitpunkt wäre mir tatsächlich nicht einmal aufgefallen (meiner Überzeugung nach überwinden

viele dieser Dinge nicht unsere dissoziative Abwehr), wären ihre ersten Worte am folgenden Tag nicht »Beginnen Sie mit der Hypnose« gewesen. Als ich sie fragte, was sie damit sagen wolle, erklärte sie mir, sie habe diese Aufforderung mehr scherzhaft gemeint. Sie gab jedoch zu, niemals gehört zu haben, daß ich eine derartige Methode erwähnte, und soweit ich mich erinnern kann, war diese Phantasie über Hypnose etwas ganz Neues bei ihr.

Es ist nun möglich, daß weder die frühere Phantasie der Patientin von mir als Masseur, noch ihre latente Identifikation mit ihrer kranken Mutter oder die mutmaßlich telepathische Identifikation mit den Symptomen meiner Hypnosepatientin allein genügt hätten, ihre Symptome hervorzurufen. Gemeinsam jedoch besaßen sie vielleicht eine ausreichend determinierende Kraft. Wie dem auch sei – die Symptome verschwanden bezeichnenderweise unmittelbar nach ihrer Deutung.

3

Meiner Ansicht nach kommt dem Prototyp eines Psi-Vorganges nichts näher als die Entstehung neuen Lebens. In gewisser Hinsicht ist jede Empfängnis ebenso »unbefleckt« wie die Christi. In welchem Augenblick aber wird eine angeblich zufällige Kette biologischer Vorgänge zu einer Folge genau organisierter, zielorientierter Abläufe, die sich fortsetzen, bis das Individuum mit seinem letzten Atemzug vom Rätsel des Lebens in das Rätsel des Todes übergeht?

Man hat häufig festgestellt, daß eine plötzliche Veränderung im Verhalten eines Kindes ein empfindlicher Indikator für eine Schwangerschaft der Mutter sein kann. Zuweilen zeigt die Entwicklung bestimmter Symptome beim Kind, die manchmal fast bis zum mutmaßlichen Augenblick der Empfängnis zurückverfolgt werden kann, eine Schwangerschaft an, die »offiziell« erst Tage oder Wochen später erkannt wird. Einer mir befreundeten Psychologin fiel innerhalb von drei oder vier Jahren mehrmals auf, daß ihre Tochter jedesmal, wenn die Mutter wieder schwanger wurde (als das zum erstenmal geschah, war das Kind zwei Jahre alt), und zwar lange, bevor sie oder ihr Mann die

Schwangerschaft auch nur vermuteten, spürbare Rückschritte in ihrer Entwicklung machte und ihre Schwierigkeiten immer erst dann wieder überwand, wenn die Schwangerschaft mit einer Fehlgeburt endete, was mehrere Male nach jeweils etwa zwei Monaten passierte. Hier, wie bei allen ähnlichen Fällen, ist es nicht nötig, als Informationsquelle des Kindes eine Psi-Wahrnehmung zu vermuten (obwohl man sie auch nicht unbedingt ausschließen muß), da die Empfängnis im psychischen wie im physischen Haushalt der Mutter Veränderungen hervorruft, die für ein Kind wenigstens unterschwellig spürbar sind. Es muß bei der Mutter jenes leichte Nach-innen-Gewandtsein, jenes Neu-Ausrichten und Umdirigieren der Energie auf das neue Leben entstehen, dem jene deutliche, wenn auch minimale »Abkühlung« der familiären Atmosphäre folgt, was dann wiederum feststellbare reaktive Verhaltensänderungen des Kindes nach sich ziehen kann.

Ein verstorbener Kollege sammelte einmal Träume von Frauen in der mutmaßlichen Empfängnisnacht. Er interessierte sich für die symbolischen Beweise ihrer Selbstwahrnehmung dieses wichtigen Vorgangs. Bedauerlicherweise kam er nicht auf die Idee, gleichzeitig auch die Träume der Ehemänner und Kinder zu sammeln, da er sich nicht vorstellen konnte, daß sich aus Daten dieser Träume in der Empfängnisnacht wichtige Schlüsse ziehen lassen. Die folgende Serie von Vorfällen wird jedoch zeigen, wie sehr er sich darin wohl irrte.<sup>83</sup>

Eines Tages kam ein Patient mit folgendem Traum zu mir: *Ich ging nach oben, um meine Tante Rea zu besuchen. Als ich wieder herunterkam, goß es in Strömen. Ich winkte einem Taxi, doch als es hielt, wollte schon jemand von der anderen Seite her einsteigen. Auf dem Sitz hinten, so zusammengesunken, daß er fast auf dem Boden lag, hockte George. Er war betrunken. In diesem Augenblick wurde das Taxi von einem anderen Wagen von hinten gerammt, so daß dessen Front eingedrückt wurde.*

Die Assoziationen waren spärlich. George war der jüngere Bruder des Patienten und schon als kleiner Junge gestorben. Seine Tante Rea hatte der Patient seit fünf Jahren nicht mehr gesehen und sie in der Analyse bis dahin auch niemals erwähnt. Alles, was ihm jetzt aus irgendeinem Grund plötzlich einfiel, war, daß sie ein Kind mit nur einem Auge geboren hatte.

Was nun den übrigen Traum angeht, so gab es keine Tagesreste, die sich auf eines seiner Elemente bezogen. Es schien einer jener stark symbolischen Träume zu sein, die der Patient sich fast ganz vom Analytiker interpretieren lassen muß. Ich dachte, und sagte es dem Patienten auch (warum ich mich zu einer so kühnen Deutung entschloß, braucht hier nicht weiter dargelegt zu werden), daß das Taxi (öffentliches Verkehrsmittel) seine Mutter symbolisiere, daß die andere Person, die das Taxi besteigen wollte, sein Vater sei und daß sie beide es (die Mutter) von seinem jüngeren Bruder besetzt vorfanden, der als Embryo in der Gebärmutter dargestellt wurde. Die Schlußszene des Traums stand in Beziehung zur Urszene.

Leider schien das alles überhaupt nichts mit den gegenwärtigen Problemen des Patienten in der Analyse zu tun zu haben, und ich muß gestehen, daß ich nicht wußte, warum er dieses Material ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt vorbrachte. Ähnliches Material war beinahe zwei Jahre zuvor in Verbindung mit der fortschreitenden Schwangerschaft seiner Frau durchgesprochen und verarbeitet worden; der Patient versicherte mir jedoch, keinerlei Grund für die Vermutung zu haben, seine Frau könne wieder schwanger sein.

Die Lösung des Rätsels ließ jedoch nicht lange auf sich warten, denn schon in der folgenden Stunde deuteten die von einer Patientin berichteten Träume unmißverständlich auf die Störungsquelle hin.

Die Analysandin erzählte mir drei Träume: 1. *Ihre Frau, ich und viele andere Leute saßen in einem Restaurant an einem Tisch. Ich erklärte, daß Ihre Wohnung auch für eine Menge Kinder groß genug sei.* 2. *Ich saß mit Ihrer Frau und Ihrem Töchterchen zusammen. Die Kleine sagte, Ihre Frau sei im neunten Monat. Ich war belustigt, aber auch verwundert, weil ich diese Tatsache nicht schon von weitem gewittert hatte, was ich im allgemeinen bereits kann, wenn eine Frau auch nur erst zwei Stunden schwanger ist.* 3. *Ich beobachtete die Geburt Ihres Sohnes. Das Kind wurde mit zwei zusätzlichen Augen auf dem Kopf geboren, was aber alle für völlig normal hielten.*

Auch hier schienen die Assoziationen der Patientin keinerlei Antwort auf die Frage zu geben, warum sie sich ständig mit Ge-

burten beschäftigte. Sie wußte, daß ich eine kleine Tochter hatte, aber das war auch alles. Die zusätzlichen Augen auf dem Kopf des Kindes bedeuteten, wie sie meinte, daß das Kind telepathisch begabt sein würde.

Nach Beendigung dieser Stunde ging ich in meine Wohnung hinüber und erklärte meiner Frau, sie sei schwanger, ich habe soeben unwiderlegbare »Beweise« dafür erhalten. Meine Frau war ziemlich skeptisch, weil dieses ersehnte Ereignis während des ganzen vergangenen Jahres nicht eingetreten war. Eine Psi-Diagnose, fand sie, sei längst nicht so zuverlässig wie ein Krötentest. Was sie dann schließlich überzeugte, war ganz einfach die Tatsache, daß ihre Menstruation, die drei Tage nach dem Auftreten dieser Träume hätte einsetzen müssen, ausblieb.

Während der auf diese (freitags berichteten) Träume folgenden Woche häuften sich die »Beweise« für die Schwangerschaft. Am Montag darauf klagte ein leicht depressiver Patient, der noch ziemlich neu in der Analyse war, er habe am Wochenende die schlimmsten Tage seines Lebens verbracht; er sei so deprimiert und verzweifelt gewesen, daß er kaum zu sprechen und sich kaum zu rühren vermochte. Da er mir keinen Grund für diese Verzweiflung nennen konnte, die ihn auf so unerklärliche Art und Weise überfallen hatte, und ich auch weder einen adäquaten äußerlichen noch innerlichen Auslöser dafür finden konnte, wagte ich einen Schuß ins Blaue und erklärte dem Patienten, es sei nicht wahr, daß dies die schlimmsten Tage seines Lebens gewesen seien, er habe vor dreißig Jahren, bei der Geburt seines jüngeren Bruders, ebenso gelitten, und die gegenwärtigen Depressionen seien lediglich eine Wiederholung des damaligen Vorganges. Worauf ich diese Vermutung stützte, erklärte ich ihm nicht, doch das war offenbar auch überflüssig. Er stürzte sich sofort in eine Aufzählung sämtlicher Details der Geburt seines jüngeren Bruders und bestätigte meinen Verdacht hinsichtlich der Gefühle, die ihn zu jenem Zeitpunkt bewegt hatten. Seine Depressionen ließen sofort nach.

Nun kommt der physische Teil der Angelegenheit. Wenige Tage später (wieder am Freitag) teilten mir zwei Patientinnen mit, daß sie schwanger seien. Was mir dabei auffiel, war nicht nur der überzeugte Unterton, mit dem sie beide diese Erklärung

abgaben, sondern auch die offensichtliche Gleichgültigkeit der beiden gegenüber den Folgen eines derartigen Ereignisses, das, wie ich wußte, keine von ihnen wirklich wünschte. Eine der Frauen war sogar unverheiratet. Die erste war dieselbe Patientin, die eine Woche zuvor die drei Träume von der Schwangerschaft meiner Frau gehabt hatte; an ihre eigene Schwangerschaft glaubte sie deshalb, weil seit einer Woche ihre Brüste angeschwollen waren und kribbelten und ihr ununterbrochen, vor allem morgens beim Aufstehen, übel war. Die zweite Patientin behauptete, obwohl ihre Regel jeden Augenblick fällig wäre, sei ihr Muttermund, normalerweise zu diesem Zeitpunkt beim Abtasten weich und schwammig, gegenwärtig fest und hart, und die übliche prämenstruelle Schleimabsonderung sei ausgeblieben. Beide Patientinnen erklärten die Bestimmtheit ihrer Überzeugung damit, daß ihre Pessare alt und daher wahrscheinlich defekt seien.

Ich zögerte nicht, den beiden Patientinnen zu versichern, daß sie keineswegs schwanger seien, nannte ihnen aber nicht den Grund. Mein ruhiges Zureden allein schien jedoch schon sowohl ihre somatischen Symptome als auch ihren Glauben an eine gar nicht vorhandene Schwangerschaft zu beseitigen.

Die Schwangerschaft meiner Frau verlief dagegen ohne Zwischenfall, bis plötzlich eines Nachts, nach zwei oder drei Tagen leichten Ausflusses, eine schwere Blutung anzeigte, daß eine Fehlgeburt nicht mehr zu vermeiden war. Meine Frau wurde ins Krankenhaus gebracht, wo man ihr eine Bluttransfusion machen mußte, bevor die Ausschabung durchgeführt werden konnte. Am Tag darauf erschien der Patient, der seinen Bruder im Traum auf dem Boden des Taxis hatte liegen sehen, mit einer Klappe über dem rechten Auge in meiner Sprechstunde. Sein Auge habe in der vergangenen Nacht zu schmerzen und zu tränen begonnen, erklärte er mir. Am Morgen sei es beinahe zugeschwollen gewesen. Sein Auge war gerötet und sonderte Flüssigkeit ab. Dieser Zustand dauerte mehrere Tage; doch konnte ich in den Träumen und Assoziationen des Patienten keinerlei Material finden, auf das sich eine Deutung des Symptoms hätte stützen lassen. Die einzig auffallende Tatsache war im Grunde, daß der Patient niemals über das entzündete Auge klagte, es überhaupt nicht mehr erwähnte, aber trotzdem ständig die Klappe trug. Schließlich

wagte ich – möglicherweise aus meiner eigenen Unruhe heraus – unaufgefordert eine Deutung. Ich erinnerte den Patienten an seinen Traum und seine Assoziationen zur Zeit der Schwangerschaft meiner Frau (von der er nun zum erstenmal erfuhr) und wies ihn auf die Tatsache hin, daß seine Augenkrankheit – als repräsentiere sie eine Schuld- oder Vergeltungsphantasie – in jener Nacht aufgetreten war, in der meine Frau die Fehlgeburt erlitt. Halbwegs erwartete ich nun, daß das Symptom des Patienten sofort verschwand, das geschah aber nicht, es dauerte noch zwei Tage, bis die Entzündung wieder völlig abgeklungen war. Vorausgesetzt, daß meine Deutung richtig gewesen war, hielt ich das für eine recht träge Reaktion; man hätte sogar meinen können, daß das Verschwinden des Symptoms mit der Deutung überhaupt nichts zu tun hatte. Andererseits mußte man im Zusammenhang mit der Tatsache, daß die Deutung kein spontanes Verschwinden des Symptoms zur Folge hatte, mehrere Möglichkeiten in Betracht ziehen: einmal, daß die Ebene, auf der sich dieser »psychosomatische« Vorgang abspielte, der normalen Bewußtseinssebene des Patienten so weit entrückt war, daß eine unmittelbare effektive Erkenntnis nicht erwartet werden konnte; zum andern, daß das Symptom – falls es tatsächlich für eine Schwangerschaft stand – einfach seinen symbolischen Verlauf nehmen mußte. In diesem Fall dauerte das Leiden genau neun Tage. Als dritte Möglichkeit blieb nun natürlich, daß unterdrückte Phantasien meinerseits in einem solchen Maße mit denjenigen des Patienten zusammenfielen, daß es mir buchstäblich unmöglich war, das wahrzunehmen, was in meinem Patienten vorging, und daß ich ihm infolgedessen auch keine effektive Einsicht hinsichtlich seines Symptoms vermitteln konnte. Denkt man sich eine Analogie der gemeinsamen Verdrängung sowohl des Patienten als auch des Analytikers, die in Träumen und Assoziationen mit Querverbindungen zutage tritt, kann man wohl auf die Möglichkeit schließen, daß meine unbewußte Ambivalenz der Schwangerschaft meiner Frau gegenüber eine ganze Menge nicht nur mit der Dauer, sondern sogar mit der Entstehung des Symptoms dieses Patienten zu tun gehabt haben kann.

Ungefähr sechs Monate später versuchte meine Frau erneut, schwanger zu werden. Als ihre Regel einen Tag überfällig war,



zeigte sich eine der Patientinnen, die sich schon früher mit meiner Frau identifiziert hatten – jene, die geglaubt hatte, ihr Muttermund weise sichere Anzeichen für eine Schwangerschaft auf –, plötzlich höchst beunruhigt wegen der eventuellen Folgen ihrer Nachlässigkeit bei der Empfängnisverhütung ungefähr eine Woche zuvor. Da ihre Periode erst seit einem Tag vorüber war und sie sich vor einer Empfängnis daher relativ sicher fühlte, hatte sie sich mit der Methode des *Coitus interruptus* einverstanden erklärt. Nun aber bereitete ihr die Möglichkeit, es könnte trotzdem etwas passiert sein, größte Sorge. An den darauffolgenden Tagen (als die Periode meiner Frau weiter ausblieb und die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft von Stunde zu Stunde größer wurde) sprach die Patientin von nichts anderem mehr und verzeichnete unter steigender Angst morgendliche Übelkeit, Prickeln und – wie sie behauptete – Anschwellen der Brüste. Immer wieder wollte sie von mir wissen, ob ich glaube, daß sie schwanger sei, wie ihre Chancen stünden etc. Sie beschrieb mir jede Einzelheit des entscheidenden Verkehrs und behauptete zwar, die Unterbrechung sei rechtzeitig erfolgt, konnte sich des Gefühls jedoch nicht erwehren, irgendeinen Fehler gemacht zu haben. Schließlich wollte sie unbedingt einen Schwangerschaftstest durchführen lassen, obwohl ich ihr erklärte, daß dafür noch genügend Zeit sei, wenn ihre nächste Periode ausbliebe, die ungefähr in acht Tagen einsetzen mußte. Sie ließ den Test jedoch machen und sollte am späten Samstagnachmittag das Ergebnis bekommen. Sie traf sogar schon Vorbereitungen für einen Schwangerschaftsabbruch, damit dieser, falls der Test positiv ausfiel, ohne Verzögerung eingeleitet werden konnte. Außerdem wollte sie wissen, wo ich am Samstagnachmittag zu erreichen sei, damit sie sich telefonisch mit mir in Verbindung setzen könne.

Nachdem ich am Wochenende nichts weiter von ihr gehört hatte, erwartete ich, sie am Montag erleichtert über das Testergebnis vorzufinden. Das war aber keineswegs der Fall. Das Ergebnis war, wie ich natürlich erwartet hatte, negativ ausgefallen, meine Patientin aber immer noch nicht beruhigt. Was, wenn der Test nicht zuverlässig genug war? Hatte ich jemals von unrichtigen negativen Befunden gehört? Sie steuerte eindeutig auf eine psychotische Zwangsvorstellung zu. Leider war ich zu jenem Zeit-

punkt nicht in der Lage, der Patientin eine konventionelle Deutung ihrer Ängste anzubieten, also blieb mir kaum etwas anderes übrig, als ihr – wenn auch höchst ungerne – mitzuteilen, daß sie sich eindeutig mit der nun zweifelsfrei erwiesenen Schwangerschaft meiner Frau identifiziere, deren telepathische Wahrnehmung sie für ihre eigenen (überaus beunruhigenden) Zwecke benutzt habe. Ich erläuterte ihr den Hintergrund dieser Episode und klärte sie zum erstenmal über ihre ganz ähnliche Reaktion bei der vorhergehenden Schwangerschaft meiner Frau auf. Das schien die Angst meiner Patientin – jedenfalls hinsichtlich ihrer eingebil deten Schwangerschaft – sofort zu mindern, und die Symptome morgendlichen Übelseins und angeschwollener Brüste verschwanden. Anschließend kehrte die Patientin den Spieß jedoch um und bombardierte mich mehrere Tage lang immer wieder mit Fragen nach dem Befinden meiner Frau, zeigte sich über den Ausgang der Schwangerschaft besorgt und erklärte, sie hoffe, es komme nicht wieder zu einer Fehlgeburt. Dieses Material konnte ich zwar ausgezeichnet für die Analyse verwenden, wieder einmal fiel mir jedoch auf, daß meine eigenen ambivalenten Reaktionen, die notgedrungen mit dem auf meine Frau und das ungeborene Kind zielenden Todeswunsch der Patientin zusammenfielen, eine doch mehr als nur periphere Rolle beim Ablauf der gesamten Episode mit dieser Patientin gespielt haben mochten.

In diesem Kapitel beschäftigen wir uns weiter mit dem Verhalten im Wachzustand, wollen aber unseren Blickwinkel vergrößern und mehr als nur die analytische Situation einbeziehen.

1

Eines Tages blätterte ich zwischen zwei Analysestunden in meinen Notizen, als plötzlich, in einer Art geistigem Bild, eine Kiste Coca-Cola vor mir auftaucht, die vor ungefähr einer Woche in meiner Praxis abgeliefert worden war. Mein erster Gedanke ist, daß ich eigentlich den ganzen Sommer mit dieser Kiste auskommen müßte, da ich in wenigen Tagen für einen Monat (den Juli) in Urlaub gehe, so daß ich lediglich für die heißen Augusttage vorsorgen muß. Dann fällt mir ein, daß ich vor etwa zwei Stunden eine Colaflasche aus dem Kühlschrank meiner Kochnische in der Praxis genommen habe, die nicht so richtig kalt war. Dabei ist mir klar, daß diese Erinnerung in mir ein größeres Unbehagen auslöst, als eigentlich gerechtfertigt wäre. Ich überlege, ob mit dem Kühlschrank vielleicht etwas nicht in Ordnung ist. Das unbehagliche Gefühl wird jedoch gleich durch die vernünftige Überlegung beseitigt, daß der Vorgang der Temperaturregelung eines Kühlschranks nicht weiter geheimnisvoll ist: Entweder habe ich den Thermostat zu niedrig eingestellt, oder der Motor lief noch nicht lange genug; schlimmstenfalls stimmte mit dem Mechanismus etwas nicht, doch das konnte ich morgen früh gleich nachsehen und beheben lassen. Mit diesem beruhigenden Gedanken gebe ich meine Grübeleien auf und konzentriere mich wieder auf meine Arbeit. Wenige Sekunden später klingelt das Telefon. Am Apparat ist die Frau eben jenes Mannes, der mir die Kiste Coca-

Cola geschickt hatte: ein Auslieferungsfahrer von Coca-Cola, der mich gelegentlich aufsucht, ohne etwas zu bezahlen, und der es sich nicht nehmen läßt, mir meine Gefälligkeit in dieser Form zu entgelten. Die Frau ist recht unglücklich und berichtet, daß Mitch, ihr Mann, soeben mit starken Kopfschmerzen, hohem Fieber und Schüttelfrost nach Hause gekommen sei. Sie habe keinen Arzt erreichen können und wende sich daher an mich. Ich versuche, sie zu beruhigen, gebe ihr einige Instruktionen und verspreche, am selben Tag noch zurückzurufen.

Nachdem ich aufgelegt habe, denke ich mit Sorge an Mitch, der unter meiner Obhut steht, seit ich ihn einige Jahre zuvor in einer psychiatrischen Klinik behandelt habe. Und auf einmal wird mir der Zusammenhang zwischen meinen Gedanken über die Coca-Cola-Kiste und den schlecht funktionierenden Kühlschrank mit dem soeben erhaltenen Anruf klar, und es gelingt mir, den Vorfall augenblicklich zu analysieren. Ich habe mir stets sehr viel Mühe mit Mitch gegeben und weiß, daß er immer eine gewisse Belastung für mich bleiben wird. Meine einzige materielle Entlohnung besteht in einer gelegentlichen Kiste Coca-Cola. Die Bedeutung der Frage, wie ich es anstellen soll, daß die Kiste Coca-Cola den ganzen Sommer reicht, ist nunmehr klar: Sollte Mitch jetzt plötzlich sterben, komme ich gut ohne ihn aus. Meine Gedanken über den Kühlschrank lassen jedoch Schlüsse auf meine ernste Sorge um sein Wohlergehen zu: Welchen Defekt der Temperaturregelung er auch immer haben mag, er ist vermutlich nicht ernsthafter Art und kann wahrscheinlich mühelos beseitigt werden – das scheint mir ein symbolischer Hinweis auf Mitchs hohes Fieber zu sein. Durch meine Analyse bin ich endlich auf die Bedeutung meiner merkwürdigen Unruhe bei dem Gedanken an den kaputten Kühlschrank gestoßen, eine Unruhe, die in gar keinem Verhältnis zu ihrer Ursache steht, solange man nicht erkennt, daß der Kühlschrank sozusagen Mitch repräsentiert.

Diese Episode veranschaulicht sehr gut die Pufferrolle, die Gedanken, Gefühle und Phantasien des Menschen spielen können, unmittelbar bevor sich gewisse Stimuli seinem Bewußtsein auf den üblichen, »normalen« Wahrnehmungskanälen mitteilen. Was sich hier offenbar abgespielt hat, ist ein Prozeß, der – nahe verwandt dem, was wir im allgemeinen als Verleugnung bezeichnen –

ohne weiteres auch hätte eintreten können, nachdem das mutmaßlich auslösende Ereignis auftauchte, ohne daß wir unsere Ansicht hinsichtlich seiner adaptiven Bedeutung wesentlich ändern müßten. Daher fragen wir uns vielleicht, ob es bei bestimmten Situationen oder Vorgängen etwas gibt – irgend etwas Spezifisches –, das ihre Verarbeitung, ihre psychologische Verdauung sozusagen, vorher statt hinterher erfordert oder erleichtert. Gibt es eine bestimmte Wechselbeziehung zwischen dem Vorgang und dem Individuum (oder dem momentanen Zustand eines Individuums), das diese Art der zukünftigen Reaktion begünstigt?

Immer wieder berichten Leute, sie hätten »gerade an jemanden gedacht«, als das Telefon klingelte und die betreffende Person anrief (»Wenn man vom Teufel spricht . . .«). Der einzige Nachteil dabei ist, daß der Durchschnittsmensch, der von einem derartigen Ereignis berichtet, gewöhnlich nicht den Inhalt seiner Gedanken über die Person angeben kann, die ihn gleich darauf anruft, da man so kleine Gedankensplitter normalerweise nicht weiter beachtet. Man wird jedoch auch aus eigener Erfahrung Beispiele kennen, die zeigen, daß in den meisten, wenn nicht in allen Fällen dieser Art (und auch kann man die große Zahl derer, die unsere dissoziativen Tendenzen nicht überleben, nur abschätzen) die wesentliche Dynamik ähnlichen Kategorien angehört.

Hier einige weitere Beispiele.

2

Eine Patientin berichtet mir von einem scheußlichen Streit, den das Ehepaar, das bei ihr angestellt ist, am Abend zuvor gehabt hatte. Mein Blick fällt auf ihren teuren Mantel, den sie über einen Sessel gelegt hat. Mir fällt ein, daß das Monatsende näherrückt und ich zum erstenmal einen kleinen »Überschuß« auf meinem Bankkonto habe. Ich habe vor, vielleicht etwas Geld zu investieren. Ich höre meinen Schwager sagen: »Es wird Zeit, daß du ein bißchen Geld anlegst.« Ich stelle mir vor, wie ich die Bank anrufe und sie bitte, auf meine Rechnung Wertpapiere zu erwerben. Ein angenehmes und beruhigendes Gefühl!

In diesem Augenblick (die Patientin ergeht sich immer noch in

Einzelheiten über den Streit) klingelt das Telefon. Am Apparat ist der Bankdirektor, der mir mitteilt, daß meine Frau ihr Konto beträchtlich überzogen hat, und er möchte wissen, ob ich das Defizit in ein bis zwei Tagen ausgleichen kann.

Die Bedeutung dieser Episode wird mir rasch klar. Ich muß meinen Gedanken an den »Überschuß« etwa im selben Moment begonnen haben, als der Direktor sich zu dem Anruf bei mir entschloß, und war, als wir verbunden wurden, gerade bei den »schönsten« Vorstellungen angelangt. Meine Phantasie war also eindeutig kompensatorischer Natur: Sie wappnete mich gegen den leichten Schock, den ich kurz darauf erhalten sollte. Offenbar war der Anblick des Mantels meiner reichen Patientin lediglich der äußere Stimulus, den ich benutzte, um mein gedankliches Abschweifen mit dem Anspruch der Realität in Übereinstimmung zu bringen. Die Patientin hatte noch nie zuvor derartige Phantasien in mir ausgelöst.

Ich möchte erwähnen, daß auch das, was mir die Patientin erzählte, dynamisch zu den Erfordernissen der Situation paßte. Als sie mir von den Gewalttätigkeiten berichtete, die sich zwischen dem Dienerehepaar abgespielt hatten, mußte ich daran denken, daß es zwischen meiner Frau und mir noch nie zu derart handfesten Feindseligkeiten gekommen war, daß es jedoch gar nicht so schlecht wäre, wenn sie sich gelegentlich mal ergeben würden. So etwas ist manchmal weitaus gesünder als nicht abreagierter Ärger, dachte ich; und wieviel besser sind ein paar Schrammen als die Folgen einer Verdrängung oder Unterdrückung. Doch ich verwarf diese Idee gleich wieder als absurd und begann mit meiner Phantasie über das Geld auf der Bank.

Auch hier wäre es angebracht, zu fragen, ob ich mich mit dem Ehepaar, von dem mir meine Patientin erzählte, auch dann identifiziert hätte, wenn ich nicht kurz darauf von dem Verhalten meiner Frau erfahren hätte. War meine Identifikation ein vorbereitender Durchbruch der Verdrängung, gefolgt von der kompensatorischen Phantasie: »Alles in Ordnung, kein Grund zur Aufregung, ich habe Geld genug«?

Hier nun ein Beispiel für die Vorausverarbeitung eines Anrufs, den ich gleich darauf erhalten sollte, durch eine Patientin, und für den Nutzen, den ich aus der Deutung des Vorfalls ziehen konnte. Es ist natürlich sinnlos, zu überlegen, ob ich es war, der das kurz bevorstehende, unsere Sitzung unterbrechende Ereignis erkannte oder die Patientin, oder was geschehen wäre, hätte ich der Patientin nichts vom Inhalt des Telefonats erzählt. (In der Praxis benutze ich einen verhältnismäßig schalldichten Schrank hinter meinem Sessel als »Telefonzelle«.)

Die Frau auf der Couch war seit ungefähr zwei Monaten in Analyse bei mir, nachdem sie von einem anderen Analytiker als unheilbar masochistisch und frigide aufgegeben worden war. Sie war lediglich auf Drängen ihres Ehemannes gekommen und legte von Anfang an eine Haltung beinahe apathischen Sichfügens in die Hoffnungslosigkeit ihrer Situation an den Tag. Heute nun spricht sie, wie gewöhnlich, davon, daß ihr kein Mensch wirklich helfen könne, versichert mir erneut, daß ich nur meine kostbare Zeit verschwende, und rät mir, ihren Fall aufzugeben und mich einer lohnenderen Aufgabe zuzuwenden. Das höre ich nun seit ihrem ersten Besuch jeden Tag. Nach einer Pause von ungefähr einer Minute erkundigt sie sich auf einmal, warum ich es nicht mal mit einer Hypnose bei ihr versuche. Ich warte darauf, daß sie weiterspricht, sie aber wartet auf meine Antwort. Da sie dieses Thema bisher noch nie angeschnitten hat, überlege ich, wie ich die Situation am besten anpacke. Soll ich warten, bis sie weiterredet, und hoffen, daß sie dabei verrät, was hinter ihrem Interesse an der Hypnose steckt? Möglicherweise masochistische Phantasien? Oder vielleicht der Wunsch, mich zu demütigen, indem sie mir zeigt, daß ihr auch mit einer Hypnose nicht beizukommen ist? Ich beschließe, ihr eine einfache, aber provozierende Antwort zu geben, und dann zu sehen, ob sie das Thema weiterverfolgt oder wieder fallenläßt. Ich erkläre ihr also, daß man die Hypnose nicht sehr oft anwendet, weil nur ein geringer Prozentsatz der Patienten gut zu hypnotisieren ist. Sie denkt einen Augenblick darüber nach und kehrt dann, mit meiner Antwort offensichtlich zufrieden, zu ihren Klagen über ihre düstere Zukunft zurück.

Wenige Sekunden nur sind vergangen, als unvermittelt das Telefon schrillt. Es ist Miss H., an die ich mich sofort erinnere, als sie erklärt, sie sei von einem Dr. W. an mich überwiesen worden und habe mich vor über einem Jahr einmal aufgesucht. Sie bittet um einen neuen Termin.

Und plötzlich begreife ich die Bedeutung der Frage meiner Patientin nach der Hypnose sowie auch den Grund für meine Antwort (und das Akzeptieren dieser Antwort durch die Patientin). Miss H., die gerade meine Nummer gewählt haben mußte, als die Patientin das Thema anschnitt, war das beste Hypnosemedium, das ich je kennengelernt habe. Ich selbst verwende die Hypnose in meiner Praxis nur sehr selten, vor allem nicht gleich beim ersten Besuch eines Patienten. Bei Miss H. jedoch hatte ich sofort das Gefühl, sie müsse leicht hypnotisierbar sein, und erklärte ihr, nachdem ich mir ihr Problem angehört hatte, sie möglicherweise mit Hypnose behandeln zu können. Sie stimmte meinem Vorschlag sofort zu und fiel bereits nach zehn Sekunden der Suggestion in eine sehr tiefe Trance. Aber es muß noch mehr dahinterstecken, dachte ich; jedenfalls, was meine jetzige Patientin und ihre Frage nach der Hypnose betrifft. Ich erinnere mich genau, daß ich über die Schnelligkeit verblüfft war, mit der Miss H. meinem Vorschlag zustimmte, und ich fragte mich, ob sie vielleicht hoffte, ich würde die Situation ausnutzen und sie verführen. Ich hatte damals das Gefühl, daß zweifellos ein unbewußt wahrgenommener sexueller Kontakt zwischen uns entstanden sein mußte, da ich sie erstens so schnell richtig beurteilt sowie den Wunsch gehabt hatte, sie zu hypnotisieren, und da sie sich zweitens der Hypnose so vorbehaltlos hingeeben hatte. (Wie ich mich erinnerte, hatte ich sie nach ein paar einfachen Suggestionen wieder geweckt und war keineswegs erstaunt gewesen, als sie sich einige Minuten später beschwerte, der Vorgang habe sie ganz aus der Fassung gebracht.)

Aufgrund sowohl des offenen als auch des verborgenen Zusammenhangs zwischen der Frage meiner Patientin nach der Hypnose und dem praktisch gleichzeitig erfolgten Anruf von Miss H. beschloß ich, eine Interpretation seiner mutmaßlichen Bedeutung zu versuchen. Nachdem ich die Patientin mit den Einzelheiten der Episode – auch jener Sitzung mit Miss H. – bekannt-

gemacht hatte, wies ich sie auf die mögliche Bedeutung ihrer unbewußten telepathischen Identifikation mit Miss H. hin und erklärte ihr die Verbindung zwischen dieser Tatsache und ihrer masochistischen Einstellung zur Sexualität. Die Patientin wehrte sich nicht dagegen (obwohl es für sie die erste Deutung telepathischen Materials war), sagte, sie glaube, daß ich recht habe, und gestand, in dem Augenblick, als sie mich nach der Hypnose fragte, die unausgesprochene, den Bruchteil einer Sekunde dauernde Phantasievorstellung der Hypnose als einer bei Verbrechern angewandten Methode gehabt zu haben – worüber sie angeblich etwas gelesen hatte. Als ich ihre Aufmerksamkeit auf die Gleichung Sex = Verbrechen im Zusammenhang mit ihrem allgemeinen Gefühl der Hoffnungslosigkeit und ihrer Frigidität lenkte, erinnerte sie sich sofort daran, daß ihre Stiefmutter, wenn sie als Kind ungezogen gewesen war, zu ihrem Vater zu sagen pflegte: »Das Mädchen kommt noch mal mit einem dicken Bauch nach Hause!« Das war eine wirklich verdrängte Erinnerung, deren Wiederauftauchen zum erstenmal während der Behandlung Erregung und Begeisterung auf seiten der Patientin auslöste. (Spätere Entwicklungen bestätigten die Bedeutung dieses ersten wirklichen Durchbruchs in der Analyse.)

Man kann nun fragen, ob nicht eine ähnliche Deutung der Frage dieser Patientin nach der Hypnose möglich gewesen wäre, ohne auf die Hypothese ihrer telepathischen Identifizierung mit der Frau zurückzugreifen, die mich im selben Augenblick anrief. Die Antwort lautet: Tatsache ist, daß trotz der verschiedenen Deutungsmöglichkeiten, die man im nachhinein erkennen kann, wenn man die Daten einzeln betrachtet, zu jenem Zeitpunkt – zweifellos aufgrund meines eigenen Widerstandes – keine Deutung in dieser Richtung unternommen wurde. Der Telefonanruf zwang mich, der Tatsache meiner unterdrückten sexuellen Gefühle der Patientin gegenüber ins Auge zu sehen.

4

Die unmittelbar bevorstehende Ankunft unerwarteter Briefe ist häufig als mögliche Grundlage verschiedener Erlebnisse oder Verhaltensweisen genannt worden, die diese Ankunft vorauszuahnen

scheinen. Immer wieder berichten Menschen, daß sie sich mit jemandem über den und den unterhalten haben, obwohl sie an den Betreffenden schon seit Monaten nicht mehr gedacht hätten, und daß dann kurz darauf ein Brief von ihm eingetroffen sei (wieder: »Wenn man vom Teufel spricht . . .«); oder daß sie etwas getan, ein Buch oder andere Gegenstände in die Hand genommen haben, die irgendwie mit einer Person in Zusammenhang stehen, von der kurz darauf ein Brief eintrifft.

Im Gegensatz zu den Telefonfällen, bei denen der Vorgang, der den Kreis kurz darauf schließt, gewöhnlich im Wählen oder Suchen einer Nummer besteht, ist das Ereignis, das die vorausahnenden – oder, wie ich manchmal lieber sage, die vorbereitenden – Gedanken oder Handlungen in den Brieffällen auslöst, beinahe durchweg die unmittelbar bevorstehende *Ankunft des Briefes*, nicht seine Abfassung, die bereits Tage zuvor stattgefunden haben kann. Das mag natürlich darauf zurückzuführen sein, daß die meisten Menschen sich nicht an flüchtige Gedanken entsinnen können, die sie vielleicht während des wahrscheinlich entscheidenden Augenblicks hatten, als der betreffende Brief geschrieben wurde. Nichtsdestoweniger weist die Tatsache, daß der Kreis auf diese Weise häufig geschlossen zu werden scheint, auf einen wichtigen Aspekt derartiger Koinzidenzen hin, nämlich darauf, daß das, was hier stattfindet (wie auch zum Beispiel bei den Assoziationen mit Querverbindungen, die während einer Analyse auftreten), weder einfach die nutzlose Nebenerscheinung eines okkulten Bandes zwischen emotional verwandten Individuen noch ein geheimnisvolles »psychisches Fließen« ist, sondern vielmehr eine Funktion der psychologischen Ökonomie und der Bedürfnisse des »Perzipienten«\* zum Zeitpunkt des unmittelbaren Bevorstehens des auslösenden Ereignisses. Es handelt sich daher weniger um ein Phänomen freiwilliger »Kommunikation«, einer Kommunikation zwischen *Menschen*, als eher um eine Art Kommunikation (wenn man so will) zwischen einem Individuum und einem *Ereignis*, das im Begriff ist, die eine oder andere Art von Störung im psychischen Gleichgewicht des Individuums auszulösen.

\* So wird der »Empfänger« in telepathischen Experimenten bezeichnet.

Ein Beispiel für diese Art der »Kommunikation« zwischen Individuum und Ereignis liefert uns Meerloo in seinem Buch *Hidden Communion* (»Verborgene Kommunikation«).<sup>194</sup>

Am folgenden Morgen . . . *fühlte ich mich gezwungen*, zu meinem Schreibtisch zu gehen und den Traum aufzuschreiben, den ich letzte Nacht gehabt hatte: »Ich bin in meinem ehemaligen (inzwischen durch Bomben zerstörten) Haus in Den Haag inmitten eines fürchterlichen Chaos. Ich muß mit meiner Praxis beginnen und meine Patienten empfangen, aber nichts ist dafür vorbereitet. Das Zimmer liegt in der Nähe des Dachbodens (dem ehemaligen Spielzimmer von mir und meinen Brüdern). Um alles für die Sprechstunde fertig zu machen, dränge ich meine Verwandten aus dem Zimmer, meine Schwestern werden fortgescheucht, und ich erinnere mich, daß ich meine Brüder mitleidlos verprügelte (in Wirklichkeit war ich der Jüngste und Schwächste von uns). Dann begann ich mit meiner Praxis – erleichtert, daß sie mich nun nicht mehr störten.«

Nach dem Bad gehe ich hinunter, um mir die Zeitung und die Post zu holen. Es war nur ein einziger Brief gekommen: vom Niederländischen Roten Kreuz. Er enthielt die offiziellen Berichte und Bestätigungen für den grausamen Tod meiner Brüder durch die Deutschen. (Ich hatte mehr als drei Jahre auf diese Dokumente gewartet, weil ich sie brauchte, um einige finanzielle Angelegenheiten zu regeln.)

In diesem Fall gelingt es Meerloo mit Hilfe des nachfolgenden Elements einen impliziten Syllogismus zu konstruieren, der das Schuldbewußtsein wegen des alten Grolls gegen seine Brüder mildert. »Nicht ich, die Deutschen waren es, die sie mitleidlos »verprügelt« haben.« So konnte er seiner Beschäftigung wieder nachgehen, »erleichtert, daß sie mich nun nicht mehr störten«.

Zum Abschluß dieses Kapitels möchte ich noch das Beispiel einer psi-bedingten Pufferreaktion bringen, die als direkte Komponente eine normale Wahrnehmung benutzte, die entstellt wurde, um im voraus mit einer Situation fertig zu werden, die erst später ins Bewußtsein dringen sollte.

Eines Tages sah ich auf der Straße eine Frau, die ich einen Augenblick lang für eine Verwandte väterlicherseits hielt, die ich seit über einem Jahr, seit der Beerdigung meiner Mutter, nicht mehr gesehen, an die ich seitdem auch nicht mehr gedacht hatte. Obwohl sich beim Näherkommen herausstellte, daß die Ähnlichkeit zwischen der Passantin und meiner Verwandten keineswegs so groß war, wie ich zunächst angenommen hatte, rief sie doch die Erinnerung an diese Verwandte in mir wach. Ich entdeckte plötzlich meine herzliche Zuneigung zu ihr und dachte, was für ein reizender Mensch sie doch sei, wie charmant und liebenswert. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich den Kontakt mit dieser Frau und ihrem Mann so völlig hatte einschlafen lassen, obwohl dieser ein guter Freund meines Vaters gewesen war, und stellte mir die seltsame Frage, ob ich mich innerlich nicht schon zu weit von ihr entfernt hatte, um an der Beerdigung ihres Mannes teilzunehmen, sollte dieser einmal sterben. Ich malte mir diese Beisetzung so aus, als wäre sie ein tatsächliches Ereignis, und kam zu dem Resultat, daß ich dort eigentlich fehl am Platze sei, während andere Mitglieder meiner Familie, die den Kontakt nicht hatten abreißen lassen, durchaus dort hinzugehören schienen. Ich entschied, daß meine Familie bei einem eventuellen derartigen Ereignis durch meinen Bruder würdig genug vertreten wäre. Am selben Abend erhielt ich die Mitteilung, daß die Verwandte selbst, und nicht ihr Mann, an jenem Tag plötzlich gestorben war.

Hier war ganz eindeutig mein ewig aktiver Ödipuskomplex am Werk gewesen und hatte ein Element der Realität benutzt, um in der Phantasie eine traurige Nachricht, die ich erhalten sollte, in eine akzeptablere Form zu bringen.

## Zur Para-Psychopathologie des Alltagslebens

Theoretisch ist, wie ich zu zeigen versuchte, jede Form, jeder Ausdruck des Verhaltens, ob in der analytischen Sitzung oder außerhalb, einer Analyse unter Verwendung der Psi-Hypothese zugänglich. In diesem Kapitel werden wir uns mit einer Kategorie von Vorgängen befassen, deren Analyse auf dieser Basis in gewisser Hinsicht ungewöhnlich genug ist, um ein besonderes Interesse zu rechtfertigen. Ich spreche von einer Form außergewöhnlicher Koinzidenzen, die meiner Ansicht nach die meisten Menschen gelegentlich erleben, die aber, da das notwendige begriffliche Instrumentarium für ihr Verständnis fehlt, oft lediglich als »seltsam« abgetan werden. Jetzt aber haben wir die Möglichkeit, psi-bedingte Vorgänge, falls es sie wirklich gibt – nicht nur hier oder nur unter bestimmten Bedingungen, sondern überall –, zu untersuchen.

Das Gebiet, dem wir uns nunmehr zuwenden wollen, bezeichne ich als »Para-Psychopathologie des Alltagslebens«\*. Darunter können wir die verschiedensten Vorgänge zusammenfassen – Versprecher und andere Fehlleistungen, bei denen es uns die Anwendung der Psi-Hypothese ermöglicht, Vorkommnisse, für die es sonst keine Erklärung gibt, in einem deterministischen Bezug zu bringen.

1  
Eine junge Frau wünscht meine Hilfe als Analytiker, nachdem ihre mehrere Jahre dauernde intime Beziehung zu einem älteren, verheirateten Mann in die Brüche gegangen war. Es lag schon

\* In Anlehnung an Freuds *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*.<sup>127</sup>

mehrere Monate zurück, daß ihr Liebhaber einen Schlußstrich unter die Affäre gezogen hatte, doch sie versuchte immer wieder, Kontakt mit ihm aufzunehmen, bat ihn um eine Zusammenkunft, eine Unterredung, um eine »neue Basis gegenseitigen Verstehens«. Schließlich hatte sich der Mann zu einem »Gespräch« mit meiner Patientin bereit gefunden; das Treffen sollte zwei Tage später in einer Bar in der Innenstadt stattfinden, wo sie zu der verabredeten späten Vormittagsstunde ungestört sitzen konnten. Zwei Tage lang lebte die Patientin dieser Begegnung in fiebrhafter Erwartung entgegen.

Am Morgen des Tages vor dem Rendezvous traf unerwartet der Vater der Patientin in New York ein. Es habe sich gerade eine geschäftliche Angelegenheit für diese Reise ergeben, erklärte er. Da er seine Tochter seit beinahe zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte, wußte er auch nichts von der Liebschaft und ihrer Beendigung.

Vom Flughafen aus rief der Vater die Tochter an ihrem Arbeitsplatz in einem bekannten Gebäude der 46. Straße an und versprach, sie in einer Dreiviertelstunde zum Essen abzuholen. Zu dieser Verabredung erschien er fünfzehn Minuten zu spät, und zwar mit der sonderbaren Begründung, er sei durch eine verrückte Fehlleistung seines Gedächtnisses zuerst zu der entsprechenden Hausnummer in der 36. Straße gefahren. Das Gebäude, vor dem er aus dem Taxi gestiegen und verwirrt mehrere Minuten auf und ab gegangen war, lag zwei Häuser von der Bar entfernt, in der der Liebhaber der Patientin – vermutlich, weil er glaubte, der Sache so am besten endgültig ein Ende zu machen – am folgenden Vormittag gar nicht erst auftauchte.

Beleuchten wir nun die Umstände dieser Fehlleistung des Vaters, wie er sie seiner Tochter verwirrt berichtete, so wird man sich verwundert fragen, wie es überhaupt dazu kommen konnte. Zunächst einmal hatte der Vater der Tochter häufig an die Adresse ihres Arbeitsplatzes, das H. . . Gebäude in der 46. Straße, geschrieben. Zweitens hatte er sie dort schon zweimal besucht und kannte sich in New York City überdies recht gut aus. Als er seine Tochter vom Flughafen aus anrief, hatte sie ihn sogar gefragt, ob er ihre Büroadresse auch nicht vergessen habe, und er hatte sie sofort beruhigt, indem er ihr den Namen des Ge-

bäudes sowie die korrekte Anschrift nannte. Als er wenige Augenblicke später ins Taxi stieg, bat er den Fahrer, ihn zum H. . . Gebäude zu fahren, und nannte dabei die Hausnummer in der 36. Straße. Nun geschah etwas Merkwürdiges: Der Fahrer korrigierte ganz beiläufig die Information seines Fahrgastes, indem er sagte: »Sie meinen wohl das H. . . Gebäude in der 46. Straße.« Als der Vater erwiderte: »Nein, ich meine die 36. Straße«, drehte sich der Fahrer um und sagte: »Entschuldigen Sie, aber es gibt kein H. . . Gebäude in der 36. Straße, es liegt in der 46.« Daraufhin meinte der Vater beinahe ärgerlich: »Bitte, fahren Sie mich zu der Adresse, die ich Ihnen angegeben habe. Ich weiß genau, wohin ich will. Ich bin ja schon mal dort gewesen.« Der Taxichauffeur starrte ihn einen Augenblick an, drehte sich achselzuckend um und fuhr in die 36. Straße.

Um diese Fehlleistung entstehen zu lassen, mußte sowohl das korrekte Wissen des Vaters überwunden werden als auch der Widerstand des Fahrers, einer solchen offensichtlichen Dick Schädeligkeit nachzugeben. Solange wir den psychoanalytischen Standardvermutungen hier jedoch nicht mit der Psi-Hypothese zu Hilfe kommen, werden wir die tiefere Bedeutung dieser interessanten Episode niemals verstehen können. Nehmen wir dagegen an, daß der Vater von der Absicht des Liebhabers, seine Tochter endgültig zu verlassen, mittels Psi erfahren hatte, wird die Fehlleistung schon verständlicher. Nun kann sie als Ausagieren seines Wunsches, sich an die Stelle des Liebhabers zu setzen, interpretiert werden: »Er läßt dich im Stich, ich tue das nicht.« Das sollte man natürlich am besten als eine Art Auftauchen des Verdrängten aus der Verdrängung sowohl beim Vater als auch bei der Tochter betrachten, zumal wir ja wissen, daß die Verbindung der Tochter mit einem verheirateten Mann vor allem ein Ersatz für die verbotene Verbindung mit ihrem unerreichbaren Vater war. (Man bemerke in dieser Hinsicht die Parallele zwischen diesem Vorfall und dem von Freud berichteten,<sup>122</sup> in dem ein Mann träumt, seine Frau habe Zwillinge geboren, während in Wirklichkeit gerade seine Tochter Zwillinge bekommen hatte.)

Die Tatsache, daß die Kulmination der Fehlleistung in diesem Fall einen Tag vor der endgültigen Auflösung der Liebesbeziehung der Tochter stattfand, sollte unsere Rekonstruktion nicht



stören. Wir haben gute Gründe für die Annahme, daß der Entschluß des Mannes, bewußt oder unbewußt, bereits feststand, als er dem Rendezvous zustimmte. Seine Entscheidung lag also in der Luft, als der Vater eine Gelegenheit für sein Kommen schuf und seiner Tochter zu Hilfe eilte – wir können das als symbolische Erfüllung seines eigenen, unbewußten Wunsches auslegen.

Ganz gleich wie ambivalent unsere Gefühle der Psi-Hypothese gegenüber auch sein mögen, man muß zugeben, daß es keine Veranlassung gibt – falls überhaupt Gründe für sie als legitime Erkenntnismöglichkeit sprechen –, sie in einer Situation wie der eben beschriebenen nicht anzuwenden; man muß lediglich akzeptieren, daß sie in ungewohnter Verkleidung auftreten kann.

2

Als nächstes wollen wir eine Form der Fehlleistung untersuchen, die anscheinend ziemlich häufig vorkommt. Oberflächlich betrachtet erscheint sie vielleicht wie eine Umkehrung der eben untersuchten, und ihr großer Vorteil liegt darin, daß sie unter dem Schutz einer wirksamen Tarnung ausgeführt werden kann, da es niemals die Person mit dem überzeugendsten Motiv ist, die sie begeht. Der Vorgang spielt sich auf psychologischer Ebene ganz ähnlich ab wie der Trick eines Zauberkünstlers, der die Aufmerksamkeit der Zuschauer geschickt ablenkt, während er die erforderliche Aktion gleichzeitig mit Hilfe von Mitteln ausführt, die, da überaus einfach, am wenigsten Verdacht erregen. Das alles spielt sich direkt vor unseren Augen ab, nur besitzen wir nicht das notwendige geistige Rüstzeug, um diese Vorgänge zu durchschauen. Das Ereignis, das ich nun näher untersuchen will, stammt aus dem Leben eines Mannes, dessen Fehlleistungen mit Recht berühmt geworden sind. Freud schreibt in seiner *Psychopathologie des Alltagslebens*:

Von den Ferien zurückgekehrt, richten sich meine Gedanken alsbald auf die Kranken, die mich in dem neu beginnenden Arbeitsjahre beschäftigen sollen. Mein erster Weg gilt einer sehr alten Dame, bei der ich seit Jahren die nämlichen ärztlichen

Manipulationen zweimal täglich vornehme. Wegen dieser Gleichförmigkeit haben sich unbewußte Gedanken sehr häufig auf dem Wege zu der Kranken und während der Beschäftigung mit ihr Ausdruck verschafft. Sie ist über neunzig Jahre alt; es liegt also nahe, sich bei Beginn jeden Jahres zu fragen, wie lange sie wohl noch zu leben hat.

An dem Tage, von dem ich erzähle, habe ich Eile, nehme also einen Wagen, der mich vor ihr Haus führen soll. Jeder der Kutscher auf dem Wagenstandplatz vor meinem Hause kennt die Adresse der alten Frau, denn jeder hat mich schon oftmals dahin geführt. Heute ereignete es sich nun, daß der Kutscher nicht vor ihrem Hause, sondern vor dem gleichbezifferten in einer nahegelegenen und wirklich ähnlich aussehenden Parallelstraße haltmacht. Ich merke den Irrtum und werfe ihn dem Kutscher vor, der sich entschuldigt.

Hat das nun etwas zu bedeuten, daß ich vor ein Haus geführt werde, in dem ich die alte Dame nicht vorfinde? Für mich gewiß nicht, aber wenn ich *abergläubisch* wäre, würde ich in dieser Begebenheit ein Vorzeichen erblicken, einen Fingerzeig des Schicksals, daß dieses Jahr das letzte für die alte Frau sein wird. Recht viele Vorzeichen, welche die Geschichte aufbewahrt hat, sind in keiner besseren Symbolik begründet gewesen. Ich erkläre allerdings den Vorfall für eine Zufälligkeit ohne weiteren Sinn.

Ganz anders läge der Fall, wenn ich den Weg zu Fuß gemacht und dann in »Gedanken«, in der »Zerstretheit« vor das Haus der Parallelstraße anstatt vors richtige gekommen wäre. Das würde ich für keinen Zufall erklären, sondern für eine der Deutung bedürftige Handlung mit unbewußter Absicht. Diesem »Vergehen« müßte ich wahrscheinlich die Deutung geben, daß ich die alte Dame bald nicht mehr anzutreffen erwarte.

Bei dieser Episode fallen mehrere seltsame Einzelheiten auf. Erstens die Tatsache, daß sich dieser Vorfall während jener Periode von Freuds Studien abspielte, in der er jedem Versprecher, Fehler oder Lapsus, der ihm zu Ohren kam, unmittelbar nachspürte, ihn auf unbewußte Determinanten hin untersuchte, und zwar mit einer Hartnäckigkeit, die dem Betroffenen oft genug lästig ge-

wesen sein muß. Hier nun wird ein solcher Fehler direkt vor Freuds Augen begangen, und zwar ein Fehler, dessen Opfer er selber ist, und dennoch begnügt er sich damit, dem Kutscher Vorwürfe zu machen und eine Entschuldigung zu fordern.

Das zweite Faktum verstärkt die Bedeutsamkeit des ersten noch: Während Freud die Verantwortung für den Irrtum formell und offiziell dem Kutscher zuschiebt, forschet er *hypothetisch* bei sich selbst nach möglichen Motiven. »Was wäre gewesen«, so fragt er sich, »hätte es keinen Kutscher gegeben, wäre ich zu Fuß gegangen und hätte den Irrtum mir selber zuzuschreiben?« Hier nun überrascht uns Freud, indem er bei sich selbst – allerdings nur durch eine *hypothetische Annahme* – eines der schwächsten und dürftigsten Motive vermutet, die dieser gewöhnlich überaus scharfsinnige und aufrichtige Autobiograph jemals verwendet hat. Seine tiefe Ambivalenz der alten Patientin gegenüber, die er seit Jahren zweimal täglich besuchen und behandeln muß, ignoriert er vollständig – eine Ambivalenz, die der Leser der Tatsache entnehmen kann, daß Freud der alten Dame bei einer Gelegenheit Morphium statt Augentropfen verabreichte, daß er ständig auf ihre Treppe spuckte und ihre Teppiche schmutzig machte. Man kann sich wohl vorstellen, daß Freud im geheimen nach all diesen Jahren bei der Wiederaufnahme seiner Pflichten nach dem Urlaub wohl eher dachte: »Wenn nur etwas geschähe, damit ich nie wieder zu diesem Haus fahren muß«, statt der frommen Gedanken, die er sich hier gestattet.

Und schließlich fällt das flüchtige Gefühl des Aberglaubens auf, das Freud konstatiert, aber im gleichen Atemzug abstreitet. Freud selbst hat meisterhaft beschrieben, welche psychologischen Faktoren hinter so einem vorübergehenden Anflug von Aberglauben stecken; den von ihm aufgezählten könnte man allerdings vielleicht noch einen weiteren hinzufügen: nämlich die unbewußte Erkenntnis, daß man an einem psi-bedingten Vorgang beteiligt ist, eine Erkenntnis, die jedoch so stark an die Bewußtseinsbene heranrückt, daß wir vorübergehend eine Aufhebung der Verdrängung befürchten müssen.

Da wir nun mit der Psi-Hypothese so weit gekommen sind, können wir aus theoretischen Gründen kaum vor dem Gedanken zurückschrecken, daß sich ein verdrängter Wunsch von der Inten-

sität, wie wir sie Freuds Wunsch bei diesem Zwischenfall zu schreiben können, einem anderen Menschen mitteilen und sich durch eine Fehlleistung des letzteren äußern kann. Es besteht schließlich keinerlei Ursache, Psi ausschließlich auf die passive, erkennende Seite der Dinge zu beschränken, denn von dort bis zum Handeln ist es nur ein kleiner Schritt. (Wir würden diesen Schritt auch fordern müssen, wenn es niemals Experimente zur Fernhypnose gegeben hätte, wie sie etwa von Richet<sup>250</sup> und Wassiliew<sup>322</sup> berichtet werden.) Bei unserem Beispiel könnte man sich natürlich fragen, ob der Kutscher nicht vielleicht selbst ein unbewußtes, berechtigtes Interesse an diesem Irrtum hatte und deswegen so »kongenial« handelte, wobei man dann wieder fragen könnte, ob das allein nicht schon genügt hätte, die Fehlleistung auszulösen. Eine derartige Frage ist aber offensichtlich nicht zu beantworten, deswegen müssen wir bei der Vermutung bleiben, daß das Motivgewicht hauptsächlich auf Freuds Seite lag, eine Vermutung, die uns Freud eigentlich – wie von einem unwiderstehlichen Zwang zur Aufdeckung der Wahrheit getrieben – selbst nahelegt.

3

Ein ähnliches Beispiel lieferte mir eine Patientin. Eines Tages, nach mehrmonatiger analytischer Behandlung, hatte ich den üblichen Termin der Patientin auf 13 Uhr 45 verlegt. Sie erschien fünfundzwanzig Minuten zu spät, erklärte gereizt, dieser neue Termin passe ihr überhaupt nicht, ich hätte sie mehr oder weniger überfahren, als ich ihn festlegte, und sie werde die Analyse abbrechen, wenn ich ihr den alten Termin nicht wiedergäbe. Als ich mich erkundigte, warum sie so spät gekommen sei (sie hatte den neuen Termin erst nach reiflicher Überlegung und sorgfältigen Berechnungen akzeptiert), sagte sie, zunächst habe der Zug mehrere Minuten Verspätung gehabt, dann hätte sie an der Station in der 125. Straße kein Taxi bekommen, doch was das Ganze erst wirklich kompliziert habe, sei die Sache mit dem Taxifahrer. Obwohl sie dem Taxifahrer ausdrücklich befohlen hatte, den (schnellsten) Weg durch den Central Park zu nehmen, hatte der

sich nicht darum gekümmert, und ehe ihr klar wurde, was überhaupt geschah, steckten sie mitten im Verkehrsgewühl der *East Side* und hatten die Einfahrt in den Park um mehrere Häuserblocks verpaßt. Zuletzt war dann noch der Chauffeur, dem sie ausdrücklich meine Adresse auf der *West Side*, Ecke 57. Straße und Central Park West, genannt hatte, nach *Osten* abgebogen und in den dicksten Verkehr geraten, bevor er wenden und nunmehr den richtigen Weg einschlagen konnte. Wütend hatte die Patientin dem Fahrer vorgeworfen, daß sie durch seine beiden idiotischen Fehler beinahe die Hälfte ihrer Stunde versäumte.

Die Schwierigkeiten der Patientin hatten überhaupt zum großen Teil mit Zeitproblemen zu tun. Zu Beginn ihrer Analyse hatte sie immer wieder versucht, ihre Termine zu ändern, indem sie jedesmal behauptete, daß eigentlich keiner ihr wirklich passe; dabei zeigte sich ihr starkes Bedürfnis, die Situation unter ihre Kontrolle zu bekommen, indem sie den Terminplan nach ihren Wünschen manipulierte. Sie verlangte Termine fünf oder zehn Minuten vor oder zwanzig Minuten nach der vollen Stunde etc. Mit dieser Episode nun wollte sie mir beweisen, in was für eine üble Situation sie geraten war, als sie einmal versuchte, auf *meine* Wünsche einzugehen.

In diesem Fall wäre man wohl normalerweise geneigt, die Fehlleistung ausschließlich auf seiten der Patientin zu vermuten und anzunehmen, daß sie dem Taxifahrer in Wirklichkeit gar nicht die Anweisung gegeben hatte, die gegeben zu haben sie behauptete. Mindestens ebenso logisch erscheint es jedoch, der Patientin zu glauben und einfach anzunehmen, daß es ihr irgendwie gelungen war, eine andere Person zur Ausführung »ihrer« Fehlleistung zu bewegen, für die sie nicht die Verantwortung übernehmen wollte. Die zweite Auffassung läßt in meinen Augen eine Anwendung der Psi-Hypothese zu.

4

In der Para-Psychopathologie des Alltagslebens wie auch in anderen, bereits erforschten Bereichen können die zu untersuchenden Ereigniskomplexe in einer abgestuften Reihe angeordnet werden

– je nachdem wie notwendig die Anwendung der Psi-Hypothese ist, um das bestmögliche Ergebnis bei der Deutung eines psychologisch determinierten Vorgangs zu erzielen. An einem Ende dieser Reihe stehen jene Vorgänge, die auf der Basis normaler Hypothesen hinreichend erklärt werden können, darunter die meisten der unbewußt motivierten Handlungen, die von Analytikern unter der Bezeichnung »Psychopathologie des Alltagslebens« erforscht wurden. Es existiert jedoch immer noch ein weites, unerforschtes Gebiet, auf dem die Steuerung von Vorgängen unseres Alltags sehr wohl eine psychoanalytische Formulierung finden könnte, wären nur adäquate Hilfhypothesen vorhanden, mit denen sich die bestehenden Zusammenhänge nachweisen ließen. In diesen Fällen neigen wir dazu, nur allzu vage von der ungeheuren Macht und teuflischen Klugheit des Unbewußten zu sprechen, ohne jedoch die Vorgänge genauer zu spezifizieren. Wenn zum Beispiel eines Tages ein Patient mit einem Staubkorn im Auge in der Praxis auftaucht, in einer Phase, in der Urszenenmaterial durchgearbeitet wird, und wenn er während dieser Stunde zufällig von einem Traum berichtet, der sich mit schuldbewußten voyeuristischen Impulsen befaßt, dann braucht man sich nicht lange zu fragen, wie es dem Patienten gelungen ist, ein frei herumfliegendes Staubkorn einzufangen, um sein schuldiges Organ zu bestrafen. Man ist geneigt, den Vorgang in einem solchen Fall ohnehin den oft zitierten geheimnisvollen und unergründlichen Wegen des Unbewußten zuzuschreiben. Und dennoch berichtete mir in einer Kontrollstunde ein Analytiker, der keineswegs die mögliche Bedeutung der Tatsache übersehen hatte, daß einer seiner Patienten im Verlauf gerade einer derartigen Phase sowohl seine Brille verloren als auch die Scheinwerfer seines Wagens zerbrochen hatte, das folgende Material, als stünde es mit dem, was eben durchgearbeitet wurde, in keinerlei Zusammenhang:

Eines Tages während dieser »Urszenen«-Phase kam der Patient zu seiner üblichen Zeit – frühmorgens – in die Praxis und fand die Tür verschlossen. Von der Klingel geweckt, erschien der Arzt verschlafen in Bademantel und Pyjama und führte den Patienten in seine Praxis, um mit der Sitzung zu beginnen. Der Patient berichtete von einem Traum der letzten Nacht, in dem er aus einem nicht genannten Grund *mit dem Weckknopf seines*

*Weckers herumgespielt hatte.* Auf meine Frage hin gestand mir der Arzt, er habe verschlafen, weil er am Abend zuvor beim Zubettgehen unerklärlicherweise *vergessen* habe, den Knopf seines Weckers herauszuziehen, damit das Läutwerk am Morgen funktionierte. Er konnte es sich jedoch einfach nicht vorstellen, daß zwischen diesen beiden Vorgängen eine Verbindung bestehen sollte.

Eine der großen Schwierigkeiten bei Fällen dieser Art besteht wohl darin, daß es sich nicht einfach um zwei Gedankengänge handelt, die irgendwie in Zusammenhang gebracht werden müssen, sondern um Vorgänge, bei denen es um eine Handlung, oder wie in diesem Fall, um die Verhinderung einer gewohnten Handlung geht. Dieser Schritt scheint allgemein (auch Parapsychologen, möchte ich betonen) am schwersten zu fallen. Die Vorstellung, daß wir gelegentlich auch einen »induzierten« Gedanken haben könnten, einen Gedanken, der uns vielleicht durch eine Art geheimer Sympathie »übertragen« wird, ist so vage, daß sie nur Menschen, die sich ihrer offenen Einstellung derartigen Fragen gegenüber rühmen, überhaupt tolerierbar erscheint. Die Vorstellung jedoch, es gäbe möglicherweise so etwas wie einen »okkulten« (im Sinn von psi-bedingten) Einfluß auf unsere Handlungen – und gleichzeitig die Vorstellung, wir selbst wären fähig, die Handlungen anderer unbewußt zu beeinflussen –, ist unlogischerweise noch schwieriger zu vermitteln. Eine der effektivsten Abwehrmaßnahmen gegen die tieferen Implikationen dieser Möglichkeit ist natürlich eine unerschütterlich rationalistische Ablehnung auch schon des ersten Schrittes, also der Psi-Hypothese überhaupt.

Gelegentlich, wenn etwa behauptet wird, daß jemand die unausgesprochenen Gedanken eines anderen Menschen zu erraten scheint oder daß zwei Personen in völliger Übereinstimmung (oder auch Nichtübereinstimmung) handeln, ohne daß ein Wort gesprochen wird, hört man dann wohl, »ein Unbewußtes spreche mit dem anderen«. Es bleibt jedoch ziemlich zweifelhaft, wie weit man mit dieser unpräzisen – man möchte fast sagen, absichtlich undurchsichtigen – Konzeption kommt, bevor man die Grenze der akzeptierten normalen Hypothesen hinsichtlich der damit verbundenen Vorgänge überschreitet. Einer meiner Patienten kaufte zum Beispiel einmal Opernkarten für sich, seine Frau und seine

Schwiegereltern, die er nicht ausstehen konnte. Seine Frau war dabei, als er die Karten an der Theaterkasse verlangte. Gedankenlos steckte er das Wechselgeld für seinen Zwanzig-Dollar-Schein ein und mußte später zu Hause feststellen, daß man ihm lediglich zwei Karten – und das entsprechende Wechselgeld – gegeben hatte. Der Patient schwor heilige Eide, er habe vier Karten verlangt, und seine Frau bestätigte mir, das ebenfalls gehört zu haben. In diesem Fall würde sich der wachsame Analytiker wohl kaum von dem Problem des genauen Vorgangs den Weg zu einer sinnvollen Deutung verbauen lassen. Unter Voraussetzung der gegebenen Tatsachen müßte er annehmen, die Kartenverkäuferin habe irgendwie aus subtilen Hinweisen und beinahe unmerklichen Anzeichen den unbewußten Wunsch des Patienten erraten – etwa aus seiner finsternen Miene, aus der Anwesenheit und möglicherweise auch aus dem Verhalten seiner Frau oder aus der ambivalenten Geste, mit der er ihr den Geldschein gereicht hatte.

5

Im folgenden Fall wäre es jedoch schon etwas schwieriger, den Vorgang damit zu »erklären«, daß »ein Unbewußtes mit dem anderen spricht«, obwohl verschiedene Analytiker in dem Moment, in dem normale Erklärungen nicht mehr recht glaubhaft klingen, vermutlich nicht zögern würden, sich dieser Hypothese zu bedienen.

Kurz nach dem Abbruch einer intensiven homosexuellen Beziehung besuchte ein Patient die Grillbar, in der er sich oft mit seinem Partner zum Essen getroffen hatte. Nachdem er das Thunfisch-Sandwich und den Martini bestellt hatte – »der Standardimbiß« der beiden Freunde –, überfiel ihn plötzlich ein starkes Gefühl der Einsamkeit. Unablässig spukte ihm eine Geschichte im Kopf herum, die für das Paar besondere Bedeutung gewonnen hatte, als noch alles zwischen ihnen stimmte. Es ging dabei um zwei Freunde, die sich schworen, falls einer von ihnen nicht aus dem Krieg zurückkehren sollte, werde der andere in ihrer Lieblingsbar jeweils zwei Martinis bestellen, denn der Verstor-

bene werde zweifellos im Geiste anwesend sein. Als der eine tatsächlich nicht wiederkam, löste der andere sein Versprechen getreulich ein, und der Barkeeper, der die Bedeutung dieses Rituals kannte, gewöhnte sich daran, ohne besondere Aufforderung gleich zwei Martinis einzuschicken. Als der Patient ausgetrunken hatte und mit seinem Bon zur Kasse ging, stellte er verwundert fest, daß man ihm zwei Thunfisch-Sandwiches und zwei Martinis in Rechnung gestellt hatte, als wäre die Phantasie, die er gehabt hatte, Wirklichkeit gewesen. Der Kellner, den er sofort auf diesen Irrtum aufmerksam machte, entschuldigte sich: Er habe dem Patienten einen Bon ausgehändigt, der eigentlich für das Paar am Nachbartisch bestimmt gewesen sei.

Die Ausrede des Kellners (deren Wahrheitsgehalt der Patient natürlich nicht nachprüfen konnte) erklärte den Irrtum keineswegs; sie führte lediglich auf ein Nebengleis – eines von mehreren möglichen –, auf das der normale Ablauf des Vorgangs hätte umgeleitet werden können. Wichtiger war jedoch, daß der Patient gerade dabei war, eine ganze Reihe von Fehlleistungen durchzuspielen, die alle das magische Ableugnen seines großen Trennungsschmerzes bedeuteten. Alle diese Zwischenfälle, die innerhalb weniger Tage stattfanden, hatte der Patient selbst ausgelöst – zum Beispiel, als er einem Warenhaus einen Scheck über einen Betrag ausstellte, der die Endsumme der Rechnung weit überstieg, oder als er mir am Monatsende zwei Sitzungen zuviel bezahlte (das erstemal, daß ihm so ein Irrtum unterlief). Die Bedeutung jeder einzelnen dieser Fehlleistungen (deren Prototyp eine Kindergewohnheit des Patienten war, seine Exkreme erst halb hinaus, dann jedoch wieder hineinzudrücken – wobei die Exkreme die Stelle geliebter Personen einnahmen) könnte man so umschreiben: »Es (er, sie) verläßt mich, aber das macht nichts, ich kann es ja zurückbekommen.« Den Kellner zur Ausführung der Fehlleistung zu veranlassen, könnte daher den Wunsch ausdrücken, den Gewinn aus einer beruhigenden Phantasie dieser Art zu verbinden mit dem magischen Gewinn der wie durch übernatürliches Eingreifen ausagierten Schlüsselgeschichte mit den zwei Martinis, die praktisch zur »Titelmelodie« der beendeten Affäre des Patienten geworden war, wie der Patient den für ihn unheimlichen Zufall sich dann auch erklärte.

Beim nächsten Fall wird es nun wirklich schwierig.

Eines Tages brachte eine Patientin, eine geschiedene Frau mittleren Alters, ihren Pudel mit zur Analyse. Sie erklärte, ihr Wagen, in dem sie den Hund sonst immer zurückließ, habe unterwegs eine Panne gehabt, so daß sie für den Rest des Weges ein Taxi haben nehmen müssen, und unter diesen Umständen sei ihr nichts anderes übriggeblieben, als Henrietta mitzubringen. Nach der Versicherung, daß Henrietta bestimmt sehr brav sein werde, und dem Hinweis, der Hund wirke dicker, als er tatsächlich sei, da sie ihn schon ein paar Monate lang nicht mehr zum Trimmen gebracht habe, legte sich die Patientin auf die Couch, um so die Stunde »offiziell« zu beginnen. Der Hund untersuchte ein, zwei Minuten lang das Sprechzimmer, legte sich dann vor der Couch auf den Teppich und schlief sofort ein. Als mir die Patientin erzählte, sie habe in der Nacht zuvor geträumt, ein attraktiver Mann ihres Bekanntenkreises sänge ein zotiges Lied über das sich lichtende Schamhaar von Frauen mittleren Alters, begann sie geistesabwesend den Hund zu streicheln. Während sie weiterstreichelte, gestand sie mir ihre Furcht, sexuell nicht mehr anziehend zu sein, weil ihre eigenen Schamhaare ebenfalls lichter wurden. Das Wort *mons*, ihr nächster Gedanke, führte weiter zu *moans*, Stöhnen, und den Lauten, die man beim Geschlechtsverkehr ausstößt. Ihre Mutter sei eine »Stöhnerin *par excellence*« gewesen, habe am Geschlechtsakt aber niemals Freude gehabt und der Patientin das Gefühl vermittelt, Genitalien hätten mit Schmutz und Sünde zu tun. Während ihrer Pubertät hätten die entsetzten und kritischen Bemerkungen der Mutter über ihren wohlgerundeten *mons veneris* die Patientin veranlaßt, sich dort zu enthaaren. Damit verstummte sie, fuhr aber fort, den Hund neben der Couch zu streicheln.

Ich erinnerte mich, daß die Patientin in der vergangenen Sitzung gestanden hatte, sie müsse ihren Wunsch unterdrücken, hier, auf der Couch, ihren *mons* zu streicheln. Heute hatten wir Montag. Mir schien, die Patientin wollte aus dieser symbolischen Koinzidenz möglichst viel herausholen, indem sie es irgendwie schaffte, die »ungeschorene« Henrietta zur Sitzung mitzubringen,

um sie anstelle ihres *mons* zu streicheln. Ich bat sie, mir doch genau zu erklären, wie es zu ihrer Autopanne gekommen war.

Offenbar hatte der Wagen der Patientin mehrere Tage lang »furchtbaren Lärm in seinen lebenswichtigen Teilen« gemacht, so daß sie ihn schließlich eines Morgens zu einem Mechaniker in der Nähe ihres Hauses brachte, der ihr erklärte, das Geräusch komme vom Kardangelenck des Getriebes (was die Patientin, der man ihre Unkenntnis über die Anatomie eines Automobils nicht übelnehmen kann, in den »Unterleib« des Wagens verlegte). Als sie später am Vormittag den Mechaniker anrief, hörte sie, die Reparatur könne ausgeführt werden und der Wagen würde pünktlich fertig sein, damit sie ihren Termin bei mir am frühen Nachmittag einhalten konnte. Die Patientin bat, den Wagen kurz bevor sie losfahren mußte, herüberzubringen. Als der Wagen nicht pünktlich da war, rief sie noch einmal in der Werkstatt an und erfuhr, daß der zuständige Mechaniker nicht da sei und auch keine Anweisungen hinterlassen habe; wenn er ihr den Wagen aber zu diesem Termin versprochen habe, ginge die Sache ja wohl in Ordnung, allerdings müsse sie ihn selber abholen kommen. Die Patientin rief ein Taxi, holte ihren Wagen und machte sich auf den Weg zu meiner Praxis. Sie hatte kaum mehr als eine Meile zurückgelegt, als »das Vehikel mit schrecklichem Krach auseinanderfiel« und sie es stehenlassen mußte. Also hatte sie Henrietta mit in die Praxis bringen müssen.

Was tatsächlich geschehen war, stellte sich erst später heraus: Der Mechaniker hielt den Schaden für so groß, daß eine Reparatur sich nicht mehr lohnte. Er hatte den Wagen provisorisch wieder zusammengebaut und die Patientin anrufen wollen, den Anruf aber über anderer Arbeit völlig vergessen. Als er später die Werkstatt verließ, hatte er es aus irgendeinem Grund unterlassen zu sagen, daß der Wagen nicht fahrtüchtig sei, und sein Kollege hatte ihn der Patientin guten Glaubens übergeben. Auf diese Weise konnte die Patientin ihren Ersatz-*Mons* mit in die Praxis bringen.

Der Nachteil der Auffassung, daß »ein Unbewußtes mit dem anderen spricht«, ist der, daß man damit, wie in diesem Fall, nicht sehr weit kommt, und dann muß man wohl oder übel doch die Psi-Hypothese strapazieren. Sie mag, wie bei einigen in frü-

heren Kapiteln angeführten Beispielen, als Ausweg dienen, wenn die Ereignisse, die wir in einem dynamischen Zusammenhang bringen wollen, im Hinblick auf Zeit und Raum nicht so weit auseinanderliegen, daß eine andere Form der sinnlichen Wahrnehmung eindeutig unmöglich ist. In solchen Fällen spielt es jedoch, wie ich bereits einmal betont habe, ohnehin keine Rolle, welcher Hypothese man sich bedient, denn es kommt vor allem darauf an, die dynamisch »füreinander geschaffenen« Vorgänge mit Hilfe irgendeiner vernünftigen Hypothese in Zusammenhang zu bringen. Wenn es ein Analytiker aber unterläßt, sich eines möglicherweise sinnvollen Ereigniskomplexes zu bedienen, nur weil die Psi-Hypothese *an sich* über seinen Horizont geht, dann wird es allerhöchste Zeit, seine Vorurteile einer gründlichen Revision zu unterziehen und zu überlegen, was sie ihn an psychoanalytischen Verlusten kosten.

7

Nun folgt die Beschreibung einer Serie von Ereignissen, die eigentlich in jede der bisher angeführten Kategorien passen; das erste jedoch gehört bestimmt zur »Para-Psychopathologie des Alltagslebens«.

Eines Morgens erwachte ich um sechs Uhr früh mit starken Schmerzen und einer Schwellung der linken Gesichtshälfte, ungefähr über der Gegend der Ohrspeicheldrüse, von der Schläfe bis zum Oberkiefer. Die Schmerzen waren so heftig, daß ich nicht wieder einschlafen konnte.

An jenem Vormittag sollte ich in der medizinischen Fakultät eine Vorlesung halten. Als ich schließlich aufstand, erwog ich, die Vorlesung abzusagen. Ich war ziemlich nervös, und der strömende Regen draußen machte die Vorstellung, das Haus verlassen zu müssen, noch unangenehmer. Ich beschloß dann aber, trotzdem zu gehen.

Kurz bevor ich aufbrechen wollte, erhielt ich einen Anruf von Dr. P., dem Chef der Abteilung, in der ich meine Vorlesung halten sollte. »Wie geht's Ihnen?« »Danke, gut. Warum?« »Werden Sie heute vormittag kommen?« »Selbstverständlich. Warum

nicht?« »Y. sagte mir, Sie hätten Mumps. Deswegen haben wir schon überlegt, wer Ihre Vorlesung übernehmen könnte.« Ich lachte über diesen scheinbar unerklärlichen Irrtum eines Kollegen und versicherte Dr. P., ich hätte keinen Mumps, obwohl meine Symptome ganz ähnlich seien; ich würde jedoch pünktlich zur Vorlesung erscheinen.

Als ich dann später den Informationen nachspürte, die zu diesem Irrtum geführt hatten, stellte sich folgendes heraus: Der eigentliche Irrtum war bereits *eine Woche zuvor* begangen worden, als nämlich ein Dr. X. beiläufig zu Dr. Y. gesagt hatte, »Drew« (einer der Krankenhausärzte) habe Mumps. Dr. Y. hatte offenbar statt »Drew« »Jule« verstanden und fünf Tage später, das heißt zwei Tage vor dem Ausbruch meines »Mumps«, zu Dr. P. gesagt: »Jule hat Mumps«.

Wie und warum war es bei Dr. Y. zu diesem Irrtum gekommen? Oberflächlich betrachtet könnte es scheinen, daß die Lautähnlichkeit von »Drew« und »Jule« als Erklärung für das Verhören genüge, wir wissen jedoch, daß diese Klangassoziation höchstens den Weg bereitete, den die Fehlleistung anschließend nahm, keineswegs aber die Motivationskraft war, die sie auf diesen Weg schickte. Außerdem deuten folgende Überlegungen darauf hin, daß Dr. Y. diesen Weg durch seine Fehlleistung etwas zu stark strapaziert hatte. Denn erstens hatte ich Dr. Y. seit vielen Monaten nicht mehr gesehen und war Dr. X. wenige Wochen zuvor nur zufällig einmal begegnet (wovon Dr. Y. aber nichts wußte). Ich gehörte weder beruflich noch gesellschaftlich zu ihrem Kreis und war für sie auch nicht von besonderem Interesse. Es hätte Dr. Y. eigentlich höchst seltsam vorkommen müssen, daß Dr. X. zu ihm so beiläufig erwähnte, ich hätte Mumps, während es dagegen logisch genug gewesen wäre, hätte Dr. X. in der Weise über Drew gesprochen, denn beide arbeiteten mit Drew zusammen und sahen ihn täglich. Außerdem hätte mich Dr. X., hätte er zu Dr. Y. wirklich eine derartige Bemerkung über mich gemacht, ganz zweifellos »Eisenbud«, nicht aber »Jule« genannt, denn ich war, wie gesagt, nicht näher befreundet mit ihnen. Dr. Y. hätte also eine ganze Reihe von Bedingungen »übersehen« müssen, um »Jule« statt »Drew« zu verstehen.

Ist es nun möglich, fragte ich mich angesichts dieser Umstände,

daß Dr. Y. etwas gegen mich hat und wünscht, nicht sein guter Bekannter Drew, sondern ich möge Mumps bekommen? Die Tatsache, daß ich Dr. Y. nur sehr selten sah und beruflich kaum etwas mit ihm zu tun hatte, sprach dagegen. Dann aber entdeckte ich doch noch einen Hinweis. Wie bereits erwähnt, hatte ich Dr. Y. vor seiner Fehlleistung monatelang weder gesehen noch gesprochen; eine meiner Patientinnen jedoch, eine hübsche, charmante junge Frau, hatte Dr. Y. vierzehn Tage vor seinem Lapsus (wie ich sein »Verhören« vorläufig bezeichnen möchte) getroffen und ihm gesagt, sie sei meine Patientin. War Y. vielleicht eifersüchtig? Aus ganz bestimmten Gründen hielt ich das für keineswegs ausgeschlossen. Eine derartige Vermutung würde in einem ganz bestimmten Zusammenhang mit der Natur der Krankheit stehen, die mir Dr. Y. möglicherweise unbewußt an den Hals gewünscht hatte, da Mumps bekanntlich vor allem bei Erwachsenen nicht selten zu einer Hodenentzündung führt. War Dr. Y. also tatsächlich, wenn auch unbewußt, eifersüchtig, so hätte er keinen besseren Weg für seine Fehlleistung wählen können, die dieser Empfindung Ausdruck verlieh: Vor einem zeugungsunfähigen Rivalen braucht man bestimmt keine Angst zu haben.

Die nächste Frage muß jedoch lauten, ob vielleicht ein Zusammenhang zwischen Dr. Y.'s Fehlleistung und dem tatsächlichen späteren Auftreten meiner mumpsähnlichen Schmerzen und Schwellungen bestehen könnte. Stellte diese Tatsache vielleicht eine Art Erfüllung von Dr. Y.'s unbewußten »Fluch« durch mich selber dar?

Bis jetzt sind zweifellos keine zwingenden Gründe für eine solche Annahme erkennbar. Stellen wir uns aber vorläufig einmal vor, ein derartiger Zusammenhang könne bestanden haben, und untersuchen wir den unmittelbaren Hintergrund meiner Symptome ein wenig näher.

Das erste, was wir dabei entdecken, ist die Tatsache, daß hinter meinen Symptomen eine physische Komponente stand, die ihre Entwicklung zweifellos begünstigte, auch wenn sie dafür nicht als alleinverantwortlich gelten kann. Als ich um sechs Uhr früh mit den Schmerzen und der Schwellung erwachte, schossen mir gleichzeitig zwei Gedanken durch den Kopf. Zunächst die Erinnerung an den vorhergehenden Abend, an dem ich stundenlang im direk-

ten Luftzug der Klimaanlage gesessen hatte. Dadurch war die Entwicklung meiner Symptome eindeutig gefördert worden. Aber ich muß tatsächlich »gefördert« und nicht »verursacht« sagen, denn auch hier finden wir wieder lediglich den Weg, nicht aber die Antriebskraft. Und außerdem müßte man sicher fragen: Warum das Gesicht? Warum nicht Schulter, Hals, Auge, Ohr – oder überhaupt keine Symptome? Man könnte vermuten, daß die Zugluft sehr wahrscheinlich mit schuld war, jedoch nicht allein meinen »Mumps« ausgelöst haben kann, sie war also höchstens eine notwendige, mit Sicherheit aber keine ausreichende Ursache.

Das bringt mich nun zu dem zweiten Gedanken, der mir am Mumps-Tag beim Erwachen durch den Kopf ging: Ich erinnerte mich an den Traum, den ich gerade vorher gehabt hatte. Im Traum hatte sich *eine erotische Situation zwischen mir und einer jungen Dame entwickelt*, die ich schon zweimal zu hypnotisieren versuchte, das letzte Mal noch am Tag vor dem Traum. Um nun die möglichen Zusammenhänge dieses Traums mit meiner Symptombildung besser verstehen zu können, müssen wir ein paar Jahre zurückgreifen.

Die junge Dame, die ich hypnotisiert hatte – jetzt gerade neunzehn –, war meine Patientin – ich möchte sagen, meine erste Patientin – geworden, als sie sieben Jahre alt und ich Medizinalassistent an einem Krankenhaus war. Rita wurde mit Symptomen eingeliefert, die auf Tuberkulose oder Gelenkrheumatismus schließen ließen; ich hatte allerdings den Eindruck, daß ihre Leiden weitgehend psychogener Natur waren. Daher übernahm ich es, mehrmals wöchentlich nach meinen Dienststunden in der Klinik mit ihr zu arbeiten, bis ich nach sechs Monaten das Krankenhaus verließ, um an der Universitätsklinik, an der ich jetzt lehre, als Psychiater tätig zu werden. Rita begleitete mich in die neue Klinik und blieb dort ein Jahr als psychiatrische Patientin. Anschließend wurde sie für mehrere Jahre in ein Sanatorium auf dem Lande geschickt. Während ihres Aufenthalts dort und bis zum Tode ihres Vaters, der einige Wochen vor den hier beschriebenen Ereignissen gestorben war, sah ich Rita nur selten. Als sie mich unmittelbar nach dem Tod ihres Vaters aufsuchte, hatte ich das Gefühl, daß ihre Symptome auf eine mögliche Komplikation ihrer Übertragungsbeziehung zu mir hindeuteten, die sich wäh-

rend ihrer anfänglichen Behandlung im Alter von sieben Jahren entwickelt und die ich damals leider nicht richtig gehandhabt hatte. Ich beschloß, sie unter Hypnose in jene Zeit zurückzuführen und die Situation zu klären.

Inzwischen war Rita jedoch zu einer schönen jungen Frau herangewachsen, deren Hilflosigkeit und vor allem Eifer, mit dem sie sich meiner Behandlung unterwarf, es mir schwer machten, mein mehr als väterliches Interesse an ihr zu unterdrücken. Und genau das enthüllte mein Traum, aus dem ich mit einer unbestimmten Angst, mit Schmerzen und Schwellungen im Gesicht erwachte.

Eine kurze Überlegung führt uns jedoch zu der Feststellung, daß dieser so unverhüllt erotische Traum von Rita keineswegs der einzige angstausslösende Faktor sein konnte, der hinter meiner gespannten Wachheit und meinem Unvermögen, zu dieser unchristlichen Zeit wieder einzuschlafen, steckte. Da mußte noch etwas anderes sein, etwas, was mir im Wachzustand noch weniger akzeptabel erschien als der Gedanke an eine Verführung Ritas, etwas, was diese überaus eindeutige Handlung im Traum verbergen sollte. Aufgrund eines gewissen verräterischen Anhaltspunktes in meinem Traum – ein ganz bestimmtes Detail ihres Körperbaus – blieb mir der verdrängte Wunsch im Hinblick auf jemanden, den Rita in diesem Traum repräsentierte, nicht lange verborgen: Es war im Grunde ein inzestuöser, auf meine Tochter gerichteter Wunsch, deren Platz Rita aus verschiedenen Gründen durchaus übernehmen konnte. So war sie zum Beispiel in gewissem Sinne tatsächlich meine Tochter, war sie noch immer das siebenjährige Kind, meine erste Patientin.

Jetzt sehen wir, daß – von allem anderen einmal abgesehen – die Entwicklung meines »Mumps« mühelos mit meinen schuldhaften latenten Traumgedanken in Zusammenhang gebracht werden kann. Dieses Symptom, in Begriffen der konventionellen Psychosomatik ausgedrückt, kann betrachtet werden, als repräsentiere es die folgenden unbewußten Schlüsse: »Wenn ich meinen sexuellen Wünschen im Zusammenhang mit Kindern, und überdies meinem eigenen Kind, nachgebe, muß ich bestraft werden. Ich werde mit einer Kinderkrankheit bestraft, und zwar mit einer, die ein Genitalleiden nach sich zieht.« Das steht, wie zu er-



kennen ist, in Übereinstimmung mit dem für unser magisches Unbewußtes so charakteristischen Prinzip der Vergeltung.

Betrachtet man nun die Entwicklung meines »Mumps« isoliert, also nicht im Zusammenhang mit der möglichen Rolle der von Dr. Y. begangenen Fehlleistung und dem dahinter vermuteten Wunsch, so erkennen wir gewisse Determinanten, die man als beinahe unabhängige Kraft interpretieren kann, von der die in Frage stehenden Symptome ausgelöst wurden. In der Zugluft und meinem schuldhaften erotischen Wunsch *gemeinsam* können wir einen Kausalfaktor sehen, der für seinen speziellen Zweck durchaus stark genug ist. Jede Determinante *einzelne* hätte vielleicht zu einer Reihe anderer Symptome geführt statt ausgerechnet zu Schmerzen und Schwellungen im Gesicht, die auf Mumps schließen ließen. Gemeinsam scheinen sie sich jedoch in dem einen (vielleicht aber nicht einzig möglichen) verdichteten Träger beider Entwicklungslinien getroffen zu haben, und wir könnten meinen, das Problem sei gelöst und die Suche nach weiteren Wurzeln überflüssig. Weitere Wurzeln drängen sich jedoch beinahe von selbst auf, und deshalb tun wir gut daran, auch diese nicht unerforscht zu lassen.

Ich habe Rita als meine erste Patientin bezeichnet, aber das stimmt nicht ganz. Sie war meine erste *psychiatrische* Patientin, da ich aber später Psychiater wurde, betrachte ich sie gerne als meine erste Patientin überhaupt. An meine wirklich erste Patientin nach meiner Approbation als Arzt erinnere ich mich jedoch auch noch ziemlich genau. Es handelte sich um eine Frau, die an dem Tag meiner Assistentenzeit in die Gynäkologie des Krankenhauses eingeliefert wurde, an dem ich auch Rita kennenlernte. Die Frau kam mit einem drohenden Abort, und ich mußte die Routinebehandlung durchführen. Im Verlauf der Untersuchung entdeckte ich eine leichte Schwellung ihrer einen Gesichtshälfte und diagnostizierte als Ursache ihrer bevorstehenden Fehlgeburt sofort Mumps, eine Diagnose, die sich als richtig erwies. Ich war natürlich ziemlich stolz auf meine kühne Diagnose und prophezeite mir eine große Karriere. Daher ist der Grund dafür, daß ich diese angenehme Erinnerung mit der Entwicklung meines gegenwärtigen Symptoms in Verbindung bringe, und der Grund, warum ich glaube, daß sie in dieser Entwicklung eine überdeterminie-

rende Rolle gespielt hat, ohne weiteres einsichtig. Rita war meine erste psychiatrische Patientin, die Patientin, mit der ich begeistert und voller Ideale den ersten Schritt auf meinem Berufsweg getaner hatte, und nun, nach so vielen Jahren, taucht sie auf einmal wieder auf. Nicht nur erinnert sie mich daran, daß ich ihre Behandlung damals mit weit mehr Begeisterung als Können und Wissen verpfuscht habe, sondern sie führt mir außerdem vor Augen, daß ich noch immer jene überlegene Gelassenheit vermissen lasse, die ein Arzt mit meinen Ambitionen besitzen sollte, und ich fühle mich deswegen gleichfalls schuldig. Vor all diesen schuldhaften Impulsen, für die ich mich selbst bestrafe, muß ich mich natürlich »retten«, und so entwickle ich ein Symptom, das wenigstens einen verborgenen Tröstungswert besitzt: Es erinnert mich an meine andere »erste« Patientin und meinen damaligen großen Augenblick, so daß ich mir unbewußt sagen kann: »Du magst ja ein Lump und ein miserabler Therapeut sein, Tatsache aber bleibt, daß du ein großartiger Diagnostiker bist.«

Wir erkennen nunmehr drei sich überschneidende Determinanten für die Entstehung meines »Mumps«: Die Zugluft, die Notwendigkeit meiner Bestrafung (die möglicherweise dazu geführt hat, daß ich mich in den Luftzug setzte) und den narzißtischen Balsam, der verhütet, daß die prekäre Situation zur Katastrophe wird. Und alle drei sind als absolut unabhängig von der unbewußt determinierten Fehlleistung Dr. Y.'s zu betrachten. Trifft das aber wirklich zu? Müssen wir annehmen, daß die Entsprechung zwischen Dr. Y.'s Fehlleistung und meinen Symptomen nichts anderes sei als das zufällige Zusammentreffen unabhängiger Determinationslinien? Eine Alternative zu dieser Hypothese ist die Auffassung, daß zu den drei eben erwähnten Determinanten für meine Symptome noch eine vierte kommt: Es besteht die Möglichkeit einer psi-gesteuerten masochistischen Erfüllung des unbewußten Wunsches hinter Dr. Y.'s Fehlleistung durch mich, wobei lediglich diese *Fehlleistung* zum Zeitpunkt ihres Auftretens als völlig unabhängiges Ereignis betrachtet wird. Diese Auffassung der Dynamik hinter der Entstehung meiner Symptome hat, wie ich glaube, mehr für sich, da sich die vier Motivationen so gesehen gut zusammenfügen und als Grund für den »Mumps« als das von mir gewählte Symptom wirklich ausreichend erschei-

nen. Nun muß jedoch bewiesen werden, daß auch die Fehlleistung des nichtsahnenden Dr. Y. womöglich psi-bedingt war.

In diesem Zusammenhang erscheinen mir zwei weitere Details von Bedeutung. Das eine ist der Name jener Patientin, deretwegen mich der eifersüchtige Dr. Y. möglicherweise außer Gefecht setzen will – Rita. Und erst jetzt wird mir auf einmal klar, daß hinter – oder vielmehr verschmolzen mit – der Figur der jungen Rita, meiner Traumverführerin, nicht nur meine Tochter, sondern auch die ältere Rita, meine Patientin, steht; und seltsamerweise besitzen alle drei dasselbe bestimmte Merkmal des Körperbaus. So ist es nur allzu wahr, daß es mir schwerfällt, das erotische Interesse an meiner älteren Patientin Rita zu unterdrücken, da mich bestimmte körperliche und persönliche Charakteristika durchaus bewußt an meine verstorbene Mutter erinnern. Am Tag vor dem Traum (und dem »Mumps«) müssen meine Schwierigkeiten mit der älteren Rita sogar besonders akut gewesen sein, da aus meinen Unterlagen hervorgeht, daß ich ihr gegenüber aus irgendeinem Grund den außerehelichen Geschlechtsverkehr verteidigt habe – eindeutig eine Rationalisierung und Verlagerung meines sexuellen Interesses an ihr. Auf diese Weise verdichten sich alle Personen, die für mich sexuell tabu sind, zu einer einzigen, der Traumfigur der jungen Rita: meine Mutter, meine Tochter und meine Patientin.

Es scheint also doch ein direkter Zusammenhang zwischen Dr. Y.'s Fehlleistung und meinem Traum zu bestehen: die sehr attraktive Patientin, deren liebevolle Anhänglichkeit den eifersüchtigen Dr. Y. ärgert. Und wie wir sehen, gibt es für Dr. Y.'s Eifersucht tatsächlich eine gewisse Grundlage. Denn sowohl der älteren als auch der jüngeren Rita gegenüber bin ich nicht so objektiv, wie es ein Therapeut – der klassischen psychoanalytischen Lehre nach jedenfalls – sein sollte.

Das letzte Faktum, das ich vorbringen kann, ist, daß nicht nur ich an jenem Morgen mit mumpsähnlichen Schmerzen und Schwellungen der linken Gesichtshälfte aufwachte, sondern auch der Ehemann der älteren Rita. Ein Unterschied bestand zwischen unseren Symptomen allerdings doch: Die meinen waren bis zum Mittag desselben Tages verschwunden (gleichzeitig mit der wachsenden Einsicht in den psychologischen und parapsychologischen

Hintergrund meiner Symptome), während sich die seinen zu einem echten Mumps entwickelten, der nach wenigen Tagen zu einer gefährlichen Hodenentzündung führte.

Diese Tatsache nun fügt meinen Symptomen und vielleicht auch Dr. Y.'s Fehlleistung eine weitere mögliche Determinante hinzu. Beschäftigen wir uns zuerst mit der letzteren, so können wir annehmen, daß die Entstehung von Dr. Y.'s Fehlleistung durch einen Psi-Prozeß gefördert wurde, den wir aus Mangel an besseren Bezeichnungen »Somato-Hellsehen« nennen wollen. Da die Inkubationszeit von Mumps im Durchschnitt achtzehn Tage, mindestens aber acht Tage beträgt, können wir annehmen, daß Dr. Y. die Kenntnis von dem Mumps bei Ritas Ehemann zum Zeitpunkt seiner Fehlleistung möglicherweise mittels Psi zugänglich war. In diesem Fall könnte seine unbewußte Phantasie folgendermaßen ausgesehen haben: »Wenn nur Jule statt Drew den Mumps bekäme wie mein anderer Rivale, Ritas Ehemann! Wenn die beiden ausgeschaltet wären, hätte ich endlich freie Bahn.« In meinem Fall wäre es vorstellbar, daß eine psi-bedingte »somato-hellseherische« Identifikation mit Ritas Ehemann als Tüpfelchen auf dem i zu den anderen vier Determinanten hinzukam, als würde meine unbewußte Phantasie etwa mit folgender Mahnung gekrönt: »Paß auf, daß du nicht in diese Situation gerätst; sonst wirst du kastriert wie Ritas unglückseliger Ehemann und wie alle kleinen Jungen, die hinsichtlich ihrer Mutter sexuelle Wünsche hegen.«

Betrachten wir nun die verschiedenen Punkte dieses Falles, soweit wir sie zusammentragen konnten, so stehen wir vor einer überraschend großen Zahl von Alternativhypothesen:

1. Weder Dr. Y.'s Fehlleistung noch meine Symptome hatten etwas mit Psi-Prozessen zu tun. Beides konnte sich auf der Ebene der Psychodynamik abspielen (oder sogar auch ohne diese konventionellen hypothetischen Faktoren).
2. Meine Symptome hatten sich zwar auf Psi-Basis entwickelt, aber unabhängig von Y.'s Fehlleistung, zu der es auch ohne Psi gekommen sein kann.
3. Meine Symptome entstanden auf Psi-Basis durch unbewußte Wahrnehmung von Y.'s Fehlleistung als eine ihrer Determinanten.

4. Sowohl meine Symptome als auch Y.'s Fehlleistung entstand auf Psi-Basis, wobei Y.'s Fehlleistung eine psi-bedingte Determinante für meine Symptome war.

5. Meine Symptome hatten sich ohne Mitwirkung von Psi und unabhängig von Y.'s Fehlleistung entwickelt, die jedoch selbst wiederum durch Psi gefördert worden sein konnte.

6. Sowohl meine Symptome als auch Dr. Y.'s Fehlleistung entstanden auf Psi-Basis, allerdings unabhängig voneinander.

Einige der erwähnten Hypothesen – zum Beispiel die erste – können, wie ich meine, sofort als ein Rückfall in ein primitives und chaotisches Zufallsdenken von der Hand gewiesen werden, das bei dem Vorhandensein einer absolut legitimen Erklärungshypothese eine Karikatur wissenschaftlicher Logik bedeuten würde.

Die Minimal-Hypothese, die ich im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Ereignissen für gerechtfertigt halte, ist die, daß sowohl Dr. Y.'s Fehlleistung als auch meine Symptome neben anderen Faktoren aufgrund von Psi-Prozessen als Determinanten entstanden waren, die nicht nur zur Entwicklung beider Vorgänge beitrugen, sondern sie auch miteinander verbanden. Nach dieser Hypothese wurde Dr. Y.'s Fehlleistung durch seine unbewußte »somato-hellseherische« Wahrnehmung der Entwicklung von Mumps bei Ritas Ehemann gefördert, so daß er mir das gleiche wünschte. Die Entwicklung meiner Symptome stützte sich nicht nur auf meine psi-bedingte (oder vielleicht aus »somato-hellseherische«) Wahrnehmung der Tatsache, daß Ritas Ehemann Mumps hatte, sondern außerdem auf Dr. Y.'s unbewußte Fehlleistung und den dahinterstehenden Wunsch, die beide zu jenem Zeitpunkt mit meinem Bedürfnis nach Strafe zusammenfielen. Alle anderen Hypothesen stellen meines Erachtens eine beträchtliche Verschwendung vernünftiger dynamischer Möglichkeiten dar und verraten eine nicht zu rechtfertigende Vorliebe für einen eher geringeren als stärkeren Determinismus, für theoretische Kompliziertheit statt für Einfachheit.

Die Maximal-Hypothese, die in meinen Augen eine gewisse Berechtigung besitzt, schließt das Wirken eines präkognitiven Faktors ein, doch möchte ich auf das umstrittene Thema »Präkognition« hier nicht näher eingehen.

Leider sind nur wenige Vorfälle, die überhaupt für die Kategorie der Para-Psychopathologie des Alltagslebens in Frage kommen, so eindeutig, daß sie eine endgültige Entscheidung zugunsten der Psi-Hypothese rechtfertigen, selbst wenn man gewillt ist, sie voll und ganz gelten zu lassen. Tatsächlich bieten die meisten Fälle innerhalb dieses Bereiches von Mutmaßungen so viele Zweifelhaftheiten und mehrdeutige Punkte, daß viele lieber unsichere psychoanalytische Vorteile opfern als bei der Anwendung der Psi-Hypothese ertappt werden wollen. Entschieden man sich jedoch für den Versuch, soviel wie möglich aus den latent vorhandenen psychoanalytischen Möglichkeiten herauszuholen, läuft die Entscheidung häufig darauf hinaus: Psi-Hypothese oder gar nichts. So ist es auch im folgenden Fall, den ich aus Gründen hier anführen will, die sofort klar werden, wenn er sich Schritt für Schritt entwickelt und man sieht, daß es hier kein bequemes, vages »Zwischendrin« gibt.

Eine unverheiratete Krankenschwester in den Vierzigern wünschte analytische Behandlung wegen ihrer Minderwertigkeitskomplexe und ihrer Unfähigkeit, mit anderen Menschen auszukommen. Sie charakterisierte sich selbst als eine böartige, unangenehme Person, eine »ewige Meckerliese«, die ständig an allen und allem etwas auszusetzen habe. Beim Erstinterview bekannte sie, daß es für sie sehr unangenehm, ja, demütigend sei, mich um Hilfe zu bitten. Tränen der Wut rannen ihr über die Wangen, während sie widerwillig ihre Beschwerden aufzählte. Sie erklärte sich bereit, am folgenden Tag, bevor sie für ein verlängertes Wochenende verreisen wollte, zur ersten Analysestunde zu kommen.

Am nächsten Tag berichtete die Patientin von ihrer Kindheit, an der hier lediglich das Einsetzen einer Enuresis (Bettnässen) zwischen dem fünften und siebenten Lebensjahr erwähnenswert ist. Sie schien sich an diesen Lebensabschnitt nur schlecht zu erinnern und konnte nur sehr wenig über die Begleitumstände der Entstehung dieses Symptoms aussagen. Das einzige, woran sie sich noch erinnerte, waren die Prügel, ein regelrechtes Familienritual, die sie an einem Geburtstag irgendwann in diesem Alter be-

zog. Ihr Vater, der zu jener Zeit krank war und auch bald darauf starb, war zu schwach, um hinter ihr herzulaufen und ihr die sechs bis sieben Hiebe zu verabreichen, die sie normalerweise bekam; deswegen mußte die Kleine zum Vater ins Krankenzimmer gehen und sich der Tracht Prügel freiwillig stellen. Die Erinnerung an dieses Ereignis rief bei der Patientin abermals Tränen der Wut hervor, sie konnte sich dieses plötzliche Zornesgefühl jedoch überhaupt nicht erklären.

Die Patientin wollte nach der Sitzung von meiner Praxis aus direkt aufs Land fahren. Als sie sich verabschiedete, gestand sie, während der letzten paar Minuten von einer ziemlich lästigen, aber hartnäckigen Vorstellung geplagt worden zu sein, die sie einfach nicht mehr loswürde. Sie bildete sich ein, den Gashahn in ihrer Küche nicht geschlossen zu haben, war aber gleichzeitig fest davon überzeugt, daß das nicht der Fall sein konnte, und dachte deswegen gar nicht daran, in ihre Wohnung zurückzukehren, um sich zu vergewissern. Um so sonderbarer, fand sie, daß sich dieser völlig unerklärliche Gedanke eingeschlichen hatte, zumal sie sich sonst noch nie Sorgen dieser Art gemacht habe.

In der ersten Stunde nach ihrer Rückkehr berichtete die Patientin, sie habe bei ihrer Ankunft zu Hause in der Küche ihrer Parterrewohnung eine regelrechte Überschwemmung vorgefunden. Die Putzfrau, die tags zuvor dort gewesen war, hatte über einem fest zugestöpselten Abfluß einen Wasserhahn tropfen lassen, so daß das Becken bald überfloß. Seltsamerweise hatte die Patientin keine Wut auf die Putzfrau bekommen, sondern lediglich eine panische Angst, der Hausbesitzer könne Spuren des »Malheurs«, wie sie den Zwischenfall mehrmals bezeichnete, entdecken, bevor sie Zeit gehabt hätte, das Wasser aufzuwischen. Überdies schießen ihre Schuldgefühle in keinerlei vernünftigem Verhältnis zu der Schwere des Schadens zu stehen. Während sie das »Malheur« aufwischte, formulierte sie in Gedanken Briefe an die Putzfrau, die sie nur selten sah, in denen sie die Frau taktvoll bat, »in Zukunft vorsichtiger zu sein«.

Bei dem Bericht über dieses Ereignis erwähnte die Patientin kein einziges Mal jene Vorahnung der Gefahr, die sie so unerklärlicherweise gequält hatte, als sie meine Praxis verließ, um für das Wochenende aufs Land zu fahren; sie hatte ihr damaliges

Unbehagen anscheinend vollkommen vergessen. Dagegen erzählte sie, während des Wochenendes in irgendeinem Zusammenhang von der Putzfrau geträumt zu haben – vielleicht, wie sie glaubte, weil die Frau ihrem Terminplan entsprechend am Tag des Traumes in ihrer Wohnung gewesen und offenbar »unterbewußt in meinen Gedanken herumgespukt haben« mußte. Warum die Putzfrau ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt in ihren Gedanken herumgespukt haben sollte, konnte sie mir nicht sagen, gab aber zu, noch nie zuvor von der Frau geträumt zu haben.

Weitere Träume, die die Patientin während des Wochenendes gehabt hatte, und die sie mir nun erzählte, begannen ein erstes Licht auf die Situation zu werfen. Der erste und zweite Traum war in derselben Nacht aufgetreten wie der Traum von der Putzfrau; der dritte in der folgenden Nacht, der Nacht vor ihrer nächsten Sitzung bei mir.

1. Ich wanderte durch die Flure eines Hauses, das um einen Innenhof herumgebaut zu sein schien. Der Innenhof war aus irgendeinem Grund in einen Schrein oder Gebetsplatz verwandelt worden.
2. Ich befand mich in einem dunklen Garten, der auf drei Seiten von einem U-förmigen Gebäude umgeben war. Es war nichts als Unkraut auf dem Rasen, trotzdem begoß ich ihn eifrig aus einer Gießkanne.
3. Ich befand mich in einem Haus, das gerade umgebaut wurde. Überall war der Fußboden herausgerissen worden.

Diese Träume, die ersten während der Analyse der Patientin, gaben einen deutlichen Hinweis auf den eigentlichen Grund, warum sich die Patientin über sich selbst und ihr verpfushtes Leben beklagte. In ihrem ersten Traum ist der zentral gelegene Innenhof (ihre Vagina) ein Gebetsplatz. Und das Gebet von Frauen dieser Charakterstruktur gilt immer wieder dem gleichen Wunsch: auf wunderbare Weise zu dem ihnen fehlenden männlichen Glied zu kommen. Der zweite Traum behandelt dasselbe Thema: den Wunsch, auf dem unfruchtbaren, unansehnlichen »Rasen« etwas wachsen zu lassen; außerdem liefert er einen definitiven Hinweis auf die Bedeutung des früheren Bettnässens der Patientin. Der

dritte Traum teilt uns mit, was die Patientin unbewußt von ihrer Analyse erwartet: die Umgestaltung ihres Unterleibs. Ihre Assoziationen im Zusammenhang mit diesem Traum führen zu einem Haus mit einem auffallend vorspringenden Vordach und einer Klingel, an der man zieht, statt zu drücken; in so einem Haus wohnte Roberta, eine ehemalige Freundin, die, ihrem Namen entsprechend, ein Jungensfahrrad fuhr. Die drei Träume zusammen deuten unverwechselbar auf die Quelle des Grolls hin, den die Patientin darüber verspürte, daß sie zum Zeitpunkt des Einsetzens ihrer Enurese dem sterbenden Vater freiwillig ihr Hinterteil bieten und nun im Zusammenhang mit ihrer Behandlung bei mir sozusagen das gleiche tun mußte.

Nun scheint es in diesem Fall eine offensichtliche Schwierigkeit zu geben, und zwar unabhängig von der Frage, ob der Rest der Informationen die Anwendung der Psi-Hypothese insofern rechtfertigt, als wir dann annehmen können, daß die Putzfrau, genau wie Freuds Kutscher, eine von einer anderen Person ausgelöste Fehlleistung ausgeführt hat. Wenn wir die hartnäckige »Vorahnung« der Patientin mit einbeziehen wollen, was natürlich von Anfang an unsere Absicht war, verwirrt uns jedoch das Fehlen einer genauen Entsprechung zwischen dieser Vorahnung und dem tatsächlichen Geschehen. Lassen wir das jedoch für den Augenblick außer acht und behandeln wir die Ereignisse, als hätte die Vorahnung der Patientin keinerlei Einfluß auf den Fall, als hätte sie gar nicht stattgefunden. Die übrigen Vorgänge erregen unsere Aufmerksamkeit auch ohnedies.

Alles, was ein Patient in seiner ersten Analysestunde tut und sagt, unter anderem natürlich seine Fehlleistungen, Versprecher, zufälligen Bewegungen usw., verrät seine tief verwurzelten Komplexe sowie seine charakteristischen Abwehrgewohnheiten weit offener als sein Verhalten in den späteren Sitzungen. Hätte mir die Patientin nun erzählt, sie selber habe das »Malheur« verschuldet, wären wir wohl kaum überrascht gewesen. In ihrer dritten Sitzung erinnerte sie sich, daß ihre Enurese einsetzte, nachdem sie einen Exhibitionisten hatte urinieren sehen, und sie berichtete mir dann, ein Grund für ihren Wunsch nach analytischer Behandlung sei auch ihre Phantasie gewesen, sie könne urinieren wie ein Mann, eine Phantasie, die zum erstenmal aufgetaucht

war, kurz bevor sie zu mir kam. In Anbetracht der ersten Träume der Patientin während der Analyse und wegen ihrer so auffallend reichlich fließenden Tränen während des Erstinterviews und auch anschließend, würden wir daher vermuten, daß ein solches »Malheur«, wäre es von der Patientin selbst herbeigeführt worden, unbewußt von den phallischen Phantasien determiniert sei, mit denen sie – vielleicht als Kompensation für ihr zunehmendes Versagen auf anderen Gebieten – zu jenem Zeitpunkt zu kämpfen hatte.\* Daher müßte man es als Ausagieren schuldbewußter Impulse betrachten, die in der Analyse offen auszudrücken sie unbewußt fürchtete, als ihren ersten starken Widerstand also. (Ich erinnere mich an eine junge Frau mit einer Vorgeschichte von Enurese, ebenfalls eine pathologische »Weinerin«, der es gelang, kurz vor ihrer ersten Sitzung bei mir ein Tintenfaß umzuwerfen.) Wieviel erfolgreicher ist ein Manöver aber doch, wenn es der Patientin gelingt, jemand anders an ihrer Stelle das »Malheur« begehen zu lassen! Dann wäre ihre Verteidigung: »Ich war es ja gar nicht, es war doch die (oder der) Soundso«, unwiderlegbar.

Kehren wir nun zu der Vorstellung der Patientin zurück, den Gashahn offengelassen zu haben, so müssen wir wenigstens zugeben, daß eine Entsprechung zwischen dieser Vorstellung und dem »Malheur«, das später geschah, nicht gänzlich fehlt. Im Gegenteil, es besteht tatsächlich eine kategoriale Entsprechung zwischen den beiden Vorgängen, und zwar sowohl vom äußeren Ablauf her als auch auf symbolischer Ebene. Auf der letzteren können beide Vorgänge in Zusammenhang mit Impulsen und Phantasien stehen, die mit dem »Hinterteil« der Patientin zu tun haben. Auf dieser Ebene bietet sich darüber hinaus auch noch ein krankengeschichtlicher Zusammenhang an, und zwar aufgrund der Tatsache, daß das Einsetzen der Kindheits-Enurese der Patientin sowohl mit dem Anblick des urinierenden Mannes als auch mit dem Geburtstag zusammenfiel, an dem sie dem sterbenden Vater ihr Hinterteil darboten mußte. Jetzt, in der Analyse, muß sie mir ihr Hinterteil präsentieren und wieder einmal ihre

\* Greenacre beschreibt Frauen mit einer Vorgeschichte von Kindheits-Enurese, die »als Ersatz für männliches Urinieren« oder »aus Zorn und teilweiser Resignation darüber, daß sie das männliche Urinieren nicht kopieren können«, weinen.<sup>184</sup>

Penislosigkeit sowie ihre anale Aggression offenlegen, als die ihre Phantasie über den offengelassenen Gashahn ohnehin ausgelegt werden kann – das heißt, auch dann, wenn anschließend nichts mehr geschehen wäre, was eine Anwendung der Psi-Hypothese gerechtfertigt hätte.

Leider war es mir zur Zeit jener Vorgänge nicht möglich, von der Patientin weitere Informationen zu erhalten, die der dargelegten Hypothese ein solideres Fundament gegeben hätten. Mehrere Monate lang beschäftigte sich das Material der Patientin mit dem Aspekt des Penisneides als Teil ihrer Schwierigkeiten, aber nichts von dem, was sie produzierte, schien die Hypothese hinsichtlich ihrer verborgenen analen Problematik zu rechtfertigen. Schließlich, nach ungefähr sechs Monaten, begannen die Träume der Patientin, anales Material zu beinhalten, sie selbst jedoch gab sich die größte Mühe, dieses Thema während der Analysestunden zu vermeiden. In ihren Träumen während dieser Phase ging sie über morastige Straßen, blieb im Schlamm stecken, bekam schmutzige Füße, befand sich in Gesellschaft schwarzer Menschen und ähnliches. In der Analyse brachte sie, vom bloßen Berichten ihrer Träume abgesehen, äußerst wenig und stellte nur fest, daß sie unter starker Verstopfung leide. Zur selben Zeit begann sie, ihre Wohnung frisch zu streichen. Schließlich erzählte sie auch keine Träume mehr und war ungefähr zehn Tage lang unzugänglicher als je zuvor. In der Mitte dieser Phase ereignete sich jedoch eine bezeichnende Episode. Eine Freundin brachte zu einem Besuch bei der Patientin ihre dreijährige Tochter mit. Während dieses Besuchs mußte die Patientin die Toilette aufsuchen. Das Kind folgte ihr ins Badezimmer und wollte unbedingt bei ihr bleiben, das »Hinterteil« der Patientin sehen und prüfen, ob es womöglich schmutzig sei; dabei hielt es einen Waschlappen in der Hand, um den eventuell vorhandenen Schmutz abzuwaschen. Die Patientin wurde ganz verlegen und verwirrt und lehnte kategorisch jeden Wunsch des Kindes in dieser Hinsicht ab. In der auf diese Episode folgenden Sitzung gestand sie mir schuldbewußt, sie fürchte, das Kind durch das Verbot, seine Neugier zu befriedigen, frustriert zu haben. Dieses Gefühl beruhte aber keineswegs auf Erkenntnissen, die sie während ihrer Krankenschwesternzeit gewonnen hatte, es drückte vielmehr ihren eigenen verdrängten Wunsch aus, das

Kind möge tun, wonach es verlangte, als agierten sie und das Kind gemeinsam ein verschüttetes Fragment ihrer Vergangenheit aus, dem sie sich in der Analyse selbst nicht zu stellen vermochte.

Soweit die analen Aspekte dieses Falles. Ich berichte diesen Vorgang nicht, weil ich der Meinung bin, daß er mit den Punkten, die wir am Ende der vorangegangenen Episode offengelassen haben, in direktem Zusammenhang steht, sondern lediglich, um zu zeigen, daß unsere Vermutung hinsichtlich der Bedeutung der »Gashahn«-Phantasie von den späteren Ereignissen gestützt wird, und außerdem, um darauf hinzuweisen, daß die Patientin, ob nun durch Psi oder nicht, eine eindeutige Neigung an den Tag legte, andere zur Ausführung ihrer eigenen, unakzeptierten Impulse zu veranlassen. Bei diesem Vorfall brauchen wir, um in dem Geschehenen ein stellvertretendes Ausagieren seitens der Patientin zu sehen, die Psi-Hypothese natürlich nicht zu bemühen, denn es ist durchaus vorstellbar, daß es der Patientin gelang, dem Kind auf eine völlig »normale« Art und Weise mitzuteilen, welche Rolle es übernehmen sollte; und außerdem müssen wir annehmen, daß es für die Bereitwilligkeit des Kindes stichhaltige Gründe gab. Wiederum ist hier jedoch die Hauptsache, daß wir das Geschehene als Teil eines mit analen Konflikten verbundenen Komplexes sehen, innerhalb dessen es der Patientin irgendwie gelingt, ihrem Wunsch auf dem Umweg über eine andere Person Ausdruck zu verleihen. Bei den folgenden Vorgängen dagegen bleibt uns kaum eine andere Wahl: Hier spielt entweder die Psi-Hypothese eine Rolle oder gar nichts.

Im zehnten Monat ihrer Analyse begann die Patientin, in ihren Träumen und Assoziationen ihre stark feindseligen Gefühle schwangeren Frauen sowie ungeborenen und neugeborenen Kindern gegenüber zu äußern. Sie behauptete, bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahr nie eine schwangere Frau gesehen oder auch nur gewußt zu haben, was eine Schwangerschaft überhaupt ist, trotz der Tatsache, daß ihre Schwester geboren wurde, als sie vier Jahre alt war. Irgendwann jedoch zwischen dem Alter von neun und dreizehn hatte sie, wenn sie im Klassenzimmer saß, die Phantasie, ihre Mitschüler einen nach dem anderen zu enthaupten, aus irgendeinem Grund vor allem jene mit stark ausgeprägtem Hinterkopf. Sie zeigte sogar, obwohl sie nicht begriff, warum, allen

Ausbuchtungen und Anschwellungen gegenüber heftige Zerstörungstendenzen. Sie haßte dicke Frauen, dick gepolsterte Möbel, überhaupt alles mit schwellenden Umrissen. Ihre Schwester starb, als sie acht Jahre alt war, aber sie kann sich an keinerlei Gefühle anlässlich dieses Ereignisses erinnern.

Während der Zeit, als diese Dinge in der Analyse zutage kamen, berichtete die Patientin von einer Reihe von Träumen mit heftigen Aggressionen gegen Kinder im Mutterleib. Ihre Phantasien, produziert zwischen Phasen schwerer Blockierung und starker Ängste, wurden schließlich so blutig, daß sie ans Makabre grenzten. Zur selben Zeit stürzte sie sich auf alle Zeitungsartikel, die von der gewaltsamen Zerstörung menschlichen Lebens berichteten. Verschiedentlich sprach sie auch von ihrer Arbeit im Krankenhaus und ließ sich dabei vor allem über die Komplikationen bei Geburten sowie über alles mögliche aus, was dabei schiefgehen konnte. Sie las Artikel über Schwangerschaft und Geburt, die sie dann eingehend erörterte.

Auf dem Höhepunkt dieser Phase, nachdem sie aufgehört hatte, Träume zu erzählen, und in den Sitzungen wieder stark blockiert war, ereignete sich in dem Krankenhaus, in dem sie arbeitete, ein Zwischenfall, über den sie zunächst nur so beiläufig sprach, als könne er mit dem Thema, über das sie seit Tagen redete und phantasierte, überhaupt nichts zu tun haben. Ein Assistenzarzt, der eine Frau auf die Geburt vorbereitete, hatte dieser versehentlich statt Novokain Salergan gespritzt, und die Frau war daraufhin gestorben. Später verwechselte die Patientin den Assistenzarzt, der diesen tragischen Irrtum begangen hatte, ständig und schrieb den Unfall statt dessen, wiederum wie in unbewußtem Eingeständnis einer verborgenen destruktiven Aggression, dem äußerlich unsympathischsten der Assistenzärzte des Hauses zu.

Genau wie bei allen anderen bisher präsentierten Fällen können wir die Psi-Hypothese auch hier lediglich als eine von mehreren konkurrierenden Hypothesen betrachten und anwenden. Es besteht jedoch kein Grund, nicht wenigstens das zu tun. Es gibt bei diesen Vorgängen nichts, was der Psi-Hypothese einen außergewöhnlicheren Aspekt verleihen würde als in den Fällen, da wir sie bei den unschuldig wirkenden Träumen oder Assoziationen

mit Querverbindungen anwandten, wo sie, wie wir ja sahen, denselben Wert besaß wie jede andere Versuchshypothese. Diese Daten enthalten außerdem nichts an Schlußfolgerungen, was über das in früheren Kapiteln Diskutierte hinausgeht. Dennoch – gerade wenn zwei und zwei deutlich vier ergeben würden, weigern wir uns, den letzten notwendigen Schritt zu tun. Und darin liegt, wie ich argwöhne, der innerste Kern des starken Widerstandes gegen die Psi-Hypothese, dem wir von Anfang an begegnet sind, also lange bevor sich die Dinge bis zu dem Punkt entwickelten, an dem wir uns nunmehr befinden.\*

...  
\* Siehe dazu *The World of Ted Serios*, Kap. 14.<sup>101</sup>

Wir sind nun soweit, Bilanz zu ziehen. In den vorangegangenen Kapiteln wurde das Material so präsentiert, als stünde nicht nur die Berechtigung der Anwendung der Psi-Hypothese außer Frage, sondern zum großen Teil auch, als wäre diese Hypothese in jedem Falle bei weitem die beste. Auf diese Weise konnten wir uns in Richtungen vortasten, die sonst vielleicht unerforscht geblieben wären; und angesichts des vorliegenden Materials besteht wohl kaum ein Zweifel an der Berechtigung dieses exploratorischen Vorgehens. Und wenn ich jetzt, im nachhinein, keineswegs bereit bin, jede Anwendung der Psi-Hypothese mit derselben unerschütterlichen Überzeugung zu verteidigen, so hoffe ich doch, daß meine Behandlung der Vorfälle einigen Lesern hinsichtlich der therapeutischen Nützlichkeit der Psi-Hypothese ein positiveres Gefühl vermittelt hat.

Nun erhebt sich die Frage, wie brauchbar meine Erfahrungen für andere sind und bis zu welchem Grad von mir gewonnene Erkenntnisse auch allgemein als Wegweiser dienen können. Diese Frage ist keineswegs leicht zu beantworten, obwohl sie nicht im subtil erkenntnistheoretischen, philosophischen Sinn gemeint ist. Einer der unveränderlichsten Faktoren auf dem gesamten Gebiet der Psi-Phänomene, sowohl der experimentellen als auch der spontanen (oder sollen wir »natürlichen« sagen?), ist der, daß keine zwei Menschen jemals auf genau dieselbe Art und Weise in einen Psi-Vorgang verwickelt sind. Manche scheinen im allgemeinen empfänglicher oder ansprechbarer zu sein als andere, manche, die in der einen Situation sehr sensibel sind, zeigen sich in einer anderen möglicherweise recht »unempfindlich«. (Medien und Sensitive erzielen bei Kartenexperimenten häufig nur Durchschnittsergebnisse.) Darüber hinaus neigen die Menschen dazu, auch bei Psi-Phänomenen einen eigenen Stil zu entwickeln. Was



daher die hier präsentierten Fälle betrifft, so wäre es wohl kaum erstaunlich, wenn ich ihnen, genau wie allen anderen in der analytischen Situation gesammelten Informationen, meinen eigenen, ganz persönlichen Stempel aufgedrückt hätte. Außerdem sind, was jene spezielle Form der Interaktion betrifft, die wir Psi-Funktion nennen, zweifellos in mir unbewußt Motivationen am Werk, die bei den anderen Analytikern nicht vorhanden sein mögen.

Die stilistischen Unterschiede des ganz eigenen Ausdrucks der notwendigerweise sehr individuellen Interaktionsformen mit anderen Menschen sowie Ereignissen stehen hier nicht vorrangig zur Debatte, ebensowenig die relative Häufigkeit mutmaßlicher Psi-Vorgänge.\* Die Hauptfrage ist vielmehr, ob man vernünftigerweise erwarten kann, daß die Art von Informationen »zweiter Ordnung«, die ich durch Anwendung der Psi-Hypothese auf therapeutisches Material erhalten habe, von anderen unter Anwendung ähnlicher Methoden ebenfalls erzielt werden können.

Die Antwort auf diese Frage müßte wohl »Ja« lauten. Wie früher bereits erwähnt, gibt es schon einen recht soliden Kern von Beobachtungen einiger Psychoanalytiker und Psychiater über mutmaßlich psi-bedingtes Material, das miteinander vereinbar ist und sich gegenseitig stützt. Wie ebenfalls bereits erwähnt, wurden einige dieser Beobachtungen völlig unabhängig voneinander gemacht (z. B. von Hollós, Servadio, Fodor, mir selbst und anderen über den von Fodor so genannten »Spiegeleffekt«). Darüber hinaus muß in Betracht gezogen werden, daß schon das hier mitgeteilte Material mutmaßliche Interaktionen mit über drei Dutzend Patienten einschließt, und wenn auch jeder einzelne Vorgang nicht in jeder Hinsicht gleich wertvoll sein mag (Material, das für bestimmte Typen von Demonstrationen geeignet ist, eignet sich für andere möglicherweise nicht), ist die Annahme, die Fähigkeit zu psi-bedingtem Verhalten sei weitverbreitet, meiner Ansicht nach wahrscheinlich zutreffend.

Es bleibt aber immer noch die Frage, warum nicht viel mehr Beobachter über Erfahrungen mit der hier behandelten Art von

\* Genau wie I. Hollós – und anscheinend auch andere – habe ich in späteren Jahren weniger Fälle mutmaßlicher Psi-Vorgänge in der Analyse gefunden, obwohl diese keineswegs ganz verschwanden. Das läßt natürlich Raum für verschiedene Hypothesen, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen will.

außergewöhnlichen Entsprechungen berichten und sie untersuchen. Wie sollen wir die Tatsache interpretieren, daß die Analytiker auf diesem einen Gebiet wiederholten Hinweisen nicht gefolgt sind und daß auch Freud selbst seine diesbezüglichen Untersuchungen nicht weiterführte?

Freuds Situation in diesem Zusammenhang zu beurteilen, ist sehr schwierig, da die Informationen, die ich Jones' Biographie und zahlreichen persönlichen Mitteilungen zu diesem Thema entnehmen kann, recht widersprüchlich sind. Jones, der zugab, daß er und andere bemüht waren, Freud an der Bekanntgabe seines Interesses für die Telepathie zu hindern, teilte mir 1956 (während der Hundertjahrfeier zu Freuds Geburtstag in London) mit, er habe Freuds Seitensprünge auf diesen Sektor des »reinen Unsinn« immer als höchst bedauerlich und peinlich empfunden.

Andere Analytiker stoßen jedoch in ihrer therapeutischen Praxis tatsächlich auf außergewöhnliche Entsprechungen, und zwar keineswegs selten, wie ich aus der Zahl der persönlichen Mitteilungen und Briefe schließen kann, die das bestätigen.<sup>131</sup> Allerdings sind diese Analytiker selten bereit, die Bedeutung solcher Entsprechungen zu untersuchen, deren Nutzen meist sehr gering eingeschätzt wird. Statt dessen trifft man hier auf Reaktionen, deren Skala von leichter Verlegenheit bis zu einer Art Schuldbewußtsein darüber reicht, daß in der eigenen Praxis so unerklärliche Entsprechungen auftreten. Darüber hinaus entdeckt man schon bald, daß manche Analytiker die seltsamsten Vorstellungen haben über die Voraussetzungen, die nötig sind, um eine Entsprechung überhaupt als außergewöhnlich einzustufen zu können. Ein Analytiker träumte einmal, er gehe angeln, finge einen großen Fisch, nehme ihn aus, brate ihn und esse ihn dann. In derselben Nacht träumte auch einer seiner Patienten, er gehe angeln, finge einen großen Fisch, nehme ihn aus, brate ihn und esse ihn dann. »Aber«, triumphierte der Analytiker, »mein Fisch war ein Barsch, und der meines Patienten ein Karpfen.« Ein anderer Analytiker schrieb mir: »Ich habe eine Menge Unterlagen über außergewöhnliche Koinzidenzen, anhand derer man sehr wohl eine Theorie des außersinnlichen Determinismus entwickeln könnte. Ich möchte Ihr Thema ja nicht herabsetzen, aber Ihnen doch vor Augen führen, daß Entsprechungen weit häufiger vorkommen,

als nach den Gesetzen des Zufalls zu erwarten ist.« Wieder andere Analytiker haben sogar ganz nebenbei Beispiele für in der Analyse beobachtete außergewöhnliche »Koinzidenzen« veröffentlicht oder erklärt, sie hätten eine ganze Reihe davon in ihrer Praxis beobachtet,<sup>186</sup> wiesen aber ausdrücklich darauf hin, daß derartige Vorgänge zwar von manchen Leuten als Beispiele für Telepathie aufgefaßt werden könnten, ganz eindeutig aber keine seien – so, als besäßen sie eine unfehlbare Methode, nach der man ohne nähere Untersuchung zu einer derartigen Feststellung gelangen kann. Das beste Beispiel dafür, wie schwierig es ist, den Wert der ständigen Behauptungen vieler Analytiker, sie hätten noch nie etwas Ähnliches wie ein Psi-Phänomen in ihrer Praxis beobachtet, richtig einzuschätzen, ereignete sich jedoch im Zusammenhang mit dem Seminar über »Schweigen«, das ich vor mehreren Jahren hielt. Wie schon in Kapitel 9 erwähnt, hatten sowohl der Patient, den ich zuerst vorstellte, als auch zwei andere Patienten alle innerhalb weniger Tage Träume von Englischprüfungen. Nicht ein einziger der ungefähr zwölf am Seminar teilnehmenden Analytiker bewies auch nur das geringste Interesse an dieser dreifachen Koinzidenz oder ließ sich anmerken, daß er in diesen Fakten etwas sah, was einer näheren Untersuchung wert gewesen wäre – und das trotz meiner wiederholten Hinweise darauf, daß ich, falls jemand daran interessiert sei, weitere Informationen darüber liefern könnte. Wenn dieser Vorfall als Beispiel für das Verhalten von Analytikern angesichts auffälliger, außergewöhnlicher Entsprechungen dienen kann, dann muß man wohl oder übel vermuten, daß ein großer Teil möglicherweise wertvollen Psi-Materials unbeachtet bleibt.

Wie schon zu Anfang dieses Buches erwähnt, »sieht« man Entsprechungen nicht einfach, sondern man stellt sie her, und das hängt von der emotionalen und intellektuellen Bereitschaft dazu ab. Man könnte hier in Umkehrung des Sprichworts sagen: Glauben ist Sehen.

Lassen Sie mich kurz über die Schwierigkeiten sprechen, vor denen der Analytiker steht, wenn er auf die eine oder andere Form von Entsprechungen trifft, auf die möglicherweise die Psi-Hypothese angewandt werden kann, die aber dennoch nicht so ins Auge springen wie einige der sofort auffallenden vollständi-

gen Entsprechungen. (Solche vollständigen Entsprechungen sind vergleichsweise selten, und wie und warum in diesen Fällen Verzerrung und Sekundärverarbeitung umgangen werden, ist noch unklar.) In der therapeutischen Praxis steht man zumeist verwirrt oder fasziniert vor Entsprechungen, die zunächst Grenzfälle von unbestimmter Relevanz zu sein scheinen, und darauf folgt im günstigsten Fall eine Art Spätzündung. Man hat so etwas wie ein »Hmm – merkwürdig«-Erlebnis. Dann muß man sich oft selbst buchstäblich zwingen, die Anfangsinformationen lange genug im Auge zu behalten, um dieses Material mit kreativer Einsicht und organisatorischem Geschick zu behandeln.

Man kann es als erwiesen betrachten, daß der Widerstand gegen das Erkennen und Begreifen der Bedeutsamkeit dieses Materials derselben Quelle entstammt wie der Widerstand gegen die Konfrontation mit allem abgewehrten unbewußten Material; und sehr oft erweist es sich, daß die primären Determinanten für das Auftauchen von Material in der psi-bedingten Form – ob nun im Traum, in Assoziationen während der Sitzung oder im Ausagieren –, im Dienst dieses Widerstandes stehen. Hinzu kommt aber dann noch eines: Wenn überhaupt etwas existiert, das schon von seiner Natur her die verborgensten narzißtischen Gefühle und das gesamte Spektrum der Ableitungen von infantilen magischen und megalomanischen Gedanken hervorholen kann, dann ist es dies. Tatsächlich haben manche Kritiker verächtlich behauptet, das sei überhaupt der Kern der Angelegenheit: Lediglich der ungenügend integrierte oder sublimierte Narzißmus und die infantile Omnipotenz des Beobachters seien dafür verantwortlich, daß er Material von ganz und gar gewöhnlichen Dimensionen (was die Zufälligkeit und andere Parameter betrifft) hernimmt und daraus durch Ignorieren, Verdrehen und Unterschlagen von Informationen unterschiedlicher Bedeutung (die der gründlich analysierte Analytiker, wie wohl vorausgesetzt wird, zweifellos automatisch korrekt erkennt) etwas Mysteriöses, Wunderbares und Übernatürliches macht. Die Kehrseite der Medaille ist jedoch offensichtlich das Bedürfnis der meisten Menschen (sogar der Analytiker!), Material, das ihre häufig eher ambivalenten unbewußten Ambitionen aus der Verdrängung zu reißen droht, zu ignorieren, zu verzerren, zu isolieren, aus dem Zusammenhang zu lösen und zu

unterdrücken. Ergebnisse aus projektiven und anderen Persönlichkeits-Tests von Versuchspersonen mit hohen und niedrigen Trefferzahlen in den üblichen ASW-Tests weisen deutlich darauf hin, daß die besser integrierten, reiferen Personen bei ASW-Tests besser abschneiden als andere. Genau das mag auch der Grund dafür sein, daß sie den Gedanken, an Telepathie und verwandten geistigen Kräften könnte wohl doch etwas dran sein, zu ertragen vermögen, ohne gleich hoffnungslos in magischem Dunkel zu versinken.

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich bestätigen, daß man auch Entsprechungen, die unmittelbar vor einem liegen, leicht übersieht. Selbst wenn mir etwas regelrecht ins Auge springt, neige ich stark dazu, dieses noch unverarbeitete Etwas von aller Bedeutung und affektiver Wirkung zu isolieren und abzuspalten, und statte ein beobachtetes Element einer Entsprechung nicht mit dem sekundären intellektuellen Interesse aus, das sich einstellt, wenn ich mich buchstäblich aus meiner Apathie herausreiße und mich zwingen, etwas, was ich sonst aus den Augen verlieren würde, zu packen, genauer zu untersuchen und damit zu arbeiten. Zunächst einmal vergleicht man nicht ohne weiteres das Material eines Patienten mit dem eigenen oder dem anderer Patienten. Im Gegenteil: Man neigt dazu, das Material den konventionell akzeptierten Relevanzbereichen entsprechend zu registrieren, abzulagen und später erst unbewußt zu vergleichen. Selbst dann, wenn das Material eines Patienten Elemente aufweist, die im nachhinein mühelos als deutlich mit denen eines anderen übereinstimmend erkannt werden, neigt man dazu, die Entsprechung herunterzuspielen und als nicht relevant aus dem Bewußtsein zu streichen. Es bedarf also einer wirklichen Willensanstrengung, etwas nicht einfach nur zu »sehen«, sondern etwas einmal Wahrge-nommenes auch festzuhalten. Immer wieder erschien mir Material, das später große Bedeutung für mich erlangte und sogar stark überdeterminiert wirkte, wenn erst die latenten und sekundären Entsprechungen ans Licht kamen, beim ersten Auftauchen schwach oder wie ein Grenzfall. Es bedurfte einer großen Anstrengung, häufig von einer mehr als nur leicht unangenehmen Gemütsbewegung begleitet, meine Neigung zu überwinden, das Material einfach unter den Tisch fallen zu lassen. Und wenn ich

zugebe, bewußt zugelassen zu haben, daß mir viele Entsprechungen unbestimmter (weil nicht ergründeter) Bedeutung auf diese Weise durch die Finger schlüpfen – hauptsächlich, weil ich zu diesem oder jenem Zeitpunkt, wie manchmal im Traum, nicht in der Lage war, meine Trägheit abzuschütteln –, wie viele müssen mir dann entglitten sein, ehe sie überhaupt von mir registriert wurden?

Man darf aber auch nicht vergessen, daß wir, abgesehen von den dynamischen Faktoren, die dem unbewußten Widerstand gegen das Psi-Material dienen, und von dem wohlbekannten Bedürfnis nach Logik, die Opfer ziemlich festgelegter Denk- und Arbeitsgewohnheiten sind, die es dem Analytiker erschweren, das Material bestimmter Quellen nicht von dem Material anderer Quellen zu trennen und zu isolieren. Das Funktionieren des Analytikergedächtnisses ist häufig Gegenstand der Verwunderung von Analytikern wie von Nicht-Analytikern. Jeder Analytiker hat schon einmal bemerkt, daß es ihm außerhalb seines Sprechzimmers, oder wenn er nicht gerade mit einem Patienten zusammen ist, überaus schwerfällt, sich die Details der letzten Sitzung mit einem bestimmten Patienten ins Gedächtnis zu rufen. Kaum kommt der Patient jedoch zur Tür herein und legt sich wie üblich auf die Couch, kehrt die Erinnerung sofort zurück. Nun kann der Analytiker scheinbar mühelos Träume, Formulierungen, Verhaltensschemata, die Wochen, Monate oder Jahre zurückliegen, mit dem gegenwärtigen Material assoziieren. Er stellt die entsprechenden Verbindungen her, »sieht« sie, wenn man so will, beinahe automatisch. All das scheint aus dem Nichts aufzutauchen, während er dieses Material noch fünfzehn Minuten vorher, als ein anderer Patient auf der Couch lag, beim besten Willen nicht hätte ausgraben und sich ins Gedächtnis zurückrufen können. Eine ebenso häufige Erfahrung ist es, daß Analytiker sich im Handumdrehen an Einzelheiten von Symptomen, Träumen und anamnestischen Daten früherer Patienten erinnern können, sobald diese nach Jahren unvermutet anrufen oder in die Praxis kommen. Die Kehrseite der Medaille besteht jedoch darin, daß dieses unbewußte Einordnungs- und Registriersystem, das die Arbeit sehr erleichtert, sich insofern nachteilig auswirkt, als man das Material des einen Patienten dadurch mühsam auf Beziehun-

gen zum Material anderer Patienten hin untersuchen kann. Ich bin daher ziemlich fest davon überzeugt, daß in dem Augenblick, da die Analytiker anfangen, Tagebuch über ihr eigenes sowie das Material und die Träume der Patienten zu führen und die Notizen systematisch auf wechselseitig entsprechende Elemente hin zu überprüfen, zunächst nicht erkannte Entsprechungen auftauchen würden, die sich nachträglich vielleicht als äußerst auffällig erweisen. (Dringend möchte ich eine solche Methode den psychoanalytischen Studiengruppen empfehlen.)

Die Behauptung, nur wenige Analytiker berichteten Material von mutmaßlichem Psi-Charakter, verliert somit ihre Stichhaltigkeit als Argument gegen die Berechtigung einer ernsthaften Beschäftigung mit den technischen und theoretischen Fragen, die sich im Zusammenhang mit diesem Material erheben.

## Der therapeutische Wert der Psi-Hypothese 15

Hat der Analytiker den Wert der Psi-Hypothese bei der Strukturierung der Analysedaten einmal akzeptiert, erhebt sich die Frage, inwieweit diese neue Dimension in die dem Patienten mitgeteilten Deutungen erfolgreich aufgenommen werden kann.

Kurz nach der Veröffentlichung einer Arbeit im Jahre 1946, in der ich das Problem von Deutungen unter Verwendung wahrscheinlich mittels Psi erkannter Daten zuerst aufwarf, erhielt ich den Warnbrief eines Mannes, dessen Arbeiten auf dem Gebiet der Psychoanalyse allgemeine Anerkennung genießen. Er gestand in dem Brief, sich schon seit langem für Telepathie zu interessieren, und erklärte, die Möglichkeit dieses Phänomens sei keineswegs von der Hand zu weisen. »Jedoch«, fuhr er dann fort, »darf sie in der Analyse keinesfalls einen Platz finden.« Woher, mußte ich unwillkürlich denken, will er das denn wissen?

Was tatsächlich keinen Platz in der Analyse haben dürfte, das sind natürlich *Ex-cathedra*-Interpretationen. Die Stellung von Psi in der Analyse, vor allem bei der Deutung, kann ausschließlich empirisch entschieden werden. Nur wenige Analytiker berichten jedoch, ihren Patienten mutmaßlich psi-bedingtes Material gedeutet zu haben. <sup>08. 132</sup> Ehrenwald meint, daß »solches Material genauso behandelt werden sollte wie das aus der autopsychischen Sphäre gewonnene« – allerdings unter Vorbehalt. So sollten »Deutungen, die Psi-Vorgänge einschließen, nur im fortgeschrittenen Stadium der Analyse gegeben werden, wenn alle Aspekte der Übertragung gründlich durchgearbeitet worden sind und der Therapeut keine Bedenken hat, das, was in dem zu untersuchenden telepathischen Material an verborgenen Hinweisen auf seine eigene Gegenübertragung vorhanden ist, offenzulegen«. Auch im Falle ausgesprochen negativer Übertragung sollte »jede Anspielung auf Telepathie sorgfältig vermieden werden. Das trifft be-

sonders bei fortgeschrittenen Schizophrenen zu, die eine Deutung, die Psi-Faktoren einschließt, als zusätzliche Bestätigung ihrer Wahnideen auffassen könnten«. Als Regel habe ich folgendes festgestellt: Wenn ein Ereignis oder eine Serie von Ereignissen mit Hilfe der Psi-Hypothese sinnvoll strukturiert werden kann, dann wird die Entscheidung, ob und wieviel davon dem Patienten mitzuteilen ist, am besten nach den Erfahrungsregeln entschieden, die man normalerweise auf die Deutung von Widerstand, Abwehr und abgewehrtem Material anwendet, und nicht in Zusammenhang mit der Psi-Hypothese selbst. Wenn ich Psi zum erstenmal einem Patienten gegenüber erwähne, stelle ich immer wieder fest, daß es genügt, ihn in den einfachsten und freiesten Formulierungen damit bekanntzumachen. Ich gehe niemals auf die Geschichte dieses Gebiets ein und diskutiere auch nicht die verschiedenen Erscheinungsformen, die es umfaßt. Nach meiner Erfahrung wissen sogar jene Patienten – und es ist die Mehrzahl –, die noch nie über dieses Thema nachgedacht oder etwas darüber gelesen haben, intuitiv, was ich meine. Ich kann mich nicht erinnern, daß jemals eine Frage theoretischer Natur darüber gestellt wurde (und ich hatte viele intelligente und gebildete Patienten, darunter einige Naturwissenschaftler).

Wie dem Leser vermutlich schon klargeworden ist, können alle Arten von Material im Lichte psi-bedingter Forschungspfade betrachtet werden, und alle Arten von Patienten besitzen nach meiner Erfahrung zu dem einen oder anderen Zeitpunkt die Fähigkeit zu psi-bedingtem Verhalten.\* Ich habe zwar auch mit einigen Personen gearbeitet, die niemals außergewöhnliche Entsprechungen produziert haben, denen ich mit Hilfe der Psi-Hypothese dynamischen Sinn hätte verleihen können, doch diese Patienten fallen keineswegs alle in dieselbe diagnostische oder charakterologische Kategorie. Nach meiner Erfahrung zeigen die am wenigsten gestörten Menschen in der Analyse die stärkste verwendbare Psi-Aktivität. Das entspricht den Ergebnissen der Per-

\* Coleman, der meint, daß »jeder Mensch (in der Analyse) unter den entsprechenden Übertragungsbedingungen potentiell zu paranormaler Wahrnehmung fähig ist«, schreibt: »Ein anderer Eindruck, den ich gewonnen habe, ist der, daß paranormale Produktionen meist einen bestimmten Wendepunkt in der Behandlung introvertierter Grenzfallpatienten ankündigen.«<sup>47</sup>

sönlichkeitsstudien, die über Versuchspersonen mit hohen und niedrigen Treffern in ASW-Tests angestellt wurden. 157, 213, 175

Es hilft natürlich, wenn man einem Patienten beweist, daß bestimmtes Material ohne die Voraussetzung von Psi nicht richtig verstanden werden kann (wenn es überhaupt in dieser Form strukturierbar ist); doch selbst dort, wo die Verwendung der Psi-Hypothese zunächst nur einen winzigen Vorteil vor den üblichen therapeutischen Methoden zu besitzen scheint, fand ich keinen prinzipiellen Grund, sie nicht anzuwenden. Vergessen wir nicht, daß man im voraus nie wissen kann, welche wichtigen Aspekte durch diese Methode gewonnen werden, welches neue oder bestätigende Material hinzukommen kann. Im allgemeinen besteht das einzige Hindernis für eine Anwendung der Psi-Hypothese bei der Deutung, das ich gelten lasse – außer den Gründen, die für jede Deutung zutreffen würden –, in meiner Abneigung, gewisse Einzelheiten meiner eigenen mutmaßlichen Beteiligung am Material eines Patienten preiszugeben bzw. in der Tatsache, daß ich es – aus Gründen, die jedoch nichts mit dem Psi-Faktor an sich zu tun haben – manchmal für unangebracht halte, einem Patienten die Details des Materials eines anderen Patienten mitzuteilen.

Gelegentlich entschlief ich mich auch, nur einen Teil oder eine Dimension meiner eigenen Beteiligung preiszugeben, während ich anderes für mich behalte. Ein Beispiel dafür ist meine Behandlung des Materials in der Episode »Wer hört zu?« (Kapitel 10). In diesem Fall beschränkte ich mich darauf, der Patientin ausschließlich meine Gedanken hinsichtlich der Einstellung einer neuen Sekretärin mitzuteilen, die mir während ihres Schweigens durch den Kopf gegangen waren. Die Deutung, die ich der Patientin gab, basierte also ebenso sehr auf der mutmaßlichen Beziehung zu meinen Gedanken im Augenblick ihrer aufdringlichen Phantasie hinsichtlich des Erlernens von Sekretärfähigkeiten wie auf ihrer eigenen, unmittelbar vorausgegangenen Gedanken und Verhaltensweisen während der Sitzung. Infolgedessen konnte die Patientin ihre Phantasie als Bindeglied zwischen diesen beiden Faktoren erkennen. Deutungen hinsichtlich anderer potentieller Komponenten dieser Wechselbeziehung verschwieg ich jedoch: zum Beispiel sowohl ihre mutmaßliche Reaktion auf mein egoisti-

sches Interesse an ihr als auch ihre unausgesprochene Frage, ob ich sie als Patientin akzeptiert hätte, wenn sie *nur* Sekretärin gewesen wäre (wie jene Frau, die ich meinen Brief nicht hatte lesen lassen wollen).

Ähnlich teilte ich auch im Fall der sich entsprechenden Feuerträume aus Kapitel 8 der Patientin bestimmte Aspekte des hypothetischen Wechselspiels mit, während ich ihr andere vorenthielt. Indem ich der Patientin lediglich sagte, was ihr nach meiner Ansicht bei den Assoziationen zu ihrem eigenen Traum helfen konnte, beschränkte ich mich darauf, sie mit dem manifesten Inhalt meines Traumes bekanntzumachen, dessen Symbolik sie vermutlich für ihre eigenen Zwecke übernommen hatte, und mit der Rolle, die meine Tochter in dem mutmaßlich latenten Inhalt spielte. Ich versagte es mir jedoch, sie auf die naheliegendere Gefahr durch die sexuelle Geruchsdrohung hinzuweisen, die sie mir sozusagen als Fehdehandschuh vor die Füße geworfen hatte (für die der allzu leicht analysierte Passus über meine Tochter eindeutig die Tarnung war).

In solchen Fällen bin ich nur selten in der Lage, mein Auswahlprinzip ausschließlich mit technischen Erwägungen zu rechtfertigen. Ich muß annehmen, daß mein Zögern, dem Patienten den einen oder anderen Aspekt des auftauchenden Materials mitzuteilen, einerseits eine Reflexion des stark neurotischen Aufhängers ist, der irgendwie den Weg in die Träume und Assoziationen des Patienten gefunden hat, und andererseits zweifellos ein Hinweis auf innere Widerstände meinerseits, die auf bestimmtem Gebiet ebenso stark sind wie diejenigen des Patienten. Das geht, wie ich bemerkt habe, sogar so weit, daß es mir leichter fällt, mit dem Patienten über Abstraktes und längst Vergangenes zu sprechen, als über das konkrete Hier und Jetzt meiner Beziehung zu ihm. Wie oft ich mir auch immer wieder sage, daß es für mich genügen sollte, meine Einsichten vor allem für das Herausarbeiten und Stabilisieren der Gegenübertragung zu nutzen – Tatsache ist, daß ich für eine solche mutmaßliche Rationalisierung nur sehr wenig Rechtfertigungsgründe anführen kann. Andererseits habe ich in Fällen, in denen ich dem Patienten alle oder einen großen Teil der Aspekte meines Gegenübertragungsverhaltens erklärt habe (z. B. Episoden 1 und 2, S. 255 ff.), niemals beobachtet, daß meine

Offenheit die weitere Analyse behindert hätte; und nur in ein oder zwei Fällen (z. B. Episode 3, S. 260 ff.) hat ein Patient die Informationen, die ich ihm über mich selbst gab, zur Aufrechterhaltung seines Widerstandes benutzt, was sich natürlich auf ganz normale Weise analysieren läßt.

Bei der Handhabung mutmaßlich psi-bedingter Entsprechungen zwischen Träumen oder anderem Material verschiedener Patienten oder zwischen meinem eigenen und dem Material von Patienten habe ich im allgemeinen versucht, nach dem Grundsatz zu verfahren, daß der tatsächliche Vorgang der deutenden wechselseitigen Befruchtung primär von den Gesamterfordernissen der analytischen Situation geleitet sein sollte, wobei sich alle anderen Überlegungen dem therapeutischen Wert einer Maßnahme unterzuordnen haben. Wie schon gesagt, hat es sehr wenig Sinn, Psi lediglich um seiner selbst willen beweisen zu wollen. Ich habe es im allgemeinen am günstigsten gefunden, schrittweise vorzugehen, einem oder mehreren Patienten immer nur so viel Material eines anderen mitzuteilen – was Ehrenwald als »heteropsychisches« Material bezeichnet –, wie ich es für nötig hielt, um eine Frage einzuführen, die Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken, das sonst vielleicht gar nicht aufgetaucht wäre, oder in der Hoffnung, dadurch weiteres Material zu erhalten, wenn die Assoziationen des Patienten zum Stillstand gekommen zu sein schienen. Es ist jedoch nicht immer leicht, sich im voraus zu vergewissern, daß die wechselseitige Befruchtung eine unerläßliche Maßnahme ist, selbst wenn man selber das Gefühl hat, die Anwendung der Psi-Hypothese sei in einer gegebenen Situation zum Zweck theoretischer Formulierung voll gerechtfertigt. Aus dem gleichen Grund sind wohl ebenso schwer auch die therapeutischen Nachteile zu beurteilen, die entstehen, wenn man zu lange auf das spontane Auftauchen von Gründen wartet – ebenso schwer wie die Gründe für die Anwendung und die Wahl des Zeitpunktes konventioneller Deutungen.

Zur Veranschaulichung einiger dieser Probleme möchte ich jetzt noch einmal einige Details der verblüffenden Entsprechungen näher betrachten, die in Kapitel 3 beschrieben wurden. Diesmal werde ich allerdings Aspekte der Daten bringen, die ich bei der ersten Darstellung fortgelassen habe.

Zu Beginn einige Hintergrundinformationen über Mrs. Hill, deren Material während der Analysestunde sowohl am Tag von Mrs. Daltons Traum als auch am folgenden Tag, als mir der Traum berichtet wurde, aus Erinnerungen an die Situation bestand, deren Mittelpunkt der brandige Zeh ihres Vaters bildete und die mit ihrem Wunsch endete, den Zeh abzuschneiden, nachdem ihr einer der anwesenden Ärzte eine Schere gegeben hatte. Mrs. Hill, eine Frau Anfang vierzig, war schon seit etwas über einem Jahr in Analyse. Sie war seit zwölf Jahren mit ihrem zweiten Mann verheiratet, hatte aber nie Kinder gewollt. Nach einiger Zeit analytischer Arbeit im Zusammenhang mit bestimmten Problemen, die ihrer gewollten Kinderlosigkeit zugrunde lagen, wurde Mrs. Hill schwanger, erlitt aber drei Wochen vor der hier behandelten Episode eine Fehlgeburt. Während der Woche vor dieser Episode wurde sie von oralen Phantasien verfolgt – in einem Traum sieben Tage vorher *starrte sie sehnsüchtig auf einen riesigen Berg Rinderkoteletts, der aber außerhalb ihrer Reichweite lag*. Im selben Traum *erzählt ihr eine japanische Freundin etwas über die Freuden des Gebrauchs von Mund und Zunge und erklärt ihr, die Vagina sei beim Geschlechtsverkehr keineswegs unentbehrlich*. Zwei Träume einige Tage später – *in dem einen kommt ein junges Mädchen wegen eines nicht näher bezeichneten, aber auf Mord hindeutenden Verbrechens vor Gericht* (d. h. zur Analyse) – erinnern die Patientin daran, daß sie beim Auftreten ihrer ersten Menses plötzlich einen ungeheuren Appetit entwickelt hatte und ziemlich dick wurde. In einem anderen Traum regte sich die Patientin darüber auf, *daß sie in meiner Praxis einem unnatürlich dünnen jungen Mädchen begegnet sei*. »Wir werden es schon so einrichten, daß ich ihr nie wieder begegnen muß.« Deutlich scheint eine unwillkommene Erinnerung an die Pforten des Bewußtseins zu klopfen. Immer noch aber fehlte das Bindeglied zwischen dem, was hinter diesem Komplex oralen Materials steckte, und der bisher von der Patientin verdrängten Erinnerung wilder Kastrationsaggressionen gegen ihren Vater. Wenden wir uns nunmehr dem Traum von Mrs. Dalton zu:

Der Bruder von Mabel B. liegt auf einem Bett, um das viele Ärzte herumstehen. Es scheint, daß er eine Infektion am großen Zeh hat und keiner der Ärzte weiß, wie er sie behandeln soll. Schließlich behaupte ich, die infektiöse Substanz herauszuholen zu können, und beginne, den Zeh zu massieren. Während ich das tue, rinnt eine dünne eiterartige Flüssigkeit heraus, und das Zentrum der Entzündung gleicht drei, vier oder fünf kleinen Bohnen oder Maiskörnern, die ich herausnehme und in meinen Mund stecke. Dann spucke ich alles aus und eile ins Badezimmer, wo ich meinen Vater um ein Mundwasser bitte.

Wie bereits in Kapitel 3 erklärt, bot Mrs. Dalton im Zusammenhang mit dem Traum verschiedene Assoziationen an: den Namen des Mannes auf dem Bett – Bud –, ihren Versuch, den Penis ihres impotenten Ehemanns zu »massieren«, die Geschichte mit dem Diebstahl der ungenießbaren Maiskolben; doch keine dieser Assoziationen (auch nicht die Erinnerung, daß ihr Vater im Badezimmer ständig mit Cremes und Lotions herumhantierte) führte zu einem Anhaltspunkt für die auffallende Entsprechung zwischen diesem Traum und Mrs. Hills gleichzeitiger Erinnerung an die Hilflosigkeit der Ärzte angesichts des brandigen Zehs ihres Vaters sowie an ihren kindlichen Wunsch, dem Vater zu helfen. Außerdem schien auch das manifeste Element des In-den-Mund-Steckens der Maiskörner nicht weiterzuführen, das auf den ersten Blick stärker mit den gegenwärtigen Phantasien und Träumen von Mrs. Hill zu korrespondieren scheint als mit den Problemen der Träumerin selbst, nachdem Mrs. Dalton sich wieder an den Maisdiebstahl vor mehreren Monaten erinnert hatte. Was anscheinend die fast offene Darstellung oralen Geschlechtsverkehrs zu sein schien (mit darauffolgenden Schuldgefühlen), blieb nunmehr in der Luft hängen, ohne durch dynamische Überlegungen von unmittelbarer Bedeutung gestützt zu werden. Erst bei Mrs. Hills nächster Sitzung, zwei Tage später, und nachdem ich mich vergewissert hatte, daß Mrs. Dalton mit ihrem Material anscheinend zum Stillstand gekommen war und daß sich auch keine weiteren Verbindungen zwischen den beiden Komplexen spontan zu ergeben schienen, beschloß ich, den *Deux ex machina* zu spielen. Ich begann, indem ich Mrs. Hill eine Darstellung des manife-

sten Inhalts des Traumes ihrer unbekannteren Mitpatientin gab, und erklärte ihr anschließend meinen Verdacht, daß dieser Traum möglicherweise Träger des verdrängten fehlenden Verbindungsgliedes zwischen ihren oralen Träumen und ihren Assoziationen von Kastrationsaggressionen gegen ihren Vater sei. Mrs. Hill, die mit dieser Deutungsmethode bereits Erfahrung hatte, war von der Ähnlichkeit des Materials beeindruckt, konnte aber keine zugrunde liegende Verbindung erkennen. Dann sagte ich, daß ich das In-den-Mund-Stecken der Maiskörner für das Ausagieren einer bei Kindern und Heranwachsenden nicht ungewöhnlichen Inseminationsphantasie hielt. Mrs. Hill konnte sich an nichts Derartiges erinnern. Sie war ein Einzelkind gewesen und erinnerte sich, daß ihr Vater häufig geäußert hatte, wie enttäuscht er sei, nicht mindestens drei oder vier Kinder zu haben, während ihre Mutter diese Vorstellung spöttisch zurückwies und sich über den Vater lustig machte. Sie erinnerte sich außerdem, eines Tages über die verächtliche Haltung der Mutter den Wünschen des Vaters gegenüber sehr böse geworden zu sein und gedacht zu haben: »Ich wollte, ich könnte ihm die Kinder schenken, die er sich wünscht. Ich würde ihm bestimmt drei oder vier Kinder schenken.« Und nun erinnerte sie sich ganz aufgeregt, daß sie etwa zu dieser Zeit, kurz vor dem Einsetzen ihrer ersten Menses und dem Auftreten der Fettsucht, gefürchtet hatte, ein paar Weintraubenkerne, die sie verschluckt hatte, könnten in ihrem Magen zu Weinstöcken heranwachsen. Angesichts dieser Erinnerung an eine offenkundig orale Befruchtungsphantasie fragte ich die Patientin, ob sie irgendwelche spezifischen Assoziationen mit Kernen oder Körnern verbinde. Und erst als daraufhin nichts weiter kam als die Bedeutung der Maiskörner als Fruchtbarkeitssymbol, berichtete ich ihr von den Assoziationen der Träumerin selbst. Da allerdings begann sie auf einmal zu lachen und erinnerte sich an den Alptraum ihrer ersten Hochzeitsreise und den Maiskolbendiebstahl am Ende eines sexlosen Sommers – eine Erinnerung, die derjenigen von Mrs. Dalton, der Träumerin, entsprach.

Hier hatten wir also, unter Voraussetzung einer psi-bedingten Wechselwirkung zwischen meinen beiden Patientinnen, die Möglichkeit einer eindeutigen »Überdetermination« für das In-den-Mund-Stecken der fauligen Maiskörner in dem manifesten Inhalt

von Mrs. Daltons Traum. In Mrs. Hills Fall bestand eine direkte Verbindung zwischen der Impotenz ihres Mannes und dem Maisessen als symbolischem Ersatz. Ihre kürzliche Schwangerschaft und Fehlgeburt hatten vermutlich eine ganze Reihe zusammenhängender Erinnerungen und Phantasien wachgerufen, darunter auch die Kindheitsphantasie, ihrem Vater Kinder schenken zu wollen, und ihre orale Befruchtungsphantasie, die Traubenkörner könnten in ihrem Magen Wurzeln schlagen. In Mrs. Daltons Fall war die Episode des Maisdiebstahls nicht direkt mit der Impotenz ihres Mannes verbunden. Sie konnte die telepathisch wahrgenommene Erfahrung von Mrs. Hill als Basis für die Produktion dieses latenten Bindeglieds für den manifesten Inhalt ihres Traums benutzt haben. Und so hat es nun den Anschein, als sei sich Mrs. Hill zwar der Kastrationsimpulse gegen den Penis ihres Vaters bewußt gewesen, nicht aber des oralen Hintergrundes dafür, wogegen Mrs. Dalton zwar – wenigstens im manifesten Inhalt ihres Traumes – die orale Komponente gezeigt hatte, die offenen Aggressionen gegen den Penis bei ihr jedoch fehlten oder wenigstens von Mitgefühl kaschiert waren. Das Bild, das sich bei beiden Patientinnen ergab, war zur Vervollständigung seiner latenten Bedeutung auf das Material der jeweils anderen angewiesen.

Bis sich jedoch die Gelegenheit bot, diese wechselseitige Befruchtung zwischen den beiden Komplexen zu vervollständigen, vergingen noch zwei weitere Tage. Den Anlaß dazu bot dann ein weiterer Traum Mrs. Daltons in der Nacht nach dem Tag, an dem ich Mrs. Hill ihren früheren Traum erzählt und an dem sie mir zum erstenmal von diesem Traum berichtet hatte: »Ich pflückte gierig Weintrauben, längliche Pflaumen und Bananen von Weinstöcken und Bäumen – an einem Ort, an dem alles in Hülle und Fülle zu gedeihen schien . . . Irgendwie spielte auch ein zerbrochener Maiskolben eine Rolle, der viel zu weich gekocht und wäßrig war und eigentlich weggeworfen werden mußte, aber ich war hungrig und verschlang ihn gierig.« Mit Trauben (*grapes*) verband die Patientin »Früchte des Zorns« (*grapes of wrath*), saure Trauben und schließlich noch ein Buch über die Borgias, das sie vor kurzem erst gelesen hatte und in dem einem Gefangenen, dem zur Strafe die Augen ausgestochen werden sollten, statt des-



sen Trauben in die Augen gepreßt wurden, damit es so aussah, als sei die Strafe bereits vollzogen. Mit länglichen Pflaumen und Bananen assoziierte die Patientin Phalli, kam aber dann nicht mehr weiter, da ihr der ganze Traum ebenso rätselhaft war wie ihr früherer Traum über das Massieren des infizierten Zehs und das In-den-Mund-Stecken der fauligen Maiskörner.

An diesem Punkt konnte ich nun wählen, ob ich weiter warten wollte – und zwar möglicherweise *ad infinitum*, ehe weiteres Material von Bedeutung kam –, oder ob ich mich der mußmaßlichen psi-bedingten Komplementarität von Mrs. Daltons Träumen und dem Material ihrer unbekannteren Mitpatientin Mrs. Hill bedienen sollte. Ich entschied mich für die zweite Möglichkeit und erklärte Mrs. Dalton zunächst einmal, daß ihre Träume eine eindeutige, wenn auch verschleierte aggressive Kastrationstendenz aufwiesen, die mit der Impotenz ihres Mannes nicht ausreichend zu erklären sei, da sie um Phantasien kreisten, die eine Einverleibung des Penis und seines Samens zum Inhalt hatten. Dann machte ich Mrs. Dalton mit dem Material bekannt, das von »einer anderen gegenwärtig bei mir in Analyse befindlichen Dame« in den Sitzungen unmittelbar vor und nach ihrem Traum über den infizierten Zeh geliefert worden war. Auf dieser Grundlage rekonstruierte ich für sie, um was es bei ihrem verdrängten Konflikt meiner Meinung nach ging. Ich erklärte ihr, es müsse mit einem plötzlichen Wiederaufleben früherer Phantasien über orale Befruchtung durch ihren Vater zu tun haben, begleitet von Aggressionen infolge der Enttäuschung dieser Phantasien und der Entwicklung von Kastrationswünschen gegenüber dem Vater und seinem Penis. Nach Mrs. Hills Material zu urteilen, mußte es, wie ich vermutete, aber auch irgendwie mit Schwangerschaft zu tun haben. Aber wie? Wo war das fehlende Bindeglied? Warum tauchte das alles außgerechnet zu diesem Zeitpunkt auf?

Nun gab mir Mrs. Dalton drei sehr wichtige Informationen. Die erste bestand darin, daß sie einen oder zwei Tage vor ihrem Traum über den entzündeten Zeh von einer Verwandten die Nachricht erhalten hatte, ihre Stiefschwester, die mehrere hundert Meilen entfernt lebte, sei nach wenigen Ehemonaten schwanger geworden. Den Aussagen der Patientin zufolge hatte diese Nachricht in ihr jedoch keinerlei Gefühle ausgelöst. Was sie möglicher-

weise verdrängt hatte, läßt sich jedoch aus einer zweiten Information schließen, die sie mir gab, als ich sie darauf hinwies, daß die Schwangerschaft ihrer Stiefschwester eventuell die Erinnerung an ein ganz ähnliches Ereignis wachgerufen hatte, nämlich an die Schwangerschaft ihrer Stiefmutter, die eben jene Stiefschwester erwartet hatte, als die Patientin ungefähr elf oder zwölf Jahre alt war. Die Mutter der Patientin war gestorben, als sie selbst zweieinhalb Jahre alt war. Nach achtjähriger Wittwenschaft hatte der Vater wieder geheiratet – sehr zum Kummer der Patientin, die nun eine spürbare Veränderung seines Verhaltens ihr gegenüber feststellen mußte. Die Stiefmutter, eine kalte, strenge, tyrannische Frau, erwartete schon bald darauf die Stiefschwester der Patientin. Die Möglichkeit zur Rekonstruktion der Gefühle der Patientin zu jener Zeit und die Verbindung dieser Ereignisse mit ihrem Traum lieferte die Tatsache, daß sie, wie sie mir nun erzählte, unmittelbar nach Erhalt der Nachricht von der Schwangerschaft ihrer Stiefschwester und kurz vor dem Traum von dem entzündeten Zeh auf einmal einen unüberwindlichen Appetit auf einen Granatapfel bekommen hatte. Obwohl sie schon seit Jahren keinen mehr gegessen und auch keine Ahnung hatte, warum dieser plötzliche Wunsch auftrat, kaufte sie einen und legte ihn ein paar Tage lang in den Kühlschrank, während sie sich ausmalte, den Apfel in Ruhe und mit Genuß zu verzehren. Nach ihrem Traum ging sie sofort zum Kühlschrank und aß den Granatapfel, ohne etwas von dem Zusammenhang zwischen dieser Episode und ihrem Traum zu ahnen. Infolge meiner Rekonstruktion der Vorgänge erinnerte sich die Patientin nun jedoch aufgeregt daran, daß sie als Kind von acht oder neun Jahren durch ihren Vater eines Tages den köstlichen Geschmack der Granatäpfel – die viele große Kerne enthalten – kennengelernt hatte. Daß die Patientin sich unerklärlicherweise gezwungen fühlte, gerade jetzt einen Granatapfel zu essen, war eindeutig eine Ersatzhandlung: Dieser orale Genuß, den sie durch ihren Vater kennengelernt hatte, stand offensichtlich für einen anderen, verdrängten – den Wunsch, von ihrem Vater oral befruchtet zu werden, der zum erstenmal wiederaufgetaucht war, als ihre Stiefmutter ihre Stiefschwester erwartete. Dieser Wunsch, zur Frustration und Verdrängung verurteilt, führte lediglich zu einer Phase ungezügelter

Verschwendungssucht nach der Geburt ihrer Stiefschwester (d. h., sie ersetzte die Liebe und den Samen ihres Vaters durch dessen Geld). Und nun mußte das zeitliche Zusammentreffen der Nachricht von der Schwangerschaft ihrer Stiefschwester mit der bedrückenden Tatsache der Impotenz ihres Mannes das Wiederaufleben der alten Konflikte ausgelöst haben, da ihre Stiefschwester eindeutig für die verhaßte Stiefmutter stand, deren Tochter sie ja war, und die Nachricht von der Schwangerschaft mußte die schmerzliche, doch verschüttete Erinnerung an die Schwangerschaft der Stiefmutter wieder heraufbeschworen haben.

Doch noch eine weitere Information von Mrs. Dalton paßte nahtlos in dieses Bild. Mehrere Wochen vor den beschriebenen Episoden war ein ehemaliger Liebhaber, mit dem sie jahrelang in einer eheähnlichen Beziehung zusammengelebt hatte, mit einer Braut aus Europa zurückgekehrt. Dieser Mann, den die Patientin sehr geliebt hatte, war für sie in vieler Hinsicht eine Enttäuschung gewesen, auch hatte er sich zum Teil ebenso kalt und abweisend ihr gegenüber verhalten wie ihr Vater. Als sie ihn nun einmal besuchte und sah, wie aufmerksam er seine Braut behandelte, wurde sie von Eifersucht und Rachedgedanken heimgesucht. Während der vergangenen Wochen hatte sie ununterbrochen über Vergeltungsmaßnahmen gebrütet und sogar die Eltern ihres ehemaligen Liebhabers, mit denen sie in Verbindung geblieben war, besucht, um die Position ihrer Nachfolgerin zu untergraben. Auch das war eindeutig ein Ausagieren der Phantasie, die sie hatte, als ihre Stiefmutter sie aus dem Herzen ihres Vaters verdrängte. Aber jetzt, nachdem ich ihr von Mrs. Hills Material erzählt hatte, erinnerte sich die Patientin, daß ihr ehemaliger Liebhaber während ihres Zusammenlebens unter einer peripheren Gefäßkrankung (Bürgersche Krankheit) gelitten und häufig über Schmerzen in seinen Zehen geklagt hatte. Diese Tatsache nun lieferte das Bindeglied zur Herstellung einer »Triangulation« in dieser Episode; bevor wir uns jedoch damit beschäftigen, muß noch erwähnt werden, daß sich Mrs. Hill erst an diesem Tag, ungefähr sechs Tage nach Beginn der Episode, an etwas erinnerte, das sie bis dahin nicht erwähnt hatte (wie sie behauptete, war es ihr einfach nicht eingefallen): Sie wäre zwei Tage vor ihrer Fehlgeburt beinahe an einem Stück Fleisch erstickt. Zu jenem Zeit-

punkt hatte sie, wie sie sich jetzt erinnerte, eine unbestimmte, abergläubische Vorahnung im Zusammenhang mit diesem Zwischenfall gehabt. Am folgenden Tag, dem Tag vor ihrer Fehlgeburt, war ihr das gleiche mit einer Fischgräte passiert, und zwar abermals von diesem seltsamen Gefühl böser Vorbedeutung begleitet. Durch die erneute Analyse des Materials, das sie vor und in Verbindung mit den Daten von Mrs. Daltons Traum und Assoziationen produziert hatte, wurde die Bedeutung dieser »Fehlhandlungen« endlich klar.

Und jetzt zu der Rolle, die vermutlich ich selbst dabei gespielt habe. Ungefähr ein Jahr zuvor hatte mir ein Spezialist für allergische Erkrankungen, der alle möglichen Hauttests mit mir angestellt hatte, dringend empfohlen, das Rauchen aufzugeben. Da sich gezeigt hatte, daß meine Haut gegen alle Tabaksorten allergisch war, malte er mir ein schauerliches Bild dessen, was mir passieren würde, wenn ich mit dieser schädlichen Gewohnheit nicht bräche. Er prophezeite mir, daß ich mit der Zeit unfehlbar die Bürgersche Krankheit bekommen würde, und seine Sprechstundenhilfe bestand überdies noch darauf, mir scheußliche Fotos von brandigen Zehen der an dieser Krankheit leidenden Patienten zu zeigen. Ich war recht beeindruckt von dem Eifer des Dermatologen, vor allem da ich ihn keineswegs wegen einer vermuteten peripheren Gefäßkrankung aufgesucht hatte, sondern lediglich, um wegen einer Nebenhöhleninfektion ein paar Routine-tests mit mir machen zu lassen. Wie dem auch sei – alle Ängste, die ich in diesem Zusammenhang entwickelt haben mochte, wurden schon bald darauf von mir verdrängt, denn ich gab weder das Rauchen auf, noch unternahm ich in dieser Hinsicht irgend etwas. Wenige Tage vor Mrs. Daltons Traum jedoch begannen meine Ängste wiederzuerstehen, als nämlich einer meiner Patienten, ein Mediziner, auf einmal Schmerzen in den Unterschenkeln bekam, die seiner Ansicht nach mit Sicherheit das intermittierende Hin- und Her der peripheren Gefäßkrankung repräsentierten, und deprimiert über die unausweichlichen Folgen der progressiven Art dieses Leidens zu sprechen begann. Wie sich herausstellte, eigneten sich die Symptome meines Patienten, der sich bereits nur noch mit Beinamputation sah, sehr gut für eine klassische analytische Erklärung – nicht aber, bevor ich meiner eigenen Besorgnis insofern

nachgegeben hatte, als ich einen Spezialisten für Gefäßkrankheiten aufsuchte, der mir jedoch versicherte, wenn ich seit so vielen Jahren rauche, ohne Anzeichen für eine Gefäßerkrankung zu entwickeln, könnte ich auch ungestraft damit fortfahren. Das alles hatte sich unmittelbar vor der hier besprochenen Episode ereignet.

Betrachten wir nun, was wir bisher erreicht haben, beschränken wir uns dabei aber ausschließlich auf die Durchführung von Mrs. Hills und Mrs. Daltons Analyse. Ganz zweifellos wird man jetzt fragen, ob das, was durch mein Vorgehen wechselseitigen Austauschs erzielt wurde, nicht auch durch eine konventionelle Analyse des von den Patientinnen gelieferten Materials hätte erreicht werden können, und zwar unter eventueller weiterer und intensiverer Verfolgung der Einzelheiten in den Träumen und Phantasien, die bei einer genaueren Prüfung zum Vorschein kamen, wie auch durch besondere Aufmerksamkeit für Einzelheiten, die im Durcheinander der therapeutischen Situation am Wege liegengeblieben waren.

Diese Frage kann begreiflicherweise nicht zufriedenstellend beantwortet werden. Ob gewisses Material unter anderen Umständen zum Tragen gekommen oder im Unbewußten verkümmert wäre, ist nicht mehr zu entscheiden, wenn das irreversible Tor der historischen Faktizität erst einmal durchschritten ist.

Das ist jedoch nur die eine Seite des Ganzen, die notwendigerweise den Kernpunkt außer acht läßt, der sich bietet, wenn die Anwendung der Psi-Hypothese als gerechtfertigt betrachtet wird. Von diesem Standpunkt aus kann man sich tatsächlich vorstellen, daß Mrs. Dalton für ihren Traum die Szenerie von Mrs. Hills Erinnerungen eben deswegen übernommen hat, weil sie so die Verantwortung für die Kastrationswünsche gegen ihren Vater, ihren ehemaligen Liebhaber und mich (ihren sich ebenfalls entziehenden Analytiker), die latent darin enthalten waren, auf Mrs. Hill abwälzen konnte. Wenn nun die Form ihres Traumes wirklich starke Widerstände gegen die Konfrontation mit biographischem und Übertragungs-Material enthielt, dann hätte eine konventionelle Analyse diese Widerstände (die, wie ich hinzufügen möchte, der Patientin zutreffend gedeutet wurden) vermutlich niemals aufdecken können. Und wenn wir Mrs. Hill als stille

Teilhaberin an der Entstehung von Mrs. Daltons Traum betrachten, wie wir es nach der Psi-Hypothese mit Fug und Recht tun dürfen, dann können wir uns auch vorstellen, daß sie die angebliche Mit-Autorenschaft an dem Traum als Mittel nicht nur für das stellvertretende Wiederauftauchen des Verdrängten aus der Verdrängung, sondern ebenso auch als Mittel zur Tarnung und Projektion ihrer oralen Inseminationsphantasien wie auch ihrer Kastrationswünsche gegen mich auf Mrs. Dalton benutzt hat, die auf diese Weise als nichtsahnendes Werkzeug vorgeschoben wurde. Es ist, kurz gesagt, das Aufdecken dieser verborgenen Komponenten, das den größten, wenn nicht sogar einmaligen Vorteil der Anwendung der Psi-Hypothese auf ein derartiges Durcheinander ausmacht, und nicht das Zutagefördern von gewöhnlichem biographischen Material, das auf andere Art und Weise ebenso gut ausgegraben werden kann oder auch nicht.

Eines kann ich aus meinen Erfahrungen mit der Verwendung von mutmaßlich auf Psi-Faktoren basierenden Einsichten bei der Deutung jedoch definitiv behaupten: wie wichtig es ist, diese Einsichten, ob nun in einseitig ausgerichteter Deutung oder in Anwendung einer wechselseitigen Befruchtung, so genau und spezifisch wie möglich darzulegen. Hätte ich zum Beispiel bei dem Versuch, Mrs. Hills Material auf das von Mrs. Dalton anzuwenden, der letzteren irgend etwas Vages über »orale Phantasien« erzählt, anstatt mit oralen *Inseminationsphantasien* den Nagel direkt auf den Kopf zu treffen und sogar potentiell vorzusetzen, es könne etwas mit Schwangerschaft zu tun haben, hätte ich möglicherweise nichts erreicht. Bei ähnlichen Fällen, in denen ich mit der Darlegung meiner durch Psi gewonnenen Einsichten etwas zurückhaltender war, kam und ging der Augenblick der wirksamsten Ansatzmöglichkeit einer Deutung unbemerkt und ungenutzt vorbei. In mehreren solcher Fälle korrigierten die Patienten meine Ungenauigkeit später, indem sie mir durch Träume oder anderes Material zusätzliche verwendbare Informationen lieferten; in anderen Fällen jedoch, wenn ich aus Vorsicht hinterm Berge hielt, ging die Wirkung einer vielleicht korrekten Deutung zusammen mit zahlreichen vorhandenen Kontrolldaten unrettbar verloren. Wie ich festgestellt habe, ist es vor allem anderen wichtig, wo immer möglich, unbewußte, mittels Psi wahr-

genommene Rivalitätssituationen zu interpretieren. Das kann man durchaus tun, selbst wenn man sich bei einer solchen Aussage mit einbeziehen muß, wie ich es mit gutem Erfolg in einem Fall tat, in dem die Träume einer plötzlich ängstlichen Patientin in massiver Form auf das unmittelbar bevorstehende Erscheinen einer gefährlichen Rivalin um meine Aufmerksamkeit hinwiesen. Man sollte also die Psi-Hypothese bei der Deutung möglichst eindrücklich und spezifisch anwenden.

Wie bereits erwähnt, scheinen Patienten, denen ich auf mutmaßlichen Psi-Faktoren beruhende Deutungen gebe, intuitiv in der Lage zu sein, zu begreifen, worum es geht. Sie reagieren zu meist mit den bekannten bestätigenden Anzeichen für eine wirksame Deutung – Lachen, frohe Erregung, Erstaunen, Verschwinden eines Symptoms oder Widerstandes und Freiwerden weiteren Materials –, die auch für den Fall normaler zutreffender Deutungen charakteristisch sind. Es mag zwar ein etwas größeres ehrfürchtiges Staunen über die Allmacht und Allgegenwärtigkeit des Unbewußten auftreten, aber ich habe noch nie erlebt, daß ein Patient Zeichen der Angst zu erkennen gab, die mit der Anwendung der Psi-Hypothese bei der Deutung oder der Tendenz des Analytikers, seine Gedanken in diese Richtung gehen zu lassen, in Zusammenhang gebracht werden könnten. Und schließlich habe ich noch nie erlebt, daß diese Art der Kommunikation bei den Patienten Wahnideen hervorgerufen oder derartige Tendenzen bei Psychotikern verstärkt hätte, wogegen sie einigen meiner Patienten wohl das Gefühl verliehen hat, in einer ganz besonderen und bevorzugten Beziehung zu mir zu stehen. In bestimmten Fällen mag dies dazu geführt haben, daß sie in großen Mengen psi-bedingtes Material produzierten; eine derartige Entwicklung behandelt man jedoch genauso wie jede andere Form von Wiederholung in der Übertragung. Der Vorwurf »lebenslanger Schädigung der intellektuellen und emotionalen Kräfte« der Patienten, denen »ein von seinen Überzeugungen geblendeter Psychoanalytiker magische Kräfte zuschreibt«,<sup>186</sup> wird, soweit ich weiß, von keinerlei Beweismaterial gestützt.

## Psi – eine Dimension des menschlichen Geistes

Es besteht wenig Grund, eine wesentliche Übereinstimmung der Meinungen über das zu erwarten, was durch meine und die Bemühungen anderer hinsichtlich der Versuche erreicht wurde, die verschiedenen Arten von Informationen unter Verwendung der Psi-Hypothese zu ordnen. Im günstigsten Fall haben sich für einige wenige Analytiker und Psychiater ein paar neue Forschungswege eröffnet. Nichtsdestoweniger ist es angebracht, zu überlegen, welche Fragen sich hinsichtlich der Natur der menschlichen Geistestätigkeit und menschlicher Beziehungen erheben würden, und welche Spekulationen über diese und verwandte Dinge angebracht wären, sollte unser Versuch, die präsentierten Daten einzuordnen, provisorisch als von einiger Gleichgültigkeit betrachtet werden, das heißt in einer gewissen Übereinstimmung mit in der Natur vorkommenden Prozessen stehend.

Das Hauptproblem liegt eindeutig in der Beziehung zwischen zwei Funktionsweisen des Individuums, die auf den ersten Blick einander zu widersprechen scheinen, und zwischen zwei angeblich verschiedenen Universen, in denen Wechselbeziehungen zwischen Individuen sowie zwischen Individuen und Vorgängen auftreten. Das eine ist durch die uns bekannten Möglichkeiten des peripheren und zentralen Nervensystems begrenzt, das andere so grenzenlos wie das Denken selbst. Ist es nun möglich, einander überschneidende Regionen zwischen diesen beiden Universen zu finden, Brücken zwischen dem einen und dem anderen? Diese Frage zu untersuchen, ist sicher der Mühe wert, selbst wenn es zur Zeit noch kein Modell gibt, das alle empirischen Daten der beiden Bereiche nahtlos ineinanderfügt. Das erste Gebiet umfaßt die Beziehung von sinnlicher Wahrnehmung und Vorstellung sowie den Bezug beider zu der noch immer geheimnisvollen Erfahrung von Bewußtheit und »Wissen«. Das zweite Gebiet umfaßt

die Entstehung von Ordnung und Regelmäßigkeit aus der Zufälligkeit, wie sie sich in allen natürlichen Prozessen zeigt, eine Entwicklung, die von den Wahrscheinlichkeitstheorien zwar beschrieben, aber kaum erklärt wird.

Die Beziehung der physiologischen Prozesse des Wahrnehmungsvorganges zur Bewußtheit ist nicht weniger okkult als die Psi-Phänomene selbst. Die Umwandlung elektromagnetischer Wellen in die bewußte Erfahrung von Licht und Form ist für uns tatsächlich ebenso rätselhaft wie die Tatsache, daß elektromagnetische Wellen den leeren Raum überhaupt durchqueren können.

Über die Tatsache der einfachen Bewußtheit hinaus gibt es unter den Haupttheorien über die Wahrnehmung noch immer keine, die hinsichtlich der verschiedenen Aspekte der Bewußtheit auf sicherem Boden steht. Trotz der umfangreichen experimentellen Arbeit zur Beziehung zwischen visueller Wahrnehmung (dem am gründlichsten erforschten Sinnesbereich) und Geometrie der Netzhautbilder, dem kinästhetischen Feedback, Gedächtnis und Lernen sowie ihren neurophysiologischen Korrelaten bleibt immer noch ein theoretisch unüberbrückbarer Graben zwischen den Ergebnissen und Schlüssen, die aufgrund der Daten gesichert sind, und einem voll funktionsfähigen Modell über die Art und Weise, wie der Organismus diese Daten verarbeitet und verwendet. Hier klafft zwischen Theorie und lebendiger Erfahrung eine ebenso breite Lücke wie zwischen der Physik der Wellenverbreitung und der Bewußtheit der Wahrnehmung. Der Organismus handelt primär nicht aufgrund dessen, was er sieht, hört oder fühlt, sondern aufgrund dessen, was er *weiß*; und dieses letzte Wissen bleibt genauso »vorhanden, aber unerklärt« wie irgendwas aus dem Bereich der Psi-Phänomene,<sup>1</sup> ob wir nun zu dem Konzept der »angeborenen Determination« der ethologisch orientierten Psychologen zurückkehren, zu den »Gegebenheiten« der Gestaltpsychologen oder den »Erinnerungsspuren« jüngerer Experimentalisten.

Man muß sich fragen, wie weit ein auf den empirisch nachweisbaren Psi-Phänomenen basierendes Konzept einen Zugang zu einer begrifflichen Brücke zwischen den Daten der Physik, Physiologie und Wahrnehmungspsychologie sowie der immer noch unüberwindlichen Festung des erkenntnistheoretischen Faktums, das unmittelbar auf der anderen Seite des Grabens steht,

freimachen könnte. Wonach wir suchen müssen, ist eindeutig ein Modell, das das Verhältnis zwischen der Funktion des zentralen Nervensystems und dem allgemeinen Reservoir latenten und potentiell zugänglichen Wissens beschreibt, in das es funktionell eingebettet ist. Man müßte jedoch in einem solchen Modell das Zentralnervensystem nicht als ein Organ des Wissens, sondern vielmehr als ein Organ für Unterscheidung und Auswahl betrachten, sozusagen als das empfindliche Abstim-Instrument, das aus einem allgemeinen Feld von Dingen und Ereignissen, die sich auf irgendeine Weise im Organismus widerspiegeln, jenen Teil dieses ständigen Inputs filtert, der für sein lokales, raumgebundenes Anpassungsverhalten relevant ist.<sup>313</sup> Diesen Teil, der als sinnliche Wahrnehmung in Erscheinung tritt, müßte man sich ähnlich vorstellen wie die Sinneswahrnehmung eines Piloten, die es ihm erlaubt, unter der Kontrolle des automatischen Flugleitsystems feinste Funktionsanpassungen der Maschine vorzunehmen.

Nun sind wir auf so etwas wie die Idee einer doppelten Determiniertheit der endgültigen Wahrnehmung schon vorbereitet. Den nötigen Rahmen für unser Modell liefern uns die Arbeit der Experimentalpsychologen über die Beziehung zwischen Wahrnehmung und emotional neutralen, im Gedächtnis gespeicherten Erfahrungen, sowie die Arbeit von experimentell arbeitenden Psychoanalytikern über die Beeinflussung der Wahrnehmung durch emotional geladene unterbewußt gespeicherte Erfahrungen. Hier wird die Wahrnehmung von etwas unterstützt, das formal – d. h. ohne genetische Vorgeschichte – wahrscheinlich schwer zu unterscheiden ist von den »Ideen« Platons. Das Problem ist, etwas Derartiges zu erklären, wenn es keine Grundlage für die Vermutung gibt, daß zu irgendeinem Zeitpunkt eine normale Wahrnehmung stattgefunden haben konnte, die zu »Erinnerungen« der einen oder anderen Art führt – Erinnerungen, die außerhalb des bewußten Zugangs bleiben. Genau hier müssen die Psychologen auf die Idee einer angeborenen Organisation der Erfahrung zurückgreifen, die als nichts erklärende, alles auffangende Theorie zweifellos für Konzeptionen anderer Art reichlich Spielraum läßt.

Tatsächlich ist die Extrapolation einer Art aus den Phänomenen...der außersinnlichen Wahrnehmung abgeleiteten gemeinsamen Nenners zu einem Universalprinzip eine keineswegs ganz

neue Idee. Sie ist in zahlreichen alten Lehren enthalten, vor allem in den östlichen Philosophien, und eine wichtige Rolle spielte sie in den intuitiven Systemen praktisch aller religiösen Mystiker sowie in den Durchkonstruierten Gedankengebäuden mehrerer Philosophen seit Aristoteles, der das Problem des Wissens nicht ohne die Postulierung eines Objekt und Subjekt verbindenden Kontinuums bewältigen konnte. Auch Bergson gelang es zum Beispiel nicht, die Wahrnehmung und Gedächtnis inhärenten Widersprüche zu lösen, ohne eine Art Universalkontinuum anzunehmen, in dem alles in allem kognitiv eingepreßt ist. Die Konzeption eines universellen Repräsentationsfeldes, in dem alle empfindsamen Wesen (und, wenn ich Bergson richtig verstanden habe, auch die Gegenstände) auf diese Weise miteinander verbunden sind, unterscheiden sich zudem in ihrer Kühnheit kaum von der Konzeption eines universellen Gravitationsfeldes, in dem zwischen jedem Partikel des Universums und jedem anderen Partikel eine gegenseitige Anziehungskraft besteht.

Was ist nun notwendig, um ein derartiges Bild mit den physiologischen Aspekten von Wahrnehmung, Lernen und Gedächtnis in Einklang zu bringen, mit der allgemeinen Tatsache also, daß die meisten Funktionen der Lebenssysteme fest in ihrer Struktur verankert zu sein scheinen, auch unter Berücksichtigung der enormen Fortschritte, die in den vergangenen Jahren auf dem Gebiet der Chemie des Lernens und des Gedächtnisses (wie auch der Chemie und Elektrophysiologie der einzelnen Sinne) gemacht worden sind? Schlüssig bewiesen wurde, daß Veränderungen im Gehirn sich auf einer molekularen Ebene vollziehen, auf der diese Funktionen in Gang gesetzt werden, und daß diese Funktionen teilweise oder ganz durch Eingriffe in das eine oder andere Stadium der Proteinsynthese blockiert werden können, von der sie normalerweise begleitet sind. Ebenfalls bewiesen ist, daß im Gehirn von Tieren makroskopische Veränderungen vorgehen – Veränderungen der Blutzufuhr, der Größe und Anzahl von Neuronen- und Gliazellen –, und zwar je nachdem, in welchem Umfang diese Funktionen ausgeübt werden.<sup>178</sup>

Die Experimente zeigen jedoch nicht die Korrelationen, die zu erwarten wären, wenn das allen Erinnerungs- und Lernprozessen zugrunde liegende Speichern und Wiederauffinden von Informa-

tionen eine absolute Spezifizierung der betreffenden Zellen und Neuralkreise erfordern würde. Tatsächlich gibt es Hinweise für eine weit größere Plastizität und Flexibilität in der Beziehung zwischen Gehirn und Verhalten auf dieser Ebene, als eine einfache physiko-chemische Interaktion erklären würde.<sup>147, 178</sup>

Dieser relative Mangel an Starrheit der Beziehung zwischen Struktur und Funktion des am höchsten entwickelten Nervensystems in der Natur ist ein Faktum, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Einerseits hat es zu einer Erklärung des Gedächtnisses eher in Wahrscheinlichkeitsbegriffen als in streng deterministischen Bezügen geführt;<sup>164</sup> aber es steht ebenso in Einklang mit einer anderen Möglichkeit: Es ist nämlich vorstellbar, daß der relative Mangel an Starrheit in der Beziehung zwischen Gehirn und Verhalten jene noch unvollständige evolutionäre Individualisierung und damit verbundene Strukturierung der Kommunikationsmittel zwischen Organismus und Umwelt repräsentiert, die früher einmal weit freier von strukturellen Begrenzungen war, so wie es als denkbar gilt, daß gewisse Funktionen, die heute von neuralen Elementen des Mittelhirns ausgeführt werden, früher einmal von chemischen Elementen des Blutkreislaufs beherrscht wurden. Es ist sogar nicht unvorstellbar, daß unsere ersten Organismen in einem sehr frühen Stadium (in dem sich das Leben gerade erst vom Unbelebten entfernt hatte und in dem so etwas wie ein spezialisiertes Nervengewebe Tausende von Millionen Jahren in der Zukunft lag) für ihr Anpassungsverhalten lediglich eine höchst allgemeine Art des Reaktionsvermögens auf Veränderungen benötigten. Diese Reaktionsform, die eine primitive Art der Informationsaufnahme einschloß, konnte nur lose in einer äußerst rudimentären Struktur verankert gewesen sein. Diese Form primitiver Kommunikation nun mag vom Organismus während der gesamten Evolution beibehalten worden sein, in der sich der ganze Vorgang nun in Gestalt fortschreitender Individuation und letztlich Trennung des Embryos und später des Kindes von der Mutter zu wiederholen scheint. (Die Entwicklung sowohl unseres wissenschaftlichen Weltbildes als auch unserer Auffassung von der Rolle des rationalen Denkens bei dieser Entwicklung scheint diese evolutionäre Tendenz widerzuspiegeln.)

Nach einer derartigen Konzeption, innerhalb derer wir uns zwei nebeneinander existierende Kommunikationssysteme vorzustellen haben, eines unterhalb des anderen, wie die Tiefenströmungen des Meeres unterhalb der Wellen und Strömungen der Oberfläche, mag das, was sich heute als Psi-Phänomene verschiedenster Art manifestiert, eben diese primitive Ur-Bewußtheit sein, die jetzt als eine Art Träger-»Welle« dient, zwar gelegentlich Bedeutungsrepräsentanzen aufgreift, die von späteren Strukturen kodiert sind, aber zumeist im Hintergrund bleibt. Wenn die leise Stimme der Träger-Welle zuweilen hinter den später mehr strukturell bedingten Kommunikationsabläufen zwischen dem Organismus und der Umwelt zu hören ist, scheint das, was wir erfahren, die Charakteristika einer primitiven Sprache zu besitzen, die zwar präzise genug ist, um Objekte, Informationen von Entfernung und Richtung und einfachste Handlungen zu bezeichnen, zugleich aber so vieldeutig ist, daß sie praktisch nur innerhalb eines lebendigen, gefühlsbedingten Zusammenhanges verstanden werden kann. Gelegentlich bemächtigen sich die Informationsmechanismen dieser unteren Ebene auch des Apparates der oberen Ebene und benutzen ihn für ihre Verlautbarungen (psi-bedingte Träume, Visionen, Halluzinationen usw.).

Es ist durchaus vorstellbar, daß wir uns, würde ein solches Konzept weit genug zurückgeführt, so etwas Ähnliches wie eine »spontane Entstehung« von Struktur und Form und sogar der lebendigen Materie selbst aus einem Organisationsfeld vorstellen müßten, das wir als »Ur-Psyche« bezeichnen könnten. (Eine derartige Vorstellung entspricht unter anderem der Lehre des Vedanta.)

Womit wir uns zunächst befassen müssen, wenn wir uns zwei koexistierende Wahrnehmungs- und Kommunikationssysteme vorzustellen versuchen, ist, wie früher bereits angedeutet, das Problem der Instrumente, mit denen der Organismus aus einer ungeheuren Masse latenter Informationen genau das herausucht, was für seine unmittelbaren Erfordernisse notwendig ist, und alles übrige ausschaltet. Wir stellen hier jedoch abermals fest, daß das wesentliche Problem sich nicht grundsätzlich von dem unterscheidet, womit sich die gegenwärtigen neuralen und psychologischen (einschließlich der psychoanalytischen) Wahrnehmungsmo-

delle ohnehin befassen. Diese stimmen in der Auffassung überein, daß Auswahl und Wahrnehmung zwei Seiten ein und desselben Vorgangs sind, und die Frage, was ausgewählt wird und was nicht – oder was nicht wahrgenommen wird –, eine Funktion der Persönlichkeit und ihrer gesamten Lebenserfahrung ist. Bei allem, was uns diese Modelle über die Frage sagen, wie die Diskrimination und Auswahl genau stattfindet, wären wir mit einem noch größeren Universum potentieller Informationen kaum schlechter dran als jetzt. Selbst auf dem stark eingeschränkten Bereich sinnlicher Wahrnehmung ist die Notwendigkeit, das bedeutsame Wahrzunehmende aus einer immensen Fülle von nicht Wahrgenommenem auszusondern, einfach eine Sache der Erfahrung, eine Gegebenheit, und nicht etwas, was erst aus neurologischen oder psychologischen Überlegungen abgeleitet werden kann. Überdies könnte die Schlüsselfunktion der Verdrängung, eine Art halb durchlässige Membrane, die die notwendigen und bedeutsamen Informationen heraussiebt und in Übereinstimmung mit einem postulierten Diskriminationssystem arbeitet, für die eine Situation ebenso wie für die andere in Frage kommen. (Das gewöhnliche Konzept der Verdrängung, das nur schwer von allen möglichen räumlichen Begriffen zu lösen ist, erscheint ohnehin viel zu begrenzt, wenn wir außergewöhnliche Phänomene wie multiple Persönlichkeiten in Betracht ziehen, die häufig den mediumistischen Manifestationen so nahe kommen, daß sie mit ihnen austauschbar erscheinen.) Die Postulierung eines universellen Psi-Feldes belastet uns demnach keineswegs mit zusätzlichen oder grundsätzlich neuen Schwierigkeiten, mit keinerlei Problemen also, die in den neurologischen und psychologischen Modellen von Wahrnehmung und Denken nicht bereits existierten.

Doch selbst vorausgesetzt, es gäbe keine grundsätzliche Grenze für die Erweiterung des Konzepts von den diskriminierenden, selektierenden und organisierenden Fähigkeiten des Organismus auf einen latent unbegrenzten Informationsbereich, so würden die meisten Menschen zweifellos immer noch nicht ganz verstehen, warum das Leben dann weitgehend eine Angelegenheit von Schlußfolgerungen aus ungenügenden Informationen sein muß, wie Weaver es formuliert hat – warum wir zusammen mit einem großen Teil irrelevanten Materials auch Informationen ausschlie-

ßen, die wir nur allzu gerne besitzen würden, zum Beispiel solche, die bei der Verfolgung von allgemein als erstrebenswert geltenden Zielen für uns von Vorteil sein könnten.

Die allgemein vorgenommene Dichotomie zwischen dem, was normalerweise geschieht, und dem, was vermutlich geschehen könnte oder müßte, wenn es so etwas wie eine Psi-Funktion gäbe, ist jedoch auch hier insofern falsch, als sie auf Voraussetzungen beruht, die sehr einfach zu widerlegen sind. Jeder, der aus eigener Kraft etwas erreicht hat, wird Ihnen erklären, er habe lediglich Informationen benutzt, die allen zugänglich waren, und die meisten, die sich »emporgearbeitet« haben, können gar nicht verstehen, warum es nicht alle so machen wie sie. Ähnlich hat es auch in den Bereichen der Gesundheits- und sogar der Lebenserhaltung und -verbesserung den Anschein, daß Informationen, die auf eine ganz normale Art und Weise erhältlich sind, nicht nur nicht zum Vorteil verwendet werden, sondern in Fällen, die der Psychoanalyse nur allzu bekannt sind, sogar für das Gegenteil. Das Problem der Medizin liegt nicht nur darin, eine Methode zur Behandlung spezifischer pathologischer Zustände zu finden, sondern darin, das Individuum dazu zu bringen, daß es im eigenen Interesse handelt, solange die Mittel dafür, einschließlich der relevanten Informationen, zur Verfügung stehen. Wir wissen auch, daß ein großer Prozentsatz von Personen, die bei Unfällen verletzt werden oder sogar den Tod finden, die Bedeutung der oft lebensrettenden, eindeutig zugänglichen Informationen, falsch wahrgenommen oder falsch eingeschätzt haben. Warum also sollten dann die Psi-Fähigkeiten, falls sie überhaupt existieren, auf andere Art und Weise benutzt werden als die für normal gehaltenen kognitiven Fähigkeiten?

Das Problem liegt also offensichtlich nicht in der Erkenntnis, sondern in der Motivation, zum größten Teil in der unbewußten Motivation; und genau hier hat die Psychoanalyse ihren allerwichtigsten Beitrag geleistet. Allerdings hat sie erst einen Teil des Weges zur Erkenntnis jener theoretischen Fragen zurückgelegt, die auftauchen, wenn Individuen selbstzerstörerische Verhaltensweisen an den Tag legen. Sie hat derartige Tendenzen ausschließlich als psychogenetisch determinierte Abweichungen von stillschweigend angenommenen Idealverhaltensnormen angesehen,

die theoretisch von allen Individuen angestrebt werden können. Nicht erkannt dagegen hat die Psychoanalyse, daß die Entwicklung selbstzerstörerischer Neigungen, wie sehr auch immer von den Wechselfällen der individuellen Erfahrung bedingt, gleichzeitig fest in den Gesamterfordernissen eines Universums kompliziert ineinandergreifender Vorgänge verankert sein muß.

Freud hatte zweifellos eine Ahnung von der Bedeutung dieses Problems, als er sich den Masochismus als in so etwas Universellem wie dem Todestrieb verwurzelt vorstellte, den er irgendwie verbunden sah mit der Tendenz des biologischen Systems, einen stabilen Gleichgewichtszustand zu erreichen. Obwohl er jedoch in *Jenseits des Lustprinzips* zahlreiche biologische Beispiele heranzog, die, wie etwa das geheimnisvolle Laichen der Lachse, geradezu nach mehr Interesse für jene Tendenzen in der Natur schreien, die über das Individuelle hinausgehen, hat Freud diesen kleinen Schritt zwischen den beiden unauflöslich miteinander verbundenen Bereichen nicht getan.

Und die Ökologen heute scheinen nicht zu erkennen, daß das entscheidende Problem, vor dem sie stehen, die Frage ist, wie die von ihnen postulierten homöostatischen Mechanismen im Großen funktionieren sollen. Es ist eine Sache, wenn Organismen mit wirksamen neuro-humoralen Vorgängen der Übermittlung und Rückmeldung von Informationen die Homöostase aufrechterhalten können, eine ganze andere Sache ist es jedoch, wenn sich eine Vielzahl von separaten Entitäten mit einer scharf umgrenzten Anzahl von Möglichkeiten des Informationsaustausches und ohne ein regierendes Zentral-»Gehirn« zu ordentlichen selbstkorrigierenden Systemen organisieren soll, die imstande sind, innerhalb relativ enger Grenzen optimalen Funktionierens zu operieren. Weder das »Gesetz der großen Zahl« noch die allgemeine Systemtheorie, auf die sich die Ökologen zu stützen pflegen (die Einzelheiten bequemerweise der Natur selbst überlassend), können diese Frage lösen, ebensowenig wie die Postulierung gleichermaßen vager (wenn nicht sogar schlechthin dämonologischer) »Organisatoren« oder »Organisationsfehler« im Zellularbereich<sup>210</sup> oder, um auf die heutigen Grundbegriffe zurückzugreifen, von Elektronen, denen ein individueller Wille zugeschrieben wird, um so aus der theoretischen Zwickmühle herauszukom-



men.<sup>191</sup> Eindeutig benötigt wird außer einer Art »Gehirn« ein Kommunikationsmedium zwischen den Entitäten, seien es nun Partikel, Zellen, Organismen oder sogar unbelebte Zustände (die tatsächlich schon als »Kommunikations«-Träger in einem universalen Gravitationssystem gelten).

Wenn man nun etwas wie Psi als basales Kommunikationsmittel zwischen Entitäten und Vorgängen in der Natur postuliert, wird zugleich klar, warum es nicht unbedingt bei der Verfolgung rein egoistischer Ziele Verwendung findet, wie sie dem Individuum erstrebenswert scheinen. Denn die Ziele, denen Psi dient, sind nicht primär jene des Individuums, sondern die einer aufsteigenden Hierarchie zusammenhängender Systeme, in der das Individuum lediglich eine Art Bote ist – Psi ist sozusagen Teil des vegetativen Nervensystems der Natur (wie es gleichzeitig eine Art psychisches Gegenstück zum vegetativen Nervensystem des Individuums darstellt, das innerhalb der von einem höheren System gesetzten Einschränkungen und Grenzen funktioniert).

Hier stoßen wir jedenfalls auf einen anderen Bereich des scheinbar unüberbrückbaren Grabens, der die theoretischen Begriffe des Menschen von den »Dingen an sich« trennt. Wie soll überhaupt Ordnung in ein Universum kommen, das nach den konventionellen Vorstellungen der Physik lange vor der Entstehung der ersten Aminosäuren schon zu einem absoluten Stillstand gekommen sein müßte, wenn nicht mit Hilfe von Psi-Kommunikation im weitesten Sinne? (Wobei unsere physikalischen und biologischen Gesetze lediglich als besondere »Spezialfälle« gelten würden, die sich im Laufe von Milliarden Jahren fortschreitender Strukturierung aus dem Urfeld »herauskristallisiert« haben wie ein Trampelpfad.)

Das war zu einer Zeit, da Gott noch sehr lebendig war, für Kepler, Newton und deren Zeitgenossen zum Beispiel, im Prinzip kein großes Mysterium, denn es galt allgemein als selbstverständlich, daß alle dynamischen Verbindungen des Universums von der Gottheit hergestellt wurden. Heutzutage jedoch, da der Gott der Wissenschaftler tot ist, bleibt diese Frage wieder offen – trotz aller Bemühungen großer Denker wie Whitehead, Polanyi und anderer, nicht-theologische Entsprechungen des göttlichen Willens zu finden. Die Wahrscheinlichkeitstheorie, auf die einige

Physiker wieder zurückkommen, als könne sie diesen Zweck erfüllen, kann in diesem Zusammenhang höchstens als Schein-Gottheit gelten. Denn die bloße Tatsache, daß wir eine mathematische Formel konstruieren können, um mit ihrer Hilfe zu beschreiben, was geschieht, wenn sich eine Vielzahl einzelner Vorgänge zu einem ordentlichen System zusammenfügt, erklärt noch nicht, wie es geschieht, ebenso, wie uns auch das elementarste mathematische Modell keinen Aufschluß darüber geben kann, wie es dem schwer beschädigten Ei des Seeigels gelingt (ein weiteres Beispiel Freuds), sich selber zu reorganisieren und zu einem lebensfähigen Ganzen zu entwickeln. Tatsache ist, daß sich die Wahrscheinlichkeitstheorie nicht mit der kausalen Dynamik befaßt, und die Frage, warum sich Naturvorgänge überhaupt an »Vorhersagen« oder »Gesetze« halten sollten, hat schon so manchen Theoretiker beschäftigt.<sup>25,44,304</sup> Der deutsche Mathematiker und Philosoph Karl Marbe kam in seiner tiefgründigen Studie über diese Frage zu dem Schluß, die Antwort darauf müsse irgendwie von der Psychologie kommen,<sup>189</sup> auf welche Weise, konnte er jedoch nicht sagen.

Wie diese nunmehr fehlende Dimension überhaupt von der Bildfläche verschwunden ist, kann lediglich vermutet werden. Soweit wir uns aus anthropologischen Studien zusammenreimen können, bildeten beim frühen Menschen der subjektiv empfundene Wille und das Wirken der Natur ein Kontinuum, in dem die Psi-Funktion, ein integraler Teil des Lebens, das als selbstverständlich geltende Bindeglied zwischen allen Dingen und Vorgängen darstellte. Die natürliche und die moralische Ordnung der Dinge waren ein und dasselbe, und die Idee einer separaten Kausalordnung war unvorstellbar.

Viele Hinweise legen nahe, daß die fortschreitende Eliminierung des »Geistes« aus der Naturordnung mit der Notwendigkeit verbunden war, »Psi« aus dem Bild zu entfernen, was möglicherweise mit dem Bedürfnis des Menschen zu tun hat, sich weiter und weiter von allem zu distanzieren, was auch nur den geringsten Hinweis auf die potentielle Macht seiner feindseligen Wünsche geben konnte.

An welchem Punkt der Mensch die potentielle Wirksamkeit seiner feindseligen Wünsche nicht mehr ertragen konnte und es

für notwendig hielt, sie auf die Toten zu projizieren, was dann zu späteren wichtigen Entwicklungen in Religion und Wissenschaft führte, bleibt unklar. Es bestehen Anhaltspunkte dafür, daß die frühesten Anfänge der Projektion von Aggressionen im Zusammenhang mit Mutterfiguren standen und möglicherweise eine Folge der vermuteten mutterrechtlichen Strukturen der frühesten Formen des Gruppenlebens waren.<sup>8</sup> Spätere abgeleitete Formen dieser Entwicklung sowie auch viele der frühen Artefakte selbst tragen deutlich den Stempel des oralen Ursprungs dieser Projektion.

Heute jedenfalls ist der darauffolgende Vorgang des Auslöschens auch der letzten Spuren des Lebens aus dem begrifflichen Modell über die Funktion der Kräfte im Universum nahezu abgeschlossen. Dabei ist die Einsicht praktisch verlorengegangen, daß wir zu unseren gegenwärtigen Modellen über das Funktionieren der Dinge im Universum (als eine Art »Wagen ohne Pferd«) durch einen Prozeß fortschreitender Abstraktion aus den natürlichen Systemen von »Leben« und geregelten Abläufen gelangt sind, die in Wirklichkeit dafür verantwortlich sind, daß diese Systeme zusammenhalten und überhaupt funktionieren.

Eine der Paradoxien dieser Geschichte ist die ablehnende Einstellung zu Psi sogar der wenigen Vertreter der heute so lebensfernen Naturwissenschaft, die eine Rückkehr von Leben und Geist fordern. Die intellektuellen Verrenkungen, die unternommen, die Methoden, die angewandt wurden, um zu vermeiden, daß auch nur eine einzige Einsicht verwendet werden muß, die auch nur eine flüchtige Beschäftigung mit den Psi-Phänomenen erfordern würde, läßt darauf schließen, daß das – was immer es gewesen sein mag –, was möglicherweise vor Äonen die Trennung des Geistes von der Natur zu erzwingen begann, immer noch wirksam ist.

## Dank

Der Autor möchte all denen danken, die zur Entstehung dieses Buches mit Rat und Tat beigetragen haben.

Vor allem gilt sein Dank Dr. J. G. Pratt, Dr. Aaron Paley, Martin Ebon, Marie Coleman Nelson und Laura A. Dale.

## Bibliographie

- <sup>1</sup> Allport, F. H., *Theories of Perception and the Concept of Structure*, New York 1958.
- <sup>2</sup> Almansi, R., »The Face-Breast Equation«, in *Journal of the American Psychoanalytic Association*, Jg. 8, 1960, S. 43-70.
- <sup>3</sup> Altman, L. L., *The Dream in Psychoanalysis*, New York 1969.
- <sup>4</sup> Anderson, M. L., »Clairvoyance and Teacher-Pupil Attitudes in Fifth and Sixth Grades«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 21, 1957, S. 7-12.
- <sup>5</sup> -, und White, R. A., »A Survey of Work on ESP and Teacher-Pupil Attitudes«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 22, 1958, S. 246-268.
- <sup>6</sup> -, »ESP Score Level in Relation to Student's Attitude toward Teacher-Agents Acting Simultaneously«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 22, 1958, S. 20-28.
- <sup>7</sup> -, »Teacher-Pupil Attitudes and Clairvoyance Test Results«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 20, 1956, S. 141-157.
- <sup>8</sup> Bachofen, J. J.; *Das Mutterrecht*, Basel 1948.
- <sup>9</sup> Backman, A., »Experiments in Clairvoyance«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 7, 1891/2, S. 199-220.
- <sup>10</sup> Balfour, G. W., »A Study of the Psychological Aspects of Mrs. Willett's Mediumship, and the Statements of the Communicators Concerning the Process«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 43, 1935, S. 41-318.
- <sup>11</sup> -, »The Ear of Dionysius: Further Scripts Affording Evidence of Personal Survival«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 29, 1918, S. 197-243.
- <sup>12</sup> Balfour, J., »The Palm Sunday Case: New Light on an Old Love Story«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 52, 1960, S. 83-267.
- <sup>13</sup> Balint, M., »Notes on Parapsychology and Parapsychological Healing«, in *International Journal of Psycho-Analysis*, Jg. 36, 1955, S. 31-35.

- <sup>14</sup> Barrett, W. F., »On Some Phenomena Associated with Abnormal Conditions of the Mind«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 1, 1882/3, S. 238–244.
- <sup>15</sup> Bateman, F., und Soal, S. G., »Long Distance Experiments in Telepathy«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 35, 1949/50, S. 257–271.
- <sup>16</sup> Baynes, H. G., »Jung's Conception of the Structure of the Personality in Relation to Psychical Research«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 46, 1941, S. 377–388.
- <sup>17</sup> Beaunis, H., »Un Fait de Suggestion Mentale«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Étrangère*, Jg. 21, 1886, S. 204.
- <sup>18</sup> Bendit, L. J., *Paranormal Cognition*, London 1944.
- <sup>19</sup> Bergson, H., *Materie und Gedächtnis*, Frankf. a. M. 1964.
- <sup>20</sup> Bertrand, A., *Traité du Somnambulisme*, Paris 1823.
- <sup>21</sup> Besterman, T., »An Experiment in Clairvoyance with M. Stefan Ossowiecki«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 41, 1932/33, S. 345–351.
- <sup>22</sup> Bhadra, B. H., »The Relationship of Test Scores to Belief in ESP«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 30, 1966, S. 1–17.
- <sup>23</sup> Björkhem, J. B., *Die verborgene Kraft. Probleme der Parapsychologie*, Freiburg i. Br. 1964.
- <sup>24</sup> Blom, J. G., und Pratt, J. G., »A Second Confirmatory ESP Experiment with Pavel Stepanek as a Borrowed Subject«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 62, 1968, S. 28–45.
- <sup>25</sup> Bohm, D., *Causality and Chance in Modern Physics*, Princeton, N. J., 1957.
- <sup>26</sup> Boirac, E. L., »Hypothèse du Animal Magnétisme«, in *Nouvelle Revue*, Okt. 1895.
- <sup>27</sup> Branfman, T. G., und Bunker, H. A., »Three Extrasensory Perception Dreams«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 21, 1950, S. 190.
- <sup>28</sup> Broad, C. D., »The Phenomenology of Mrs. Leonard's Mediumship«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 49, 1955, S. 47–63.
- <sup>29</sup> Brown, G. S., *Probability and Scientific Inference*, London 1957.
- <sup>30</sup> Brown, W., *Psychology and Psychotherapy*, London 1921.
- <sup>31</sup> Brugmans, H. J. F. W., »Über telepathische Experimente im Parapsychologischen Institut der Universität Groningen«, in *Parapsychologie. Entwicklung, Ergebnisse, Probleme*, hrsg. v. Hans Bender, Darmstadt 1971, S. 309–315.
- <sup>32</sup> Burlingham, D. T., »Child Analysis and the Mother«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 5, 1935, S. 69–92.
- <sup>33</sup> —, »Empathy between Infant and Mother«, in *Journal of the American Psychoanalytic Association*, Jg. 15, 1967, S. 764–780.
- <sup>34</sup> Camp, B. H., »Statement by President of Institute of Mathematical Statistics«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 1, 1937, S. 305.
- <sup>35</sup> Carington, W. W., »Experiments on the Paranormal Cognition of Drawings«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 4, 1940, S. 1–129.
- <sup>36</sup> —, »Experiments on the Paranormal Cognition of Drawings«, in *Proceedings of the American Society for Psychical Research*, Jg. 24, 1944, S. 1–107.
- <sup>37</sup> —, »Some Observations on the Experiments with Drawings«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 4, 1940, S. 130–134.
- <sup>38</sup> —, »The Quantitative Study of Trance Personalities, 1«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 42, 1934, S. 137–206.
- <sup>39</sup> —, »The Quantitative Study of Trance Personalities, 2«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 43, 1935, S. 319–361.
- <sup>40</sup> —, »The Quantitative Study of Trance Personalities, 3«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 44, 1936, S. 189–222.
- <sup>41</sup> —, *Thought Transference*, New York 1946.
- <sup>42</sup> Casler, L., »The Effects of Hypnosis on GESP«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 28, 1964, S. 126–134.
- <sup>43</sup> —, »The Improvement of Clairvoyance Scores by Means of Hypnotic Suggestion«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 26, 1962, S. 77–87.
- <sup>44</sup> Cassirer, E., *Zur modernen Physik*, Oxford 1957.
- <sup>45</sup> Chari, C.T.K., »Probability, Evaluation and ESP Research«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 37, 1954, S. 357–358.
- <sup>46</sup> (CIBA Foundation) *Extrasensory Perception. A CIBA Foundation Symposium*, Hrsg. v. G. E. W. Wolstenholme und E. C. P. Millar, New York 1969.
- <sup>47</sup> Coleman, M. L., »The Paranormal Triangle in Analytical Supervision«, in *Psychoanalysis and the Psychoanalytic Review*, Jg. 45, 1958, S. 73–84.
- <sup>48</sup> Coleman Nelson, M. L., »Birds of a Feather: Psychoanalytic Observations on Parapsychological Phenomena«, in *Israel Annals of Psychiatry and Related Disciplines*, Jg. 3, 1965, S. 73–88.
- <sup>49</sup> —, »Paranormal Patterns and the Life Style«, in *International Journal of Parapsychology*, Jg. 6, 1964, S. 407–421.
- <sup>50</sup> Cornford, F. M., *From Religion to Philosophy: A Study in the Origins of Western Speculation*, New York 1957.

- <sup>51</sup> Dale, L. A., »A Series of Spontaneous Cases in the Tradition of Phantasms of the Living«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 45, 1951, S. 85–101.
- <sup>52</sup> –, »Spontaneous Experiences Reported by a Group of Experimental Subjects«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 40, 1946, S. 55–63.
- <sup>53</sup> –, White, R., und Murphy, G., »A Selection of Cases from a Recent Survey of Spontaneous ESP Phenomena«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 56, 1962, S. 3–47.
- <sup>54</sup> Damstra, M. N., »Telepathic Mechanisms in Dreams«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 26, 1952, S. 100–134.
- <sup>55</sup> Dean, E. D., »Electronic Research Techniques in ESP«, Presented at American Psychiatric Association. Roundtable on Clinical Implications of Current Parapsychological Research, Hotel Boston Sheraton, Boston, 16. Mai 1968.
- <sup>56</sup> –, »Phethysmographic Recordings as ESP Responses«, in *International Journal of Neuropsychiatry*, Jg. 2, 1966, S. 439–446.
- <sup>57</sup> –, »The Plethysmograph as an Indicator of ESP«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 41, 1962, S. 351–353.
- <sup>58</sup> *Der Mesmerismus*, Basel 1947 (CIBA Zeitschrift Nr. 105).
- <sup>59</sup> Deutsch, H., »Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse«, in *Imago*, Jg. 12, 1926, S. 418–433.
- <sup>60</sup> Devereux, G. (Hrsg.), *Psychoanalysis and the Occult*, N. Y. 1970.
- <sup>61</sup> Dodds, E. R., »Telepathie und Hellsehen in der klassischen Antike«, in *Parapsychologie. Entwicklung, Ergebnisse, Probleme*, hrsg. v. Hans Bender, Darmstadt 1971.
- <sup>62</sup> Dommeyer, F. C., »Another Veridically Significant Dream«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 50, 1956, S. 162.
- <sup>63</sup> Duane, T. D., und Behrendt, T., »Extrasensory Electroencephalographic Induction between Identical Twins«, in *Science*, Jg. 150, 1965, S. 367.
- <sup>64</sup> Edgeworth, F. Y., »The Calculus of Probabilities Applied to Psychical Research«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 3, 1885, S. 190–199.
- <sup>65</sup> –, »The Calculus of Probabilities Applied to Psychical Research, 2«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 4, 1886/7, S. 189–208.
- <sup>66</sup> Edmunds, S., *Hypnotism and the Supernormal*, London 1961.
- <sup>67</sup> Efron, D., »Telepathic Skin-Writing«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 8, 1944, S. 272–286.

- <sup>68</sup> Ehrenwald, J., »Neurobiological Aspects of Telepathy«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 42, 1948, S. 132–141.
- <sup>69</sup> –, *New Dimensions of Deep Analysis*, New York 1955.
- <sup>70</sup> –, »Presumptively Telepathic Incidents during Analysis«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 24, 1950, S. 726–743.
- <sup>71</sup> –, »Psychopathological Aspects of Telepathy«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 46, 1940, S. 224–244.
- <sup>72</sup> –, »Psychotherapy and the Telepathy Hypothesis«, in *American Journal of Psychotherapy*, Jg. 4, 1950, S. 51–79.
- <sup>73</sup> –, »Quest for Psychics and Psychical Phenomena in Psychiatric Studies of Personality«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 23, 1949, S. 236–247.
- <sup>74</sup> –, *Telepathy and Medical Psychology*, New York 1948.
- <sup>75</sup> –, »Telepathy and the Child-Parent Relationship«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 48, 1954, S. 43–55.
- <sup>76</sup> –, »Telepathy in Dreams«, in *British Journal of Medical Psychology*, Jg. 19, 1942, S. 313–323.
- <sup>77</sup> –, »Telepathy in the Psychoanalytic Situation«, in *British Journal of Medical Psychology*, Jg. 20, 1944, S. 51–62.
- <sup>78</sup> –, »Telepathy: Concepts, Criteria and Consequences«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 30, 1956, S. 425–449.
- <sup>79</sup> Einstein, A., und Infeld, L., *Die Evolution der Physik. Von Newton bis zur Quantentheorie*, Hamburg 1957.
- <sup>80</sup> Eisenbud, J., »Analysis of a Presumptively Telepathic Dream«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 22, 1948, S. 103–135.
- <sup>81</sup> –, »A Test to Determine the Relationship of Subliminal Visual Stimuli and ESP in a Laboratory Setting«, in *International Journal of Parapsychology*, Jg. 7, 1965, S. 161–181.
- <sup>82</sup> –, »Behavioural Correspondences to Normally Unpredictable Future Events«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 23, 1954, S. 205 u. 355.
- <sup>83</sup> –, »Comments on Dr. Brenner's Facts, Coincidence and the Psi-Hypothesis«, in *International Journal of Psycho-Analysis*, Jg. 38, 1957, S. 4.
- <sup>84</sup> –, »In Symposium: Psychoanalysis and Parapsychology«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 12, 1948, S. 83–86.
- <sup>85</sup> –, »Introduction to Proceedings. Parapsychology Foundation Conference on Unorthodox Healing, 1957«, in *Proceedings of Four Conferences on Parapsychological Studies*, New York 1957.
- <sup>86</sup> –, »Mesmerism, Hypnosis and Psychic Research«, in *Tomorrow*, Jg. 6, 1958, S. 71–80.

- <sup>87</sup> -, »Notes sur quelques Problèmes Methodologiques de la Parapsychologie Psychoanalytic«, in *La Tour Sainte-Jacques*, Jg. 6/7, 1956, S. 71-77.
- <sup>88</sup> -, »On the Use of the Psi Hypothesis in Psychoanalysis«, in *International Journal of Psycho-Analysis*, Jg. 36, 1955, S. 1-5.
- <sup>89</sup> -, »Precognition, Anxiety and Aggression«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 19, 1955, S. 111-114.
- <sup>90</sup> -, »Psi and the Nature of Things«, in *International Journal of Parapsychology*, Jg. 5, 1963, S. 245-268.
- <sup>91</sup> -, »Psi and the Problem of the Disconnections in Science«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 50, 1955, S. 3-26.
- <sup>92</sup> -, »Psychiatric Contributions to Parapsychology: A Review«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 13, 1949, S. 247-262.
- <sup>93</sup> -, »Sein oder Nichtsein - Oder ist Psi notwendig?«, in *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Jg. 7, 1964, S. 25-45.
- <sup>94</sup> -, »Suggestion at a Distance«, in *International Journal of Parapsychology*, Jg. 4, 1962/63, S. 99-106.
- <sup>95</sup> -, »Telepathy and Problems of Psychoanalysis«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 15, 1946, S. 32-87.
- <sup>96</sup> -, »The Dreams of Two Patients in Analysis Interpreted as a Telepathic Rêve à Deux«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 16, 1947, S. 39-60.
- <sup>97</sup> -, »The Eisenbud Findings. A Reply to Ellis«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 21, 1947, S. 632-647.
- <sup>98</sup> -, »The Mother as Oriental«, Vortrag vor der Denver Psychoanalytic Society, 21. Nov. 1966.
- <sup>99</sup> -, »The U-Phenomenon, Parapsychology and Psychoanalysis«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 55, 1961, S. 135-141.
- <sup>100</sup> -, »The Use of the Telepathy Hypothesis in Psychotherapy«, in *Specialized Techniques in Psychotherapy*, hrsg. von G. Bychowski und E. Despert, New York 1952.
- <sup>101</sup> -, *The World of Ted Serios*, New York 1967.
- <sup>102</sup> -, »Time and the Oedipus«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 25, 1956, S. 363-384.
- <sup>103</sup> -, »Two Approaches to Spontaneous Case Material«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 57, 1963, S. 118-135.
- <sup>104</sup> -, Eller, J. J., Liddon, S. C., und Merrill, F. B., »Two Experiments with Ted Serios«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 62, 1968, S. 309-320.
- <sup>105</sup> -, Frey, H., Lehrburger, H., Marx, J. R., Paley, A., Starrett, D., und Wheeler, B. W., »Some Unusual Data from a Session with Ted Serios«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 61, 1967, S. 241-253.
- <sup>106</sup> -, Hassel, L., Keely, H., und Sawrey, W., »A Further Study of Teacher-Pupil Attitudes and Results on Clairvoyance Tests in the Fifth and Sixth Grades«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 54, 1960, S. 72-80.
- <sup>107</sup> Elliottson, J., »Remarkable Cure of Intense Nervous Affections, with the Transference of Disease in Two Instances to the Mesmerizer, Decided Sympathy in the Form of Community of Taste, Smell and Touch, etc.«, in *Zoist*, Jg. 5, 1847/48, S. 234-253.
- <sup>108</sup> Ellis, A., »Reanalysis of an Alleged Telepathic Dream«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 23, 1949, S. 116-126.
- <sup>109</sup> -, »Telepathy and Psychoanalysis: A Critique of Recent Findings«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 21, 1947, S. 607-631.
- <sup>110</sup> Esdaile, J., *Mesmerism in India, and its Practical Application in Surgery and Medicine*, London 1950.
- <sup>111</sup> Fahler, J., »ESP Card Tests with and without Hypnosis«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 21, 1957, S. 179-185.
- <sup>112</sup> -, und Cadoret, R. J., »ESP Card Tests of College Students with and without Hypnosis«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 22, 1958, S. 125-136.
- <sup>113</sup> Fisher, C., »Dreams and Perception«, in *Journal of the American Psychoanalytic Association*, Jg. 2, 1954, S. 389-445.
- <sup>114</sup> Flammarion, C., *Rätsel des Seelenlebens*, Stuttgart 1909.
- <sup>115</sup> Fodor, N., »Telepathic Dreams«, in *American Imago*, Jg. 3, 1942, S. 61-87.
- <sup>116</sup> -, »Telepathy in Analysis«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 21, 1947, S. 171-189.
- <sup>117</sup> -, »The Fodor Findings. A Reply to Ellis«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 21, 1947, S. 652-655.
- <sup>118</sup> -, *The Haunted Mind*, New York 1959.
- <sup>119</sup> -, »The Poltergeist Psychoanalyzed«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 22, 1948, S. 195-203.
- <sup>120</sup> Freud, S., *Jenseits des Lustprinzips*, Frankfurt/M. 1972.
- <sup>121</sup> -, »Traum und Okkultismus«, 30. Vorlesung in *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Frankfurt/M. 1969.
- <sup>122</sup> -, »Traum und Telepathie«, in *Ges. Werke* Bd. XIII, Fr./M. 1972.

- 123 —, »Die okkulte Bedeutung des Traumes«, in *Gesammelte Werke* Bd. I, Frankfurt/M. 1972.
- 124 —, »Psychoanalyse und Telepathie«, in *Schriften aus dem Nachlaß*, Frankfurt/M. 1972.
- 125 —, *Die Traumdeutung*, 2 Bde, Frankfurt/M. 1968.
- 126 —, »Einige Nachträge zum Ganzen der Traumdeutung«, in *Gesammelte Werke* Bd. XIV, Frankfurt/M. 1972.
- 127 —, *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*, Frankfurt/M. 1964.
- 128 Garrett, E. J., *My Life as a Search for the Meaning of Mediumship*, New York 1939.
- 129 Gauld, A., *The Founders of Psychical Research*, New York 1968.
- 130 Gay, K., »The Case of Edgar Vandy«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 39, 1957, S. 1-64.
- 131 Gillespie, W. H., »Experiences Suggestive of Para-Normal Cognition in the Psycho-Analytic Situation«, in *CIBA Foundation Symposium on Extrasensory Perception*, 1956.
- 132 —, »Extrasensory Elements in Dream Interpretation«, in *Psychoanalysis and the Occult*, hrsg. von G. Devereux, New York 1953.
- 133 Gley, E., »A Propos d'une Observation de Sommeil Provoqué à Distance«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etrangère*, Jg. 22, 1886, S. 425.
- 134 Greenacre, P., »Pathological Weeping«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 14, 1945, S. 62-75.
- 135 Greenwood, J. A., »Analysis of a Large Chance Control Series of ESP Data«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 2, 1938, S. 138-146.
- 136 —, und Stuart, C. E., »Mathematical Techniques Used in ESP Research«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 5, 1937, S. 206-255.
- 137 Gregory, C. C. L., und Kohsen, A., *Physical and Psychical Research*, Reigate, Surrey, 1954.
- 138 Grela, J. J., »Effect on ESP Scoring of Hypnotically Induced Attitudes«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 9, 1945, S. 194-202.
- 139 Gurney, E., »Hypnotism and Telepathy«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 5, 1888/9, S. 216-259.
- 140 —, und Myers, F. W. H., »Some Higher Aspects of Mesmerism«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 3, 1885, S. 401-419.
- 141 —, *Phantasms of the Living*, London 1886 (gekürzte deutsche Übersetzung: *Gespenster lebender Personen und andere telepathische Erscheinungen*, Leipzig 1896).
- 142 Guthrie, M., »An Account of some Experiments in Thought-Transference«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 2, 1884, S. 24-42.
- 143 —, und Birchall, J., »Record of Experiments in Thought-Transference«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 1, 1882/3, S. 263-283.
- 144 Hall, C. S., und Van De Castle, R., *The Content Analysis of Dreams*, New York 1966.
- 145 Hansel, C. E. M., *ESP - A Scientific Evaluation*, New York 1966.
- 146 Hardy, A. C., »Telepathy and Evolutionary Theory«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 35, 1949/50, S. 225-237.
- 147 Hebb, D. O., *The Organization of Behavior*, New York 1949.
- 148 Héricourt, J., »Un Cas de Somnambulisme à Distance«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etrangère*, Jg. 21, 1886, S. 200.
- 149 Hettinger, J., »Psychometric Tests across the Atlantic«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 41, 1947, S. 94-122.
- 150 Heywood, R., *ESP - A Personal Memoir*, New York 1964.
- 151 —, »The Palm Sunday Case: A Tangle for Unravelling«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 40, 1960, S. 285-291.
- 152 Hirschmann, E., »Telepathy and Psychoanalysis«, in *Imago*, Jg. 9, 1923, S. 368-382.
- 153 Hodgson, R. A., »A Further Record of Observations of Certain Phenomena of Trance«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 13, 1897/8, S. 284-583.
- 154 —, »A Record of Observations of Certain Phenomena of Trance«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 8, 1892, S. 1-167.
- 155 Hollós, I., »Psychopathologie alltäglicher telepathischer Erscheinungen«, in *Imago*, Jg. 19, 1933, S. 529-546 (Nachdruck in *Neue Wissenschaft*, Jg. 14, 1966, S. 20-36).
- 156 Honorton, C., »Separation of High and Low Scoring ESP Subjects through Hypnotic Preparation«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 28, 1964, S. 250-257.
- 157 Humphrey, B. M., »Success in ESP as Related to Form of Response Drawings«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 10, 1946, S. 78.
- 158 Hyslop, J. H., »A Further Record of Observations of Certain Trance Phenomena«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 16, 1901, S. 1-609.
- 159 James, W., »Report on Mrs. Piper's Hodgson-Control«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 23, 1909, S. 2-121.

- <sup>160</sup> —, »Review of Hodgson«, in *Psychological Review*, Jg. 5, 1898, S. 420–424.
- <sup>161</sup> Janet P., »Deuxième Note sur le Sommeil Provoqué à Distance et la Suggestion Mentale pendant l'Etat Somnambulique«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etrangère*, Jg. 22, 1886, S. 212–223.
- <sup>162</sup> —, »Note sur quelques Phénomènes de Somnambulisme«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etrangère*, Jg. 22, 1886, S. 212–198.
- <sup>163</sup> —, *Psychological Healing: A Historical and Clinical Study*, New York, 1925.
- <sup>164</sup> John, E. R., *Mechanisms of Memory*, New York 1967.
- <sup>165</sup> Johnson, A., »On the Automatic Writing of Mrs. Holland«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 21, 1908, S. 166–391.
- <sup>166</sup> Johnson, R. C., *The Imprisoned Splendour*, London 1953.
- <sup>167</sup> Jordan, P., *Verdrängung und Komplementarität*, Hamburg 1947.
- <sup>168</sup> Jung, C. G., und Pauli, W., »Naturerklärung und Psyche«, in *Studien aus dem C. G. Jung-Institut Zürich*, Nr. 4, 1952, S. 109–194.
- <sup>169</sup> Kahn, S. D., »Studies in Extrasensory Perception: Experiments Utilizing an Electronic Scoring Device«, in *Proceedings of the American Society for Psychical Research*, Jg. 25, 1952, S. 1–48.
- <sup>170</sup> Kelsen, H., *Society and Nature*, Chicago 1943.
- <sup>171</sup> Kemper, W., »Analyse zwei eindrucksvoller Wahrträume«, in *Psyche*, Jg. 8, 1954, S. 450–467.
- <sup>172</sup> Kluever, H., *Mescal and Mechanisms of Hallucinations*, Chicago 1966.
- <sup>173</sup> Krech, D., Rosenzweig, M. R., und Bennett, E. L., »Environmental Impoverishment, Social Isolation and Changes in Brain Chemistry and Anatomy«, in *Physiology and Behavior*, Jg. 1, 1966, S. 99–104.
- <sup>174</sup> Lambert, G. W., »A Study in the Automatic Writing of Mrs. Holland: Who was John Collins?«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 44, 1967, S. 19–24.
- <sup>175</sup> —, »Studies in the Automatic Writing of Mrs. Verrall. 1. Who was Ralph Nevile?«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 42, 1964, S. 389–399.
- <sup>176</sup> —, »Studies in the Automatic Writing of Mrs. Verrall. 2. On the Banks of the Derwent«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 43, 1965, S. 62–77.
- <sup>177</sup> —, »Studies in the Automatic Writing of Mrs. Verrall. 3. Some Dwellers on the Derwent«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 43, 1965, S. 169–181.
- <sup>178</sup> Lashley, K. S., »Cerebral Organization and Behavior«, in *Proceedings of the Association for Research in Nervous and Mental Disease*, Jg. 36, 1958, S. 1–18.
- <sup>179</sup> —, »Search of the Engram«, in *Symposium of the Society for Experimental Biology*, Jg. 4, 1950, S. 454–482.
- <sup>180</sup> Le Shan, L. L., »A Spontaneous Psychometry Experiment with Mrs. Eileen J. Garrett«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 44, 1967, S. 14–19.
- <sup>181</sup> —, »The Vanished Man: A Psychometry Experiment with Mrs. Eileen J. Garrett«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 62, 1968, S. 46–51.
- <sup>182</sup> Liébault, A. A., *Thérapeutique Suggestive: Son Mécanisme*, Paris 1891.
- <sup>183</sup> Lodge, O. J., »An Account of some Experiments in Thought-Transference«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 2, 1883/4, S. 189–200.
- <sup>184</sup> —, »Evidence of Classical Scholarship and of Cross-Correspondence in some New Automatic Writings«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 25, 1911, S. 113–175.
- <sup>185</sup> —, »Report on some Trance Communications Received Chiefly through Mrs. Piper«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 23, 1909, S. 127–285.
- <sup>186</sup> Löfgren, L. B., »Recent Publications on Parapsychology«, in *Journal of the American Psychoanalytic Association*, Jg. 16, 1968, S. 146.
- <sup>187</sup> Maimonides, M., *Führer der Unschlüssigen*, Leipzig 1923/4.
- <sup>188</sup> Mangan, G. L., *A Review of Published Research on the Relationship of some Personality Variables to ESP Scoring Level*, New York 1958.
- <sup>189</sup> Marbe, K., *Die Gleichförmigkeit in der Welt*, München 1916.
- <sup>190</sup> Margenau, H., »ESP in the Framework of Modern Science«, in *Science and ESP*, hrsg. von J. R. Smythies, New York 1967.
- <sup>191</sup> —, »Physical versus Historical Reality«, in *Philosophy of Science*, Jg. 19, 1952, S. 193–213.
- <sup>192</sup> Mayo, H., *On the Truths Contained in Popular Superstitions*, Edinburgh 1851.
- <sup>193</sup> Medhurst, G. R., »The Fraudulent Experimenter: Professor Hansel's Case against Psychical Research«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 44, 1968, S. 217–232.



- <sup>194</sup> Meerloo, J. A. M., *Hidden Communion: Studies in the Communication Theory of Telepathy*, New York 1964.
- <sup>195</sup> —, »Sympathy and Telepathy: A Model for Psychodynamic Research in Parapsychology«, in *International Journal of Parapsychology*, Jg. 10, 1968, S. 57–83.
- <sup>196</sup> —, »Telepathy as a Form of Archaic Communication«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 23, 1949, S. 691–704.
- <sup>197</sup> Mesmer, F. A., *Schreiben an einen auswärtigen Arzt über den Magnetismus*, Wien 1775.
- <sup>198</sup> Michajlow, F., und Zaregojrodzew, G., *Beyond the Threshold of Consciousness: A Critical Analysis of Freudianism*, Moskau 1961.
- <sup>199</sup> Miles, C., und Ramsden, H., »Experiments in Thought-Transference«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 21, 1907, S. 60–93.
- <sup>200</sup> Moss, T., und Gengerelli, J. A., »ESP Effects Generated by Affective States«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 32, 1968, S. 90–100.
- <sup>201</sup> —, »Telepathy and Emotional Stimuli: A Controlled Experiment«, in *Journal of the Abnormal and Social Psychology*, Jg. 72, 1967, S. 341–348.
- <sup>202</sup> Mundle, C. W. K., »Probability and Parapsychology. Correspondence«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 37, 1954, S. 292–294.
- <sup>203</sup> —, »Probability and Scientific Inference«, in *Philosophy*, 1959 S. 150–154.
- <sup>204</sup> Murphy, G., »The Importance of Spontaneous Cases«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 47, 1953, S. 89–103.
- <sup>205</sup> —, »Triumphs and Defeats in the Study of Mediumship«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 51, 1957, S. 125–135.
- <sup>206</sup> —, und Ballou, R. O., *William James on Psychical Research*, New York 1960.
- <sup>207</sup> Musso, J. R., »ESP Experiments with Primary School Children«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 29, 1965, S. 115–121.
- <sup>208</sup> Myers, F. W. H., *Human Personality and its Survival of Bodily Death*, New York 1904.
- <sup>209</sup> —, »On Telepathic Hypnotism and its Relation to other Forms of Suggestion«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 4, 1886/7, S. 127–188.
- <sup>210</sup> Needham, J., *Order and Life*, New Haven, 1968.
- <sup>211</sup> Nicol, J. F., »Randomness: The Background and some New Investigations«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 38, 1955, S. 71–87.
- <sup>212</sup> —, »The Statistical Controversy in Quantitative Research«, in *International Journal of Parapsychology*, Jg. 1, 1959, S. 47–63.
- <sup>213</sup> —, und Humphrey, B. M., »The Exploration of ESP and Human Personality«, in *Journal of the American Society of Psychical Research*, Jg. 47, 1953, S. 133–178.
- <sup>214</sup> Oram, A. T., »An Experiment with Random Numbers«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 37, 1954, S. 369–377.
- <sup>215</sup> Osis, K., »ESP over Distance: A Survey of Experiments Published in England«, in *Journal of the American Society für Psychical Research*, Jg. 59, 1965, S. 22–42.
- <sup>216</sup> —, und Fahler, J., »Space and Time Variables ESP«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 59, 1965, S. 130–145.
- <sup>217</sup> —, und Turner, M. E., »Distance and ESP: A Transcontinental Experiment«, in *Proceedings of the American Society for Psychical Research*, Jg. 27, 1968, S. 1–48.
- <sup>218</sup> Osty, E., *Supernormal Faculties in Man*, London 1923.
- <sup>219</sup> Pagenstecher, G., »A Notable Psychometric Test«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 14, 1920, S. 386–417.
- <sup>220</sup> —, *Die Geheimnisse der Psychometrie oder Hellsehen in die Vergangenheit*, Leipzig 1928.
- <sup>221</sup> Pederson-Krag, G., »Telepathy and Repression«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 16, 1947, S. 61–68.
- <sup>222</sup> —, »The Pederson-Krag-Findings. A Reply to Ellis«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 21, 1947, S. 647–652.
- <sup>223</sup> Peerbolte, M. (eigentl. Lietaert Peerbolte, M.), »Een Telepathische Droom«, in *Tijdschrift voor Parapsychologie*, Jg. 3, 1937, S. 121–124.
- <sup>224</sup> Pickford, R. W., »An Hysterical Medium«, in *British Journal of Medical Psychology*, Jg. 19, 1943, S. 363–366.
- <sup>225</sup> Poetzl, O., »Experimentell-erregte Traumbilder in ihren Beziehungen zum indirekten Sehen«, in *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*, Jg. 37, 1917, S. 278–349.
- <sup>226</sup> Polanyi, M. *Personal Knowledge*, Chicago 1958.
- <sup>227</sup> —, »Life's Irreducible Structure«, in *Science*, Jg. 160, 1968, S. 1308.

- <sup>228</sup> Pratt, J. G., *Parapsychology: An Insider's View of ESP*, Garden City 1964.
- <sup>229</sup> -, »Towards a Method of Evaluating Mediumistic Material«, in *Boston Society for Psychical Research*, Bull. 23, 1936.
- <sup>230</sup> Price, G. R., »Science and the Supernatural«, in *Science*, Jg. 122, 26. Aug. 1955, S. 359-367.
- <sup>231</sup> Prince, W. F., »Human Experiences: Being the Report on the Results of a Questionnaire and a Discussion of them«, in *Boston Society for Psychical Research*, Bull. 14, 1931.
- <sup>232</sup> -, »Psychometric Experiments with Senora Maria Reyes de Z.«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 16, 1922, S. 5-40.
- <sup>233</sup> -, »Psychometric Experiments with Senora Maria Reyes de Z.«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 15, 1921, S. 189-314.
- <sup>234</sup> Puysegur, A. M. J. C., *Mémoires pour Servir à l'Histoire de l'Établissement du Magnétisme en France*, Paris und Straßburg 1784.
- <sup>235</sup> Radcliffe-Hall, M., und Troubridge, U., »On a Series of Sittings with Mrs. Osborne Leonard«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 30, 1918/19, S. 339-554.
- <sup>236</sup> Rao, K. R., *Experimental Parapsychology: A Review and Interpretation*, Springfield, Ill., 1966.
- <sup>237</sup> *Rapports et Discussions de l'Académie Royale de Médecine sur le Magnétisme Animal*, Paris 1833.
- <sup>238</sup> »Report on the Census of Hallucinations«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 10, 1894, S. 25-422.
- <sup>239</sup> Rhine, J. B., *Extrasensory Perception*, Boston 1935.
- <sup>240</sup> -, »Extrasensory Perception and Hypnosis«, in *Experimental Hypnosis*, hrsg. von L. M. Lecron, New York 1952, S. 359-375.
- <sup>241</sup> -, *Neuland der Seele*, Stuttgart/Berlin 1938.
- <sup>242</sup> -, *Die Reichweite des menschlichen Geistes*, Stuttgart 1950.
- <sup>243</sup> -, *Hidden Channels of the Mind*, New York 1967.
- <sup>244</sup> -, »The Relation of Agent and Percipient in Spontaneous Telepathy«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 20, 1956, S. 1-32.
- <sup>245</sup> -, und Pratt, J. G., *Parapsychologie. Grenzwissenschaft der Psyche*, Bern/München 1962.
- <sup>246</sup> -, Stuart, C. E., Smith, B. M., und Greenwood, J. A., *Extrasensory Perception after Sixty Years*, New York 1940.
- <sup>247</sup> Richet, C., *Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens*, Stuttgart 1921.
- <sup>248</sup> -, »La Suggestion Mentale et le Calcul des Probabilités«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etrangère*, Jg. 18, 1884, S. 609-674.
- <sup>249</sup> -, »Relation de Diverses Expériences sur la Transmission Mentale, la Lucidité et autres Phénomènes non Explicable par les Données Scientifiques Actuelles«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 5, 1888/9, S. 18-168.
- <sup>250</sup> -, »Un Fait de Somnambulisme à Distance«, in *Revue Philosophique de la France et de l'Etrangère*, Jg. 21, 1886, S. 199.
- <sup>251</sup> Rock, I., *The Nature of Perceptual Adaption*, New York 1966.
- <sup>252</sup> Róheim, G. »Teiresias and other Seers«, in *Psychoanalytic Review*, Jg. 33, 1946, S. 314-334.
- <sup>253</sup> -, »Telepathy in a Dream«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 1, 1932, S. 277-291.
- <sup>254</sup> Roll, W. G., »Pagenstecher's Contribution to Parapsychology«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 61, 1967, S. 219-240.
- <sup>255</sup> Rosen, G., »Mesmerism and Surgery«, in *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences*, Jg. 1, 1946, S. 527-550.
- <sup>256</sup> Rubin, S., »A Possible Telepathic Experience during Analysis«, in *Psychoanalysis and the Occult*, hrsg. von G. Devereux, New York 1953, S. 383-387.
- <sup>257</sup> Ryan, C., *The Longest Day*, New York 1959.
- <sup>258</sup> Ryzl, M., »A Further Confirmation of Stabilized ESP Performance in a Selected Subject«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 27, 1963, S. 73-83.
- <sup>259</sup> -, »Confirmation of ESP Performance in a Hypnotically Prepared Subject«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 26, 1962, S. 237-243.
- <sup>260</sup> -, »Precognition Scoring and Attitude Toward ESP«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 32, 1968, S. 1-8.
- <sup>261</sup> -, »Training the Psi Faculty by Hypnosis«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 41, 1962, S. 234-252.
- <sup>262</sup> -, und Pratt, J. G., »A Repeated-Calling ESP Test with Sealed Cards«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 27, 1963, S. 160-174.
- <sup>263</sup> -, und Ryzlova, J., »A Case of High-Scoring ESP Performance in the Hypnotic States«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 26, 1962, S. 153-171.
- <sup>264</sup> Salter, W. H., »The Palm Sunday Case: A Note on Interpreting Automatic Writings«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 40, 1960, S. 275-285.

- 265 —, »The Rose of Sharon«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 54, 1963, S. 3–22.
- 266 —, *Trance Mediumship: An Introductory Study of Mrs. Piper and Mrs. Leonard*, London 1950.
- 267 —, Heywood, R., und Green, C., »Report on Enquiry into Spontaneous Cases«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 53, 1960, S. 83–161.
- 268 Saltmarsh, H. F., »Report on the Investigation of some Sittings with Mrs. Warren Elliot«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 39, 1930/1, S. 47–184.
- 269 —, und Soal, S. G., »A Method of Estimating the Supernormal Content of Mediumistic Communications«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 39, 1930/31, S. 266–271.
- 270 Sannwald, G., »Zur Psychologie paranormalen Spontanphänomene«, in *Zeitschrift für Parapsychologie und die Grenzgebiete der Psychologie*, Jg. 3, 1960, S. 149–183.
- 271 Saul, L. J., »Telepathic Sensitiveness as a Neurotic Symptom«, in *Psychoanalytic Quarterly*, Jg. 7, 1938, S. 329–335.
- 272 Schilder, P., *Mind, Perception and Thought*, New York 1953.
- 273 —, »Psychoanalyse und Eidetik«, in *Zeitschrift für Sexualwissenschaft*, Jg. 13, 1926, S. 56–62.
- 274 —, »Psychopathologie alltäglicher telepathischer Erscheinungen«, in *Imago*, Jg. 20, 1934, S. 219–224.
- 275 Schmeidler, G. R., und McConnell, R. A., *ESP and Personality Patterns*, New York 1958.
- 276 Schrödinger, E., *Geist und Materie*, Braunschweig 1959.
- 277 Schwarz, B. E., »Built-In Controls and Postulates for the Telepathic Event«, in *Corrective Psychiatry and Journal of Social Therapy*, Jg. 12, 1966, S. 64–82.
- 278 —, »Possible Telesomatic Reactions«, in *Journal of the Medical Society of New Jersey*, Jg. 64, 1967, S. 600–603.
- 279 —, *Psychic-Dynamics*, New York 1965.
- 280 —, »Psychodynamic Experiments in Telepathy«, in *Corrective Psychiatry and Journal of Social Therapy*, Jg. 9, 1963, S. 169–214.
- 281 Scott, C. G., »Spencer-Brown and Probability: A Critique«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 39, 1958, S. 217–234.
- 282 Servadio, E., »Ein paranormaler Traum in der analytischen Situation«, in *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Jg. 1, 1958, S. 155–165.
- 283 —, »Le Conditionnement Transférentiel et Contre-Transférentiel des Evénements »Psi« au cours de l'Analyse«, in *Acta Psychotherapeutica, Psychosomatica et Orthopaedagogica*, Zusatznummer, 1955, S. 656–661.
- 284 —, »Parapsychologie und »Ungläubigkeitsreaktion««, in *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Jg. 2, 1959, S. 1–9.
- 285 —, »Psychoanalysis and Parapsychology«, in *Science and ESP*, hrsg. von J. R. Smythies, New York 1967.
- 286 —, »Psychoanalysis and Telepathy«, in *Imago*, Jg. 21, 1935, S. 489.
- 287 —, »Psychologie des Profondeurs et Parapsychologie«, in *Revue Metapsychique*, 1954, S. 31–32.
- 288 —, »Telepathy and Psychoanalysis«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 52, 1958, S. 125–132.
- 289 —, »The Psychodynamic Approach to Parapsychological Problems«, in *Psychotherapy and Psychosomatics*, Jg. 15, 1967, S. 245–259.
- 290 —, »Transference and Thought-Transference«, in *International Journal of Psychoanalysis*, Jg. 37, 1956, S. 392–395.
- 291 —, »The Dynamics of So-Called Paranormal Dreams«, in *The Dream and Human Societies*, hrsg. von G. E. Grunebaum und R. Caillois, Berkeley/Los Angeles 1966.
- 292 Sidgwick, E., »A Contribution to the Study of the Psychology of Mrs. Piper's Trance Phenomena«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 28, 1915, S. 1–652.
- 293 Sinclair, U., *Radar der Psyche*, Bern/München/Wien 1973.
- 294 Smith, S., *The Mediumship of Mrs. Leonard*, New Hyde Park, N. Y., 1964.
- 295 Smith, B. M., und Humphrey, B. M., »Some Personality Characteristics Related to ESP Performance«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 10, 1946, S. 269–289.
- 296 Smythies, J. R. (Hrsg.), *Science and ESP*, New York 1967.
- 297 Soal, S. G., und Bateman, F., *Modern Experiments in Telepathy*, New Haven 1954.
- 298 —, und Bowden, H. T., *The Mind Readers*, London 1959.
- 299 Squires, P. C., »The Clairpsychism of Strindberg«, in *Psychonanalytic Review*, Jg. 29, 1942, S. 50–70.
- 300 Stekel, W., *Der telepathische Traum*, Berlin 1921.
- 301 Stevenson, I., »An Anatomist's View of Parapsychology. A Review of Professor Hansel's ESP: A Scientific Evaluation«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 61, 1967, S. 254–267.
- 302 —, *Telepathic Impressions: A Review and Report of Thirty-five New Cases*, New York 1970.

- <sup>308</sup> Strean, H. S., und Nelson, M. L., »A Further Clinical Illustration of the Paranormal Triangle Hypothesis«, in *Psychoanalysis and the Psychoanalytic Review*, Jg. 49, 1962, S. 61-76.
- <sup>304</sup> Struik, D. J. »On the Foundations of the Theory of Probabilities«, in *Philosophy of Science*, Jg. 1, 1934, S. 50-68.
- <sup>305</sup> Stuart, C. E., Humphrey, B. M., Smith, B. M., und McMahan, E., »Personality Measurements and ESP Tests with Cards and Drawings«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 11, 1947, S. 118-146.
- <sup>306</sup> Taves, E., Murphy, G., und Dale, L. A., »American Experiments on the Paranormal Cognition of Drawings«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 39, 1945, S. 144-150.
- <sup>307</sup> Tenhaeff, W. H. C., »On the Personality Structure of Paragnostes«, in *Proceedings of the Parapsychological Institute of the University of Utrecht*, Jg. 2, 1962, S. 1-79.
- <sup>308</sup> -, »Depth-Psychological Background of Spontaneous Paragnostical Experiences«, in *Proceedings of the Parapsychological Institute of the University of Utrecht*, Jg. 3, 1965, S. 22-33.
- <sup>309</sup> Thigpen, C. H., und Cleckley, H. M., *Die drei Gesichter Evas*, Hamburg 1957.
- <sup>310</sup> Thomas, D. C., »A Consideration of a Series of Proxy Sittings«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 41, 1932/33, S. 139-185.
- <sup>311</sup> Thouless, R. H., *Experimental Psychical Research*, Baltimore 1963.
- <sup>312</sup> -, »Review of Mr. Whately Carington's Work on Trance Personalities«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 44, 1936, S. 223-275.
- <sup>313</sup> -, und Wiesner, B. P., »On the Nature of Psi Phenomena«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 10, 1946, S. 107-119.
- <sup>314</sup> -, »The Psi Processes in Normal and Paranormal Psychology«, in *Journal of Parapsychology*, Jg. 12, 1948, S. 192-212.
- <sup>315</sup> Tyrrell, G. M. N., »The Modus Operandi of Paranormal Cognition«, in *Proceedings of the Society for Psychical Research*, Jg. 48, 1947, S. 105-120.
- <sup>316</sup> -, *Science and Psychical Phenomena*, New York 1938.
- <sup>317</sup> Ullman, M., »An Experimental Study of the Telepathic Dream«, in *Corrective Psychiatry and Journal of Social Therapy*, Jg. 12, 1966, S. 115-139.
- <sup>318</sup> -, »A Nocturnal Approach to Psi«, in *Proceedings of the Parapsychologic Association*, Jg. 3, 1966, S. 35-63.

- <sup>319</sup> -, »On the Occurrence of Telepathic Dreams«, in *Journal of the American Society for Psychical Research*, Jg. 53, 1959, S. 50-61.
- <sup>320</sup> -, Krippner, S., und Feldstein, S., »Experimentally Induced Telepathic Dreams: Two Studies Using EEG-REM Monitoring Technique«, in *International Journal of Neuropsychiatry*, Jg. 2, 1966, S. 420-437.
- <sup>321</sup> Urbantschitsch, V., *Über subjektive optische Anschauungsbilder*, Wien 1907.
- <sup>322</sup> Wassiliew, L. L., *Experimentelle Untersuchungen zur Mentalsuggestion*, Bern/München 1965.
- <sup>323</sup> Warcollier, R., *Experiments in Telepathy*, New York 1938.
- <sup>324</sup> -, *Mind to Mind*, New York 1948.
- <sup>325</sup> Weaver, W., *Science and the Imagination*, New York 1967.
- <sup>326</sup> Weiler, R. B., »Apparent Telepathy in Psychotherapy«, in *Psychiatric Quarterly*, Jg. 41, 1967, S. 448-473.
- <sup>327</sup> Weserman, H. M., »Versuche willkürlicher Traumbildung«, in *Archiv für den Tierischen Magnetismus*, Jg. 6, 1819, S. 135-142.
- <sup>328</sup> West, D. J., *Psychical Research Today*, London 1954.
- <sup>329</sup> -, »Experimental Parapsychology in Britain. A Survey of Published Works, 1948-1953«, in *Journal of the Society for Psychical Research*, Jg. 37, 1954, S. 323-345.
- <sup>330</sup> Whitehead, A. N., *Process and Reality*, New York 1929.

## Personen- und Sachregister

- Aberglaube 284  
Adler, Alfred 214  
Aksakow, Alexander 49  
Amanda-Stetson-Anagram 17 f.  
*Amanda-Stetson-Traum* 14 ff., 65,  
130 f., 133  
American Psychoanalytic  
Association 14  
American Society for Psychical  
Research 49  
Anagramme, kabbalistische 19  
Analyse, Ziel der 221 f.  
Angemessenheit, psycho-  
dynamische 56  
Animismus 49  
*Anus-Matz-Episode* 226 ff.  
Archetypen 24  
*Architektur-Episode* 225 f.  
Aristoteles 340  
Assoziationen mit Querverbin-  
dungen 221 ff., 276  
ASW-Tests 205 f., 210 f., 318, 323  
*Atomexplosion, Traum von der*  
147 f.  
Außersinnliche Wahrnehmung  
(ASW) 48, 51  
Automatismus 211
- Baby, Episode mit dem doppel-  
köpfigen* 251 ff.
- Bank-Episode* 271 f.  
*Barkeeper-Episode* 230 ff.  
Bedeutung 13, 23 ff., 39, 56, 69  
*Bein-Episode* 229 f.  
Bender, Hans 48  
Berendt, Heinz C. 48  
*Bergarbeiter-Episode* 234 ff.  
Bergler, Edmund 208  
Bergson, Henri 340  
*Betten-Traum* 154 f.  
Bewußtheit 337 ff.  
*Bonwit-Traum* 153 f.  
*Brief-Episode* 275 ff.  
British Society for Psychical  
Research 49, 206  
*Buch/Kind-Entsprechung* 29 ff.,  
81, 98, 101  
*Bus-Träume* 28 ff., 98, 100
- Coca-Cola-Episode* 269 ff.  
Coleman, M. L. 322  
Columbus, Christoph 199  
Compton, Arthur 199  
Conant, James 199  
*CVJM-Episode* 222 ff.
- Dale, Laura A. 48  
*Damenslip-Traum* 175  
*Demographismus-Episode* 255 f.  
Dessoir, Max 48

Determination 69  
-, angeborene 338  
Determinismus, außersinnlicher  
315  
Dewey, John 101  
Dinosaurier-Traum 102 f.  
Dr.-R.-Traum 165 f.  
Driesch, Hans 49  
Duke-Universität 50

»Effekt der zweifachen Quelle«  
84 ff., 95 ff., 101, 104, 106  
Ehrenwald, J. 20, 109, 321, 325  
Ellis, Havelock 178  
Empfängnis-Episode 260 ff.  
Englischprüfungs-Träume 183 ff.,  
215 f., 316  
Entsprechungen 9 ff., 315 ff.  
-, offene 14, 33 ff.  
-, geschlossene 14, 23 ff.  
-, Herstellung von 11 ff.  
-, »psychozentrischer« Aspekt  
von 23 f.  
-, ungewöhnliche 10 ff., 39  
Enurese 303 ff.  
Eonismus 178  
Ereignis, Definition von 12  
»Erinnerungsspuren« 338 f.  
Experimentalpsychologie 338 f.

Fehlleistungen 80, 84, 279 ff.  
Fellatio-Traum 326  
Fermi, Enrico 199 f.  
Feuer-Träume 168 ff., 324  
Filmen, Traum von den  
dreidimensionalen 176

Filmschauspieler, Traum vom  
belebten 72 f.  
Fisch-Traum 160 f.  
Fließ, Wilhelm 201  
Flugzeug-Traum 52 ff., 69, 96, 107  
Fodor, Nandor 81, 109, 314  
Freud, Sigmund 67, 112 f., 115,  
183, 200 ff., 214 f., 279,  
282, ff., 315, 345, 347

Garagen-Traum 176  
Gashahn-Phantasie 304, 307 ff.  
Gedächtnis 340  
»Gegebenheiten« 338  
Gegenübertragung 97, 324  
Gehirn 340 f.  
Geist, Natur und 347 f.  
Geldbörse, Traum von der  
verlorenen 81 ff., 164 f.  
Gemeinsamen Ursache, Hypothese  
der 40 ff.  
Gerichts-Traum 326  
Geschwindigkeits-Traum 186 ff.  
Gestaltpsychologie 338  
Gillespie, W. H. 109

Häusern und Gärten, Träume von  
305 ff.  
Hausboot-Traum 58 ff., 96 f.  
Hausmädchen-Episode 248 ff.  
Hellssehen 48  
Hitchcock-Traum 108  
Hitler u. a., Traum von  
Eisenhower 177  
Hollós, István 80 f., 120, 314  
Homosexualität 208

Homosexuellen-Episode 289 f.  
Hund-Episode 291 ff.  
Hypnose-Episoden 257 ff., 273 ff.  
Hypnotherapie 258 f.  
Identifikation 124, 176  
Individuation 341  
Informationsquelle 55 f.  
Inseminationsphantasien 328, 335

Jaguar-Traum 125 ff.  
Jack/Jag/Jake-Episode 121 ff.,  
207 f.  
Jake-Traum 121 ff.  
Jennifer-Jones-Traum 133 ff.  
Jones, Ernest 315  
Jules/Jule-Episode 128 ff.

Kampf im Schlafzimmer,  
Traum vom 56 ff.  
Kastrationsaggressionen 326 ff.  
Kausalität 69  
Kepler, Johannes 346  
Kind mit den drei Augen,  
Traum vom 262 ff.  
Kommunikation 159, 276 f.  
-, »normale« 34, 46  
-, primitive 341 f.  
Kommunikationshypothese 40,  
42 ff., 47, 50, 57, 174, 301 f.  
Kommunikationssysteme,  
koexistierende 342 f.  
Kopfweg-Episode 229  
Kreuzkorrespondenzen 211 ff.,  
217 ff.  
Kutscher-Episode (Freud) 282 ff.

Laboratoriums-Traum 85 ff., 92,  
137  
»Lampenaugen«-Traum 178 f.  
Latouche-Traum 184 ff., 190 f.,  
213 f., 216  
Lawinen-Traum 60 ff., 85  
Lernen 340  
»Luftprojektor«-Traum 180 f.

Mädchen, Traum vom dünnen 326  
Magie, anagrammatische 19 f.  
Maimonides, Moses 130  
Maiskörner-Assoziationen 35 ff.,  
327 ff.  
Maiskolben-Traum 329 f.  
Marbe, Karl 347  
Material, »heteropsychisches« 325  
Mathematikprüfungs-Traum  
166 ff.  
Maugham, Somerset 250  
Medium 49  
Meerloo, J. A. M. 277  
Mord-Traum 175 f.  
Moser, Fanny 49  
Mumps-Episode 293 ff.  
Musik-Episode 232 f.  
Mutterrecht 348

Namensassoziationen 14 ff.  
Nancy M. und Mildred L.,  
Traum von 155 ff.  
Narzissmus 104, 200, 228, 317  
Newton, Isaac 346  
Numerologie 201

Ödipuskomplex 278  
Oesterreich, T. K 49

Omnipotenz, infantile 317  
Onkel-Wanja-Anagramm 131  
Onkel-Wanja-Traum 130 f., 133  
Opernkarten-Episode 288 f.  
Ostrander, Sheila 50

Parapsychologie 48 ff., 107, 201,  
206, 217 ff.  
Para-Psychopathologie 279 ff.  
Parkplatz-Traum 176  
Pauline-Traum 132 f.  
»Pfeffer-und-Salz«-Assoziationen  
189, 196 ff., 205 ff., 211, 217  
Phänomene, paranormale 48  
Physik, klassische 66  
Pillen-Träume 11 ff., 150 ff.  
Platon 339  
Polanyi, M. 346  
Präkognition 48, 66  
Psi 48 f., 55, 91, 285, 337 ff  
-, Analyse und 321 ff.  
-, Schlaf und 112 f.  
-, Sexualität und 168 ff.  
-, Soma und 255 ff.

Psibedingte Episoden, mutmaßlich  
(außer → Träumen)

Anus-Matz-Episode 266 ff.  
Architektur-Episode 225 f.  
Baby, Episode mit dem doppel-  
köpfigen 251 ff.  
Bank-Episode 271 f.  
Barkeeper-Episode 230 ff.  
Bein-Episode 229 f.  
Bergarbeiter-Episode 234 ff.  
Brief-Episode 275 ff.

Buch/Kind-Entsprechung 29 ff.,  
81, 98, 101  
Coca-Cola-Episode 269 ff.  
CVJM-Episode 222 ff.  
Demographismus-Episode  
255 f.  
Empfängnis-Episode 260 ff.  
Gashahn-Phantasie 304, 307 ff.  
Hausmädchen-Episode 248 ff.  
Homosexuellen-Episode 289 f.  
Hund-Episode 291 ff.  
Hypnose-Episoden 257 ff.,  
273 ff.  
Jack/Jag/Jake-Episode 121 ff.,  
207 f.  
Jules/Jule-Episode 128 ff.  
Kopfweh-Episode 229  
Kutscher-Episode (Freud)  
282 ff.  
Maiskörner-Assoziationen  
35 ff., 327 ff.  
Mumps-Episode 293 ff.  
Musik-Episode 232 ff.  
Opernkarten-Episode 288 f.  
»Pfeffer-und-Salz«-  
Assoziationen 189, 196 ff.,  
205 ff., 211, 217  
Rufus-Episode 241 ff.  
36.-Straße-Episode 279 ff.  
Sekretärin-Episode 243 ff.  
Taxi-Episode 285 f.  
Überschwemmungs-Episode  
303 ff.  
Verwandten-Episode 278  
Wer-hört-zu-Episode 247 ff.,  
323  
Zahnarzt-Episode 237 ff.  
Zahlen-Assoziationen 184 ff.

Psi-Feld, universelles 343  
Psi-Hypothese 26 f., 47 ff., 71 ff.  
-, therapeutischer Wert der 321 ff.  
-, Validierung der 109  
Psi-Prozesse 94  
»Psi-Rivalität« 153 ff.  
»Psi-Spionage« 89  
Psi-Symbole, Tagesreste und  
178 ff.  
-, Träume und 159 ff.  
Psi-Träume 112 ff., 143 ff.  
-, Analytiker und 152  
-, Angstkontrolle und 176 f.  
-, Sehen und 176 f.  
Psychoanalyse 9 ff., 42, 96,  
111 ff., 212, 344 f.  
Psychoanalytikertreffen,  
Traum vom 189 ff.  
Psychodynamik 70  
Psychokinese 48  
Psychologie 347  
-, ethologisch orientierte 338  
Psychopathie 124  
Psychopathologie des Alltags-  
lebens 282, 287  
Pufferreaktionen 269 ff.

Querverbindungen, Assoziationen  
mit 221 ff., 276

Radio-Traum 168 ff.  
Repräsentationsfeld, universelles  
340  
Rhine, J. B. 48, 50  
Richet, Charles 285  
Rinderkotelett-Traum 326  
Róheim, G. 109  
Rufus-Episode 241 ff.

Schizophrenie 322  
Schlaf, Psi und 112 f.  
Schwangerschafts-Träume 262 ff.  
Schroeder, Lynn 50  
36.-Straße-Episode 279 ff.  
Sekretärin-Episode 243 ff.  
Sekundärverarbeitung 317  
Selektion 70  
Sensitivität, telepathische 255  
Servadio, Emilio 80 f., 314  
Shaw, Bernard 26 f.  
Signifikanzgrenzen 29  
Sinclair, Upton 50  
»Somato-Hellsehen« 301 f.  
Sonny-Boy-Traum 121 ff.  
Sorell-Traum 113 ff.  
Spanierin-Traum 159 ff.  
»Spiegel-Effekt« 81, 84, 314  
Spiritismus 49  
Spontanfälle 49  
Strand-Träume 10, 13, 26  
Syphilis-Traum 135 f., 180  
Syllogismus 277  
System, axiomatisches 13  
Tagesrest 58  
Tanzenden dunkelhäutigen  
Mädchen, Traum vom 159 ff.  
1000-Dollar-Traum 207 ff.  
Taxi-Episode 285 f.  
Taxi-Traum 261 f.  
Telefon-Traum 164 f.  
Telepathie 48, 113, 325 ff.  
-, Entfernung und 66  
Terpenhydrat-Traum 149 f.  
Thouless, R. H. 48  
Tieren, Traum von den kleinen  
118 ff.

Tod, Auferstehung und 130 f.,  
137 ff., 143 ff., 185, 216  
Todeserklärung, Traum von der  
irrtümlichen 137 ff.  
Todestrieb 345  
Todeswünsche 19  
Trance 49  
Transformation, anagrammatische  
178 f.  
Träume 9 ff.  
-, absurde 201 f.  
-, anagrammatische 130 ff.  
-, anagrammatische Prozesse  
und 19  
-, außergewöhnliche Entspre-  
chungen und 112  
-, Empfängnisnacht und 262 ff.  
-, Magie und 130, 137 f.  
-, Psi-Symbole und 159 ff.  
- mit Querverbindungen 14,  
24 ff., 32  
-, Symbole und 107 ff.  
-, telepathische 81, 107, 120, 165

#### Träume

*Amanda-Stetson-Traum* 14 ff.,  
65, 130 f., 133  
*Atomexplosion, Traum von der*  
147 f.  
*Betten-Traum* 154 f.  
*Borwit-Traum* 153 f.  
*Bus-Träume* 28 ff., 98, 100  
*Damenslip-Traum* 175  
*Dinosaurier-Traum* 102 f.  
*Dr.-R.-Traum* 165 f.  
*Englischprüfungs-Träume*  
183 ff., 215 f., 316

*Fellatio-Traum* 326  
*Feuer-Träume* 168 ff., 324  
*Filmen, Traum von den*  
*dreidimensionalen* 176  
*Filmschauspieler, Traum vom*  
*belebten* 72 f.  
*Fisch-Traum* 160 f.  
*Flugzeug-Traum* 52 ff., 69, 96,  
107  
*Garagen-Traum* 176  
*Geldbörse, Traum von der*  
*verlorenen* 81 ff., 164 f.  
*Gerichts-Traum* 326  
*Geschwindigkeits-Traum* 186 ff.  
*Häusern und Gärten, Träume*  
*von* 305 ff.  
*Hausboot-Traum* 58 ff., 96 f.  
*Hitchcock-Traum* 108  
*Hitler u. a., Traum von Eisen-*  
*hower,* 177  
*Jaguar-Traum* 125 ff.  
*Jake-Traum* 121 ff.  
*Jennifer-Jones-Traum* 133 ff.  
*Kampf im Schlafzimmer, Traum*  
*von* 56 ff.  
*Kind mit drei Augen, Traum*  
*von* 262 ff.  
*Laboratoriums-Traum* 85 ff.,  
92, 137  
*»Lampenaugen«-Traum* 178 f.  
*Latouche-Traum* 184 ff., 190 f.,  
213 f.  
*Lawinen-Traum* 60 ff., 85  
*»Luftprojektor«-Traum* 180 f.  
*Mädchen, Traum vom dünnen*  
326  
*Maiskolben-Traum* 329 f.

*Mathematikprüfungs-Traum*  
166 ff.  
*Mord-Traum* 175 f.  
*Nancy M. und Mildred L.,*  
*Traum von* 155 ff.  
*Onkel-Wanja-Traum* 130 f.,  
133  
*Parkplatz-Traum* 170  
*Pauline-Traum* 132 f.  
*Pillen-Träume* 11 ff., 150 ff.  
*Psychoanalytikertreffen, Traum*  
*von* 198 ff.  
*Radio-Traum* 168 ff.  
*Rinderkotelett-Traum* 326  
*Schwangerschafts-Träume*  
262 ff.  
*Sonny-Boy-Traum* 121 ff.  
*Sorell-Traum* 113 ff.  
*Spanierin-Traum* 159 ff.  
*Strand-Träume* 10, 13, 26  
*Syphilis-Traum* 135 f., 180  
*Tanzenden dunkelhäutigen*  
*Mädchen, Traum vom* 159 ff.  
*1000-Dollar-Traum* 207 ff.  
*Taxi-Traum* 261 f.  
*Telefon-Traum* 164 f.  
*Terpenhydrat-Traum* 149 f.  
*Tieren, Traum von den kleinen*  
118 ff.  
*Todeserklärung, Traum von der*  
*irrtümlichen* 137 ff.  
*Unbefleckten Empfängnis,*  
*Traum von der* 215 f.  
*Urinuntersuchung, Traum von*  
*der* 92  
*Wakefield-Traum* 14 ff.  
*Wecker-Traum* 287 f.  
*»Wie man mit einem Mann*

*schläft« (Traum)* 115 ff.  
*Worte, Traum ohne* 174 f.  
*Yamashita-Traum* 66 f., 72 ff.  
*Zahlen-Traum* 183 ff., 198,  
202 ff., 216  
*Zeh, Traum vom entzündeten*  
33 ff., 326 ff.

*Traumarbeit* 20  
*Traumauslöser* 63  
*Traumdeutung* 183  
*Traumgedanken* 201 ff.  
*Trauminhalt, latenter* 20  
-, *manifest* 20  
*Traumprozesse* 68  
*Traumquelle* 67 f.  
*Traumsituation, »normale«* 67 f.  
*Traumvergleich* 10 ff.  
*»Triangulation«* 95, 97 f., 101 ff.,  
137, 139, 143, 146 f., 165, 219,  
332 ff.  
*Tscheckow, Anton* 131  
*Überdeterminiertheit* 74, 84, 328  
*Überschwemmungs-Episode* 303 ff.  
*Übertragung* 97, 173  
*Ullman, M.* 109  
*Unbefleckten Empfängnis, Traum*  
*von der* 215 f.  
*Unbewußte, das* 9, 234, 287 f.  
*Ur-Bewußtheit* 343  
*Urinuntersuchung, Traum von der*  
92  
*»Ur-Psyche* 342  
*Urszene* 167, 176, 287  
*Validierung* 71 ff., 255  
*Validität* 26



Verdichtung 61 f., 178  
 Verdrängung 80 f., 106, 343  
 Verhalten, Gehirn und 341  
 Verhaltensaüßerungen 9 ff.  
 Verhaltensdynamik 27  
*Verwandten-Episode* 278  
 Vorbereitungsreaktionen 269 ff.

»Wahrträume« 112 f.  
 Wahrnehmung 42  
 –, Bewußtheit und sinnliche 337 ff.  
 –, sinnliche 338 ff.  
 –, unterschwellige 47 ff., 146  
 –, visuelle 338  
 Wahrnehmungssysteme,  
   koexistierende 342 f.  
 Wahrscheinlichkeit 25 ff., 75, 109  
 Wahrscheinlichkeitssituation,  
   offene 33 ff.  
 Wahrscheinlichkeitstheorie 346 f.  
*Wakefield-Traum* 14 ff.  
 Wassiliew, Leonid L. 66, 185

*Wecker-Traum* 287 f.  
*Wer-hört-zu-Episode* 247 ff., 323  
 White, Rhea A. 48  
 Whitehead, A. N. 346  
 »Wie man mit einem Mann  
   schläft (Traum) 115 ff.  
 Wiesner, B. P. 48  
 Widerstand, unbewußter 317 ff.  
 Wissenschaftsbegriff,  
   traditioneller 94 f.  
*Worte, Traum ohne* 174 f.  
 Wort-Magie 135 f.

*Yamashita-Traum* 66 f., 72 ff.

*Zahlen-Assoziationen* 184 ff.  
*Zahlen-Traum* 183 ff., 198, 202 ff.,  
   216  
*Zahnarzt-Episode* 237 ff.  
*Zeh, Traum vom entzündeten*  
   33 ff., 326 ff.  
 Zufall 9, 23 ff., 34, 37 ff., 47,  
   69 f., 75

Jule Eisenbud, Professor an der Hochschule von Colorado, war einer der ersten, der Gedankenübertragung und andere Psi-Fähigkeiten als echte Kommunikationsmittel erkannt und sie als wesentliche Faktoren in die Psychoanalyse einbezogen hat. Zahlreiche Experimente und die praktische Erfahrung mit Patienten haben erwiesen, dass die dem Menschen innewohnenden Psi-Kräfte, die mit den bisherigen Methoden nicht interpretiert werden konnten, auf dem Weg über die Psychoanalyse weitgehend zu erklären sind.

Diese mit vielen Fallbeispielen belegte Darstellung der längst fälligen Verbindung von Parapsychologie und Psychoanalyse bedeutet eine grundlegende Neuorientierung in der gesamten Psychologie.

Psi-Kräfte dringen erhellend und heilend  
in tiefste Bewußtseinsbereiche vor.

Der bekannte Psychiater und Psychologe  
Jule Eisenbud war einer der ersten, die  
Gedankenübertragung und andere Psi-Fähig-  
keiten als echte Kommunikationsmittel  
erkannt und sie als wesentliche Faktoren  
in die Psychoanalyse einbezogen haben.

Seine mit vielen Fallbeispielen belegte  
Darstellung der längst fälligen Verbindung  
von Parapsychologie und Psychoanalyse  
bedeutet eine grundlegende Neuorientierung  
in der gesamten Psychologie.